This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

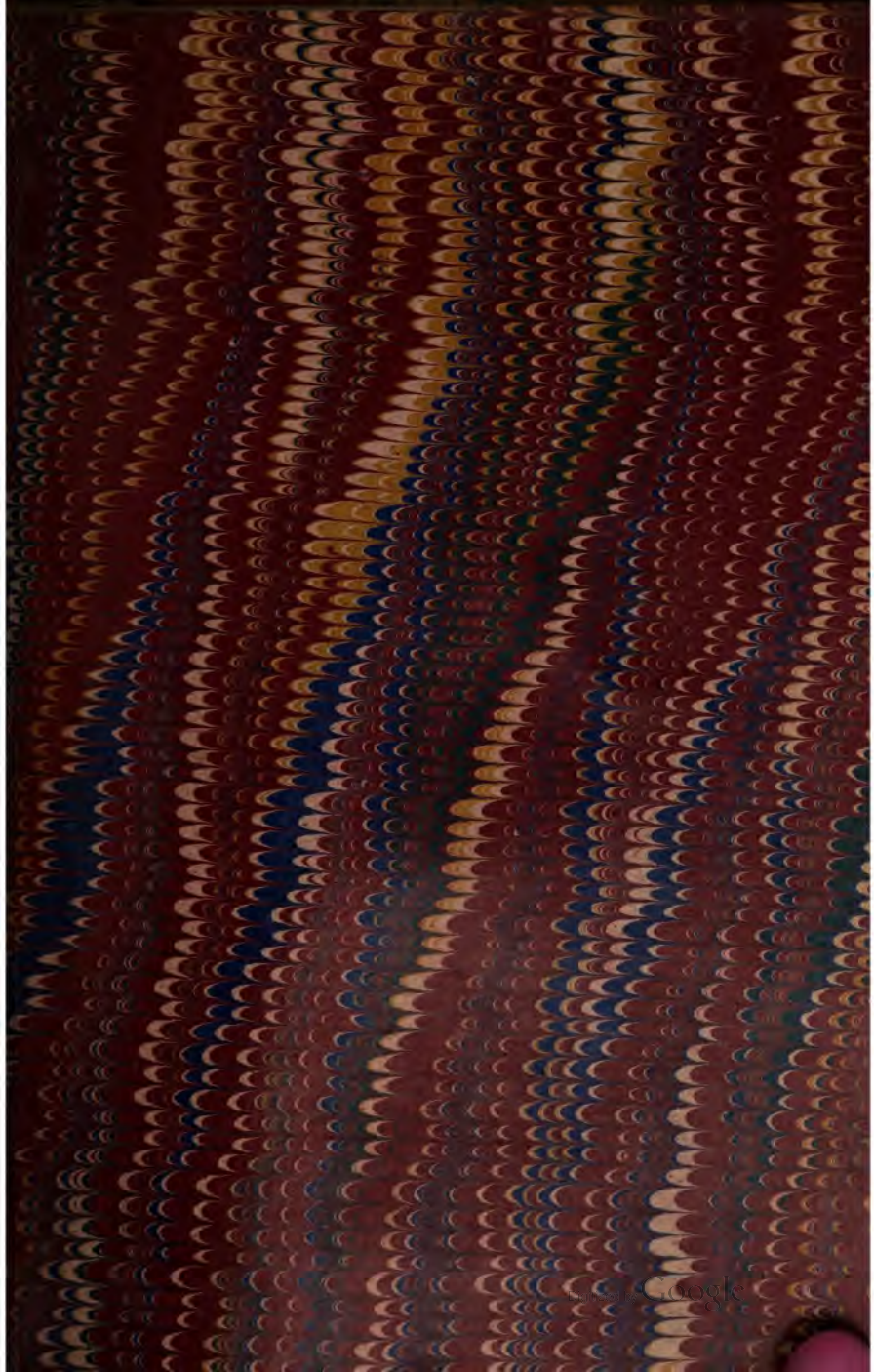
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

J. 36 e 21[e]

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Vierter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf Gottschall.

Vierter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1876.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Der vierte Band unſers „Neuen Plutarch“ bringt Biographien von Ulrich von Hutten, Konrad Ekhof und Lord Byron, von drei hervorragenden Männern, die auf verſchiedenen Gebieten des geiſtigen Wirkens ſich ausgezeichnet haben.

Trotz der meiſterhaften Biographie Ulrich von Hutten's von David Friedrich Strauß wird eine Lebensbeſchreibung wie die von Hans Prutz, welche auf Grund eingehender Studien ein gedrängteres Geſammtbild des ritterlichen Humaniſten entrollt, dennoch unſern Leſern willkommen ſein.

Von Ekhof gab es bisjetzt keine Biographie. Hermann Uhde hat zum erſten male, aus den Quellen ſchöpfend, ein ſorgfältig ausgeführtes Lebensbild geſtaltet, welches dieſen Meiſter darſtellender Kunſt, deſſen Name bekannter iſt als ſeine Leiſtungen, der Theilnahme der Jetztzeit näher bringt.

Was die Biographie Byron's betrifft, ſo habe ich die dichteriſche und geiſtige Bedeutung deſſelben, von der ich höher denke, als dies im allgemeinen gegenwärtig der Fall iſt, wo die Meinung, welche Gervinus über den großen Dichter äußerte, an Boden zu gewinnen ſcheint, in volles Licht geſetzt und beſonders den naheliegenden Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Dichtung und ſeinen Lebensſchickſalen hervorgehoben. Dabei konnte ich aber nicht umhin, nach unbefangener Prüfung alles Thatſächlichen, was in den

Digitized by Google

verschiedensten Memoiren über Byron angegeben wird und was seine eigenen Aufzeichnungen enthalten, die Beschuldigung der Mrs. Beecher-Stowe und die Anklage der Lady Byron in Betreff des Verhältnisses zwischen Lord Byron und seiner Schwester für begründet zu erachten, soweit überhaupt derartige problematische Verhältnisse einer überzeugenden Beweisführung zugänglich sind. Ich weiche hierin von den meisten deutschen Autoren über diese Frage ab; doch so viel steht fest: entweder ist Mrs. Beecher-Stowe eine Lügnerin und Lady Byron eine Wahnsinnige gewesen, oder jene Anklage ist begründet, wofür allzu viele, sonst schwer zu erklärende Indicien sprechen.

Leipzig, im September 1876.

Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

Inhalt des vierten Theils.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Ulrich von Hutten. Von Hans Prutz. 1
Konrad Ekhof. Von Hermann Uhde. 119
Lord Byron. Von Rudolf Gottschall. 239

Digitized by Google

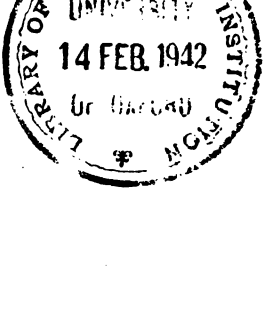
Digitized by Google

Ulrich von Hutten.

Von

Hans Prutz.

Digitized by Google



Digitized by Google

Das 15. Jahrhundert neigte seinem Ende zu. Aber nicht Dankesworte und Lobsprüche waren es, welche dem scheidenden das Geleite gaben; es war nicht Zufriedenheit mit der Vergangenheit und nicht freudiges Vertrauen auf die Zukunft, womit die Menschheit dem heraufdämmernden neuen Jahrhundert entgegenging.

Denn was man einst von dem scheidenden Jahrhundert gehofft hatte, war nicht in Erfüllung gegangen; was dasselbe schon so gut wie gewährt zu haben schien, war noch im letzten Augenblicke wieder in unerreichbare Fernen entrückt worden. Kirche, Staat und Gesellschaft, von denen man gehofft hatte, sie würden von schwerer, aus einer unglücklichen Vergangenheit ererbter Krankheit genesen, waren kränker als je zuvor, so krank, daß man an der Möglichkeit einer Genesung allmählich zu verzweifeln anfing. Ein Gefühl tiefsten Unbehagens lastete auf den Geistern der Menschen: daß es nicht so bleiben konnte, wie es war, erkannte jeder; aber alle die Mittel, denen man die Kraft zu heilen zugetraut hatte, waren erschöpft — ohne Wirkung. Wie sollte es werden? Was barg die Zukunft in ihrem Schose?

Nirgends war das Gefühl des Misbehagens größer als in Deutschland: nirgends blickte man so enttäuscht auf die jüngste Vergangenheit zurück, so muthlos der nächsten Zukunft entgegen wie in dem Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation, dessen Scepter damals in die Hand des wohlmeinenden und volksbeliebten, aber dabei auch so unklaren und phantastischen und dann wieder so engherzigen und selbstsüchtigen Kaisers Maximilian gelegt war. Kaum einem frühern Herrscher war

Digitized by Google

ein so günstiges Vorurtheil entgegengebracht worden; kaum noch einmal hat sich die Nation in ihren Erwartungen so gänzlich getäuscht gesehen: nichts von dem hatte die Regierung Maximilian's ausgeführt, was man von ihr erhofft hatte.

Die Besserung der tiefentarteten Kirche, welche in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in dem Brennpunkte der geschichtlichen Entwickelung gestanden und für welche die besten Männer der Zeit die Fülle ihrer geistigen und sittlichen Kräfte eingesetzt hatten, war endgültig gescheitert. Selbst das einst so Großes verheißende Baseler Concil war schließlich kläglich zu Fall gekommen: habsburgische Selbstsucht, italienische Tücke und pfäffische Verschmitztheit hatten die allzu kühn ihre Machtsphäre überschreitende Versammlung ohnmächtig in die Hände der Gegner geliefert. Und je größer in Deutschland eine Zeit lang die Gefahr für die Hierarchie gewesen war, um so rücksichtsloser, um so schamloser meinte dieselbe nun gerade dort ihren Sieg ausnutzen zu können. Dazu aber bot die ungesunde Verquickung der Kirche mit den politischen Ordnungen des Reichs in dem geistlichen Fürstenthum eine nur allzu günstige Gelegenheit. Wie fast überall zu einer Art von Götzendienst entwürdigt, diente das Christenthum in Deutschland eigentlich nur noch dazu, das Danaidenfaß der päpstlichen und sonstigen geistlichen Kassen nach Möglichkeit zu füllen. Mit erstickender Schwere lastete diese Kirche auf dem wirthschaftlichen Leben, wie sie jedes geistige Leben zu ertödten drohte. Wo von solchem überhaupt noch die Rede sein konnte, in den Kreisen der Humanisten, standen die Götter des Alterthums in weit höherm Ansehen als die Heiligen der Kirche, und im Volke hatte man, soweit nicht die kirchliche Verdummung gesiegt, für Kirche und Geistlichkeit nur Hohn und Spott, welche sich, oft nicht ohne Selbstverhöhnung, in der ätzenden Lauge volksthümlicher Satire leidenschaftlich ergossen.

Um nichts besser aber sah es in Deutschland in Bezug auf die staatlichen Verhältnisse aus. Längst hatte ja das Kaiserthum seine Bedeutung verloren: in dem Kampfe gegen das aufstrebende Landesfürstenthum war es endgültig unterlegen. Das

Digitized by Google

aber war ein schweres Verhängniß auch für die Stellung der deutschen Nation inmitten der übrigen Nationen Europas. Denn eben damals waren in Frankreich die Schranken gefallen, welche das Königthum gegenüber den übermüthigen Vasallen eingeengt und zur Ohnmacht verurtheilt hatten: in den blutigen Kriegen gegen England war die Kraft des französischen Adels gebrochen worden; die schleichende Tyrannei Ludwig's XI. hatte das Uebrige gethan. Ueber die Leichenhaufen hinweg, welche die Rosenkriege auf zahllosen blutgetränkten Schlachtfeldern gethürmt, schritt in England der Tudor Heinrich VII. dem Throne zu, um unbehindert durch den einst so gewaltigen Adel, bedient von dem unbedingt gefügigen Parlament, ein fast absolutes Regiment zu führen. Gleichzeitig hatte in der Pyrenäischen Halbinsel der geniale Herrschergeist der großen Isabella im Bunde mit dem klugen Rechner Ferdinand die letzten Reste der arabischen Fremdherrschaft durch einen mit Begeisterung geführten nationalen Religionskrieg vernichtet, die Macht des Adels und der zu fürstlicher Selbstständigkeit aufgestiegenen Ritterorden gebeugt und dem neuerstehenden Königthume dienstbar gemacht. Ja, dort war es der neuen Monarchie sogar möglich geworden, die Besserung der entarteten Kirche ihrerseits in die Hand zu nehmen und, was die Concilien und die Päpste nicht gekonnt und nicht gewollt, von begeisterten, wahrhaft frommen Priestern berathen, glücklich zu vollenden, eine Reformation im eigentlichen Sinne des Wortes durchzuführen, eine Verjüngung der Kirche auf Grund des von spätern Entstellungen gereinigten Dogmas, eine Wiederherstellung der in den bessern Zeiten derselben herrschenden Grundsätze und Zustände. So weit kam es nun in Frankreich und in England zwar nicht, aber die Stärkung, welche das Königthum dort erfuhr, die straffe politische Centralisation, welche dort eintrat, hat doch den schädlichen Einfluß der entarteten Kirche auf die öffentlichen Angelegenheiten wesentlich gemindert, und niemals hat dort die verkommene Hierarchie mit ihren eigenen Pflichten, mit den Rechten des Staats und mit den Interessen der Gesellschaft ein so frevel-

Digitized by Google

haftes Spiel treiben können, wie sie es in dem zerfallenden Deutschland ungestraft thun konnte.

Zugleich aber mit der Kirche und dem Staate war in Deutschland auch die Gesellschaft von schwerem Siechthum ergriffen. Die neue Staatsordnung, welche im Gegensatz zu dem mittelalterlichen Feudalwesen in Frankreich, England und Spanien zur Herrschaft gekommen war, stützte sich in erster Linie auf den bürgerlichen Stand, für welchen eben damit die Epoche einer schnellern Entwickelung den Anfang nahm. In allen drei Reichen bedurfte das Königthum der Städte und ihrer Bürgerschaften, um sich gegen die Reactionsversuche des aus der Gewalt verdrängten Adels zu behaupten, ja in allen drei Staaten griff es, um sich in seiner neuen Stellung vollends zu befestigen und dann zur Entwickelung der nationalen Wehrkraft, noch weiter zurück, indem es den Bauer gegen die rohe Willkür der adeligen und geistlichen Grundherren schützte und denselben neben dem Bürger zum Träger der neuen wirthschaftlichen Cultur machte. Damit aber war die sociale Frage, wie sie sich zu Ende des Mittelalters gestaltet hatte, ebenso einfach wie gründlich gelöst: daher der wirthschaftliche Aufschwung, das Erblühen von Handel und Gewerbe in Frankreich, England und Spanien, daher die leitende Stellung, welche namentlich Frankreich und Spanien auch in den großen politischen Fragen jener Zeit einnehmen und infolge deren Deutschland sich bald aus allen seinen ehemals behaupteten Positionen verdrängt sieht.

Die Blüte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums war dagegen lange dahin. Von Kaiser und Reich, zu denen sie allein auch in den schwersten Zeiten getreulich gestanden, mit schnödem Undank gelohnt und im Stich gelassen, waren die deutschen Städte mit wenigen Ausnahmen der landesfürstlichen Gewalt verfallen und damit der verzehrenden Einwirkung der beginnenden Kleinstaaterei wehrlos preisgegeben. Dem Verluste der politischen Bedeutung aber folgte schnell der wirthschaftliche Ruin: die Entdeckung Amerikas, die Auffindung des Seewegs nach Ostindien leiteten den Weltverkehr in ganz neue Bahnen, das Mittelmeer hörte auf Weltmeer zu sein, die bis-

Digitized by Google

her den Welthandel beherrschenden Seestädte sanken von ihrer sonnigen Höhe, und die Metropolen des deutschen Handels, deren Bedeutung auf den nun schnell umgestürzten alten Zuständen beruhte, folgten denselben bergab; ihr gewinnbringender Zwischenhandel hörte auf, ihr Reichthum schwand, sie gingen schneller Verarmung entgegen. Damit aber trat auch der innere Zwiespalt störender hervor, an dem alle diese Städte schon mehr oder minder lange krankten. Auch in den bürgerlichen Kreisen wurde der Ruf nach Reform immer lauter; eine demokratische Opposition macht sich überall bemerkbar: der Handwerker fordert den ihm gebührenden Platz neben dem Großhändler, die Zünfte begehren von den Geschlechtern ihren Antheil an der öffentlichen Gewalt.

Aber daß auch der Bauer ein Mensch sei, daß auch er sein Recht habe, und daß ihm dieses, sollte er nicht zuletzt verzweifelnd es sich zu erzwingen versuchen, endlich einmal werden mußte — daran dachte in Deutschland niemand. Und doch lag gerade auf diesem Gebiete die größte von allen Gefahren, welche Deutschland damals bedrohten.

Seit Jahrhunderten war die altgermanische Volksfreiheit geschwunden. Der für den eigentlichen Träger des ganzen staatlichen Baues hätte gelten müssen, der kleine freie Grundbesitzer, der Bauer, war längst in völlige Unfreiheit gesunken; wo ihm aber noch ein beschränktes Eigenthum geblieben war, da war er durch Fronden, Zehnten, Todfälle u. s. w. allmählich zu Grunde gerichtet. Im Reich, auf den Landtagen und im Gericht war er ohne Vertretung, und auf ihn wälzten Adel und Bürger ab, was sie selbst zu tragen keine Lust hatten. So schwer aber der Bauer unter der Rohheit und Raubluft des Adels, unter den Erpressungen der Amtleute und der Fürsten litt: — viel schlimmer noch war der Druck der geistlichen Herrschaft, das wohlorganisirte und durch kein Mittel abwehrbare System der kirchlichen Ausraubung durch Zehnten, Ablaß, Stolgebühren u. s. w. Die blutigen Aufstände der Bauern gegen ihre Peiniger, die sich durch das ganze Mittelalter mehrfach wiederholten, waren immer in Strömen Blut erstickt, die Mishandlung der Besiegten nur

Digitized by Google

noch schlimmer geworden. Aber gerade gegen Ende des 15. Jahrhunderts stieg die Gärung in dieser tiefsten Schicht des Volkes höher als jemals zuvor und erreichte einen solchen Grad, daß eigentlich jeden Augenblick eine furchtbare Entladung zu erwarten stand. Tiefen Eindruck hatte schon das Beispiel der schweizer Bauern machen müssen, die mit Keule und Morgenstern ihre junge Freiheit gegen die glänzenden Ritterheere der Habsburger und die siegesgewissen Scharen des tollen Burgunders glücklich vertheidigt hatten. Und zu der Zeit, da man Kirche und Staat unter Leitung von Papst und Kaiser noch durch Concilien reformiren zu können glaubte, hatte Kaiser Sigismund in seinem Reformationsentwurf (1436) die Leibeigenschaft geradezu als eine den Lehren des Christenthums zuwiderlaufende, sündhafte Einrichtung bezeichnet. Wie tief die scheinbar unbewegte Masse von diesen neuen Ideen durchdrungen und erregt war, das zeigten 1476 die Tausende und Abertausende, die um Hans Behaim, den „Pfeifer von Niclashausen", zusammenströmten, um den phantastischen und doch so reale Dinge behandelnden Reformpredigten des beredten Schwärmers zu lauschen, welcher verlangte, daß Papst und Kaiser und Fürsten abgeschafft und allgemeine Brüderlichkeit und Gleichheit des Besitzes eingeführt würden. Und eben damals fing der deutsche Bauernstand an, sich seiner Kraft bewußt zu werden. Die Landsknechte, mit denen Kaiser Max gegen die Schweizer und in Italien kämpfte, waren fast durchweg deutsche Bauernsöhne. Der Landsknecht aber wußte, was er für Kaiser und Reich war; er kannte seine Unentbehrlichkeit, er freute sich seiner Kraft und fühlte sich in keckem Uebermuth als den Herrn und Gebieter des unkriegerischen Bürgerpacks. Seine Offiziere und der Kaiser selbst schmeichelten ihm und suchten ihn durch Nachsicht gegen seine Ausschreitungen bei guter Laune und gefügigem Sinne zu erhalten. Wie mußte sich jetzt erst der elende, an die Scholle gebundene, von Adel und Geistlichkeit mishandelte und geschundene deutsche Bauer vorkommen? Mußte es ihn nun nicht erst recht drängen, die Fesseln von sich zu werfen und, seiner Kraft bewußt, sich sein Recht zu erzwingen? Auf dem Wege dazu

Digitized by Google

war bald ein bedeutsamer Schritt vorwärts gethan. Tiefe Erregung herrschte schon 1494 unter der Bauerschaft: in den Niederlanden, im Kemptenschen kam es bereits zu offenem Aufruhr. Geheime Bündnisse sollten die einzelnen Bauernschaften zu gemeinsamer Erhebung gegen ihre Peiniger einen, stark machen zum Sieg und zur Rache. Vom Elsaß aus begann der Bundschuh sein geheimnißvolles Treiben und faßte schnell in den Landschaften am Mittelrhein und am Neckar festen Fuß. Ein vollständiges Programm zu kirchlicher und politischer Reformation sehen wir da entwickelt: Beschränkung der Geistlichkeit, Aufhebung des geistlichen Gerichts und der Ohrenbeichte, Selbstbesteuerung und Rechtsprechung durch ihresgleichen — diese Forderungen schrieben die Bauern auf ihre Fahne, als sie die Knechtschaft mit dem Schwerte abzuschütteln drohten. Die Sache wurde verrathen, das Unternehmen im Keime erstickt. Aber nur wenige Jahre weiter (1503) und wir finden dasselbe Programm, nur schärfer noch und klarer gefaßt, bei den Bauern im Speierschen: dort verlangt man Reichsreform, Freiheit des gemeinen Mannes, der Kaiser allein soll Herr sein! Und kein Mislingen, keine blutige Züchtigung läßt die Bauern ihr Vorhaben ganz aufgeben.

Das waren die Zustände Deutschlands an der Grenzscheide des 15. und des 16. Jahrhunderts. Von einem Ende Deutschlands zum andern hörte man den Ruf nach Reformation, nach Besserung der unerträglich gewordenen Zustände in Kirche, Staat und Gesellschaft. Und doch mochte manchem die Reformation, die friedliche, bessernde Umgestaltung des Bestehenden, kaum noch möglich erscheinen.

Die Reformation der Kirche war aufgegeben: die Unmöglichkeit, sie auf den bisher eingeschlagenen und doch allein betretbar scheinenden Wegen zu erreichen, leuchtete jedem ein. Die Reform des Staates hatte zu Anfang der Regierung Maximilian's möglich scheinen können; aber so einig man darin war, daß das Reich gebessert werden müsse, so uneinig war man über das Wie der Besserung. Kaiser Max hatte durch Stärkung der Centralgewalt, die Fürsten hatten durch Steigerung des fürstlichen Einflusses auf die Reichsregierung zu helfen gedacht. Aus dem Widerstreite der unvereinbaren Gegensätze waren

Digitized by Google

die halben Reformen Maximilian's hervorgegangen, Landfriede, Reichskammergericht, gemeiner Pfennig und Kreistheilung, die nichts von alledem leisteten, was man sich davon versprochen hatte, die den geringen Halt und Zusammenhang, der in dem Reiche noch vorhanden gewesen war, vollends aufgelöst hatten. Die sociale Reformfrage hatte niemand anzurühren gewagt; wo sie auftauchte, hatte man mit Schwert und Strang gewüthet.

So lagen die Dinge, das war die Stimmung in Deutschlang, als alle Gemüther in fieberhafte Erregung gesetzt, alle als unerfüllbar aufgegebenen Hoffnungen neu belebt wurden durch die zunächst so unscheinbare und doch so großartig, so wahrhaft befreiend wirkende That des wittenberger Mönches am 31. October 1517. Denn während Luther selbst, als er die 95 Thesen gegen den Ablaß an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlug, mit der Kirche noch ganz eins zu sein glaubte, fühlte das deutsche Volk mit instinctiver Sicherheit heraus, daß man den Markstein einer neuen Zeit passirt habe. Jubelnder Beifall tönte von allen Seiten dem kühnen Worte des thüringer Bauernsohnes entgegen. Woher dieser gewaltige, durchschlagende Eindruck? Es war nicht allein die hinreißende Sprache des Volksmannes, die aus der Tiefe des Gemüths, aus der Fülle der Leidenschaft strömte, was alles mit sich fortriß; es war auch nicht die blendende Helle des hier zuerst in seinem Kern und Wesen wieder auftauchenden Evangeliums, was alle so unwiderstehlich anzog: daraus allein glauben wir den überwältigenden Eindruck erklären zu können, den Luther's Auftreten machte, daß das deutsche Volk erkannte, jetzt oder nie sei die Zeit gekommen, was man seit einem Jahrhundert erstrebt hatte, was zu erreichen man kaum noch hoffte, schließlich doch noch und in einem großen, kühnen Anlauf zu gewinnen. Während des ganzen 15. Jahrhunderts war die Reformation die Losung gewesen; an eine Reformation der Kirche allein hatte dabei zunächst niemand gedacht, vielmehr war darunter, wie Staat, Kirche und Gesellschaft untrennbar verwachsen und durch einander bedingt waren, immer nur eine Erneuerung der Kirche und zugleich des Staats und der Gesellschaft verstanden worden.

Digitized by Google

Es ist bekannt, daß die Reformation, wie sie jetzt aus dem von Luther gegebenen Impulse und durch Luther geleitet sich entwickelte, dieser Auffassung und den dadurch begründeten Hoffnungen des deutschen Volks nicht entsprochen, die Sehnsucht desselben wiederum nach zwei Seiten hin unbefriedigt gelassen hat. Was, um Deutschland wirklich zu verjüngen, eine Erneuerung der Kirche und des Staats und der Gesellschaft hätte werden müssen, was aus einer solchen dreifachen Wurzel hervorging und nach einem solchen dreifachen Ziele hinarbeitete, ist durch die Ungunst der Verhältnisse, durch die Persönlichkeit des kirchlichen Reformators, die bei aller Größe doch nach einer Seite hin sehr eng beschränkt war, und dann durch die kleinliche Selbstsucht derer, die zur Reformation des Staats und der Gesellschaft allerdings die ersten Opfer hätten bringen müssen, irregeleitet, eingeengt und verkümmert worden: die politische Erneuerung des Reichs unterblieb, die Lösung der socialen Frage ging in den blutigen Greueln des Bauernkriegs unter.

Angelegt auf eine solche Einseitigkeit war die Reformation von vornherein nicht; vielmehr nahm sie in den ersten Jahren nach Luther's Auftreten eine Wendung, welche mit der kirchlichen zugleich auch die politische und sociale Neugestaltung Deutschlands erhoffen ließ. Der Tod Kaiser Maximilian's und die Wahl Karl's V. steigerten die Erwartungen der deutschen Patrioten; von dem jungen Kaiser, der dem Papste und Frankreich verfeindet war, hoffte man, daß er die Sache Luther's zu der seinen machen, sich an die Spitze der ihm freudig folgenden Nation stellen werde. Höher wogte die Bewegung auf; der deutsche Adel gedachte seine ehemalige Herrlichkeit zu erneuen, im Bunde mit einem starken Kaiserthum die Macht der Landesfürsten zu brechen und wie in den glänzenden Zeiten der Salier und Staufer der Träger des nationalen Staats zu werden. Ganz ähnliche Hoffnungen lebten in den Städten auf, und selbst der geknechtete Bauer lauschte mit angehaltenem Athem der Kunde von den großen Dingen, die der neue Herrscher zu vollführen, durch die er auch ihm die lange ersehnte Erlösung zu bringen berufen sein sollte. Wie ein knospenschwellendes

Digitized by Google

Frühlingswehen ging es durch Deutschland, und man meinte schon an dem glücklichen Ausgange der so viel verheißenden Bewegung kaum noch zweifeln zu können, da jetzt der wittenberger Reformator selbst aus den engen Grenzen theologischen Forschens hinaus und in den heiß entbrennenden nationalen und politischen Kampf eintrat, in den er die flammenden Worte seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" wie einen gewaltigen Schlachtruf ertönen ließ. Die drei papierenen Mauern des Romanismus warf er siegreich über den Haufen; begeistert trat er ein für das Recht des Staats gegenüber der Kirche, für das Recht Deutschlands gegenüber Rom, und entwarf mit genialer Kühnheit den Grundriß einer neuen, auf den Grundsätzen des Evangeliums zu errichtenden Gesellschaft.

Damals war die Reformation auf ihrem Höhepunkte angekommen. Sie hat sich nicht auf ihm zu erhalten vermocht. Und weshalb? Nicht daß Karl V. die auf ihn gesetzten Hoffnungen kläglich täuschte, ist daran schuld gewesen, wenigstens sicher nicht das allein. Auch Luther's große Natur hatte ihre Schranken, aus denen sie nicht herauskonnte. Und an diesen Schranken zunächst scheiterten damals die Hoffnungen der deutschen Nation. Luther war eben nicht der Mann der Politik, nicht der Mann socialer Reformen. Luther war und blieb zuerst und zuletzt Theologe; aus dem Tiefinnersten seiner Seele, durch Kämpfe, so schwer wie sie kaum jemals wieder ein Mensch durchgerungen hat, war er zu der Ueberzeugung gekommen, die er mit Einsetzung seiner ganzen Existenz vertrat. Es war ein Stück von seinem Selbst, seinem eigenen Ich, das der Gegenstand des Streites geworden war; ist es da nicht eigentlich natürlich, daß Luther diese allerpersönlichste Angelegenheit nicht mit Fragen vermengen wollte, die derselben von seinem Standpunkte aus so ganz fremd erscheinen mußten? Von seinem Standpunkt aus: die Vorgeschichte der Reformation in Luther's Innerm macht die unüberwindliche Scheu begreiflich, welche den Reformator abhielt, die sich ihm bietenden weltlichen Bundesgenossen anzunehmen, und läßt es verstehen, daß er nur allzu bald vor den Consequenzen zurückschreckte, die von

Digitized by Google

seinen nur verstandesmäßig vorgehenden Schülern und Anhängern aus seiner Lehre für das politische und sociale Leben der deutschen Nation gezogen wurden, — Consequenzen, die, so richtig, so nothwendig sie waren, ihm selbst doch allezeit als eine Entheiligung seiner reinen Sache erschienen. Daß die Reformation auf halbem Wege stehen blieb, daß die kirchliche Erneuerung einmal eine theilweise blieb, dann nicht gleich die politische und sociale Verjüngung mit sich brachte, also nicht zur völligen Wiedergeburt Deutschlands führte, daran war zunächst — bei aller bewundernden Ehrfurcht vor seiner sonstigen Größe muß man das aussprechen — doch eigentlich nur Luther selbst schuld. Auch er war nur ein Product der Umstände und der Eindrücke, unter denen er sich entwickelt hatte. Politischer Sinn und Empfänglichkeit für die Probleme der socialen Entwickelung gingen ihm ab und mußten ihm abgehen. So sehr sich Luther dem Römer gegenüber als Deutscher fühlte: was wußte er von der Entwürdigung des deutschen Adels, von der Bedrängniß der deutschen Städte? Was fragte er nach der Rechtlosigkeit des Handwerkers gegenüber den Geschlechtern in der Mehrzahl der deutschen Städte? Die eine wie die andere schien seiner starren Auffassung des Gebots „Seid unterthan der Obrigkeit" durchaus berechtigt und ordnungsmäßig, und ebendieses Gebot enthielt für ihn auch die Rechtfertigung für die unmenschliche Mishandlung der Bauern durch geistliche und weltliche Grundherren. Solchen realen Verhältnissen und praktischen Fragen nahe zu treten, hatte Luther, dessen Entwickelung eine durchaus innerliche, seelische gewesen war, niemals Anlaß gehabt; ihnen gegenüber ist Luther allezeit der Theologe geblieben. Die politische Zerfahrenheit Deutschlands, die trübe Lage des deutschen Adels, die Noth des Kleinbürgers, das Elend der Bauern —: alles das war ihm gleichgültig, wenn nur jedem Einzelnen aus diesen Kreisen das Evangelium nicht vorenthalten wurde.

Aus demselben Grunde wie Luther's Größe entspringt also auch die Beschränktheit desselben: die Reformation aufzufassen als eine allgemeine, nicht blos kirchliche, sondern auch staatliche und sociale Wiedergeburt des Reichs, was sie nach der Ver-

Digitized by Google

gangenheit, nach den frühern Versuchen und ihrer anfänglichen Entwickelung hätte sein sollen und hätte sein können; sie in diesem großen Sinne zu leiten, dazu war Luther nicht fähig. In den Widersprüchen und Unklarheiten, in die er sich dadurch verwickelte, liegt etwas geradezu Tragisches, was in den spätern Jahren schwer auf dem Leben und dem innern Frieden des Reformators gelastet hat. Luther hat die Beschränktheit seiner Natur nach dieser Seite hin schwer gebüßt.

Wer aber, so mag man mit Recht fragen, wäre denn wol berufen und befähigt gewesen, die Reformation nach ihren drei Elementen als ein Ganzes zu erfassen, in Fluß zu bringen und in Fluß zu erhalten? Sah Deutschland in jener entscheidungsvollen Zeit überhaupt den Mann in sich erstehen, der ein ganzes und volles Verständniß hatte für die Größe des geschichtlichen Moments und der dabei nicht blos die Fähigkeit, sondern auch den selbstverleugnenden, heldenhaften Muth besaß, sein Alles und sich selbst an die große Sache zu setzen?

Ein ungewöhnlicher, viel erfahrener, viel umgetriebener Mann mußte es freilich sein, der die zur Lösung dieser Aufgabe nöthige Kenntniß der Zeit und ihrer Zustände und das Verständniß für das, was derselben noththat, in sich vereinigen sollte. Er mußte das Elend, welches die landesfürstliche Tyrannei über Adel und Bürger brachte, ganz ausgekostet; er mußte die in dem Adel noch immer vorhandene Kraft und Tüchtigkeit kennen gelernt haben; er mußte wissen, wo das städtische Leben krankte, und mußte namentlich in die Zustände des Bauernstandes einen Blick gethan, die Kraft und Entwickelungsfähigkeit des mishandelten Bauern erkannt haben — und wo konnte er das anders als im Feldlager inmitten der aus dem Bauernstande hervorgegangenen Landsknechte? Er mußte die Reformation Luther's begriffen haben als eine nicht blos theologische Umwälzung, sondern als den logischen und nothwendigen Abschluß des Befreiungswerks, das mit dem Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften begonnen hatte und in dem Humanismus fortgeführt war. Ein solcher Mann aber konnte nicht erstehen in der Enge der Studirstube, noch weniger in der Stille der

Digitized by Google

Mönchszelle, konnte nicht als Fürstendiener und nicht als Raubritter, nicht als regsamer Bürger und nicht als conspirirender Bauer seine Schule durchmachen: er mußte vielmehr von all diesen Verhältnissen Kenntniß genommen, sie alle in ihrer Ungesundheit durchschaut, im Kampf mit ihnen seine Kraft gestählt und an einer großen Leidenschaft einen alles aufs Spiel setzenden Wagemuth in sich großgezogen haben, den Muth der großen geschichtlichen That, der, durchdrungen von dem Gefühl des Rechts und der Pflicht, so und nicht anders zu handeln, kühn dem Ziele zusteuert, mag auch die Welt darüber in Stücke gehen oder er selbst in jähem Sturze zerschmettert werden. Ausgestattet mit großen Anlagen, einem Muth, der lachend in den Tod geht, mußte, wer die deutsche Reformation zu ihren letzten Zielen leiten wollte, auch alle Höhen und Tiefen des deutschen Lebens in jähem Wechsel durchmessen und den Kampf um das Dasein in seiner ganzen Leidenschaftlichkeit durchgerungen haben.

Dieser Mann aber war Ulrich von Hutten. In einem wechselvollen, wirren Leben spiegelt derselbe die Unklarheit einer großen, innerlich gewaltig gärenden Zeit in wunderbar vollkommener Weise wider. Was irgend groß und gut war und der deutschen Nation zur Erreichung des ihr damals scheinbar so nahe gerückten Zieles hätte verhelfen können, Ulrich von Hutten hat es aufgenommen, sich zu eigen gemacht und vergeistigt: ein gewaltiger Mahner, ein todesmuthiger Bannerträger ist er seinem Volke, als alle andern zurückwichen, begeisterten Blicks vorangeschritten, und als er alle untreu werden und die Möglichkeit des Siegs vollends schwinden sah, da hat er allein die einmal erwählte Sache nicht aufgegeben, sondern ist bis zum Tode getreu, als ein ruhmvoller Märtyrer für seine Ideale, für die Zukunft seines Volks gefallen.

Unweit der alten Bonifaciusstadt Fulda, über dem hessischen Städtchen Schlüchtern, erhebt sich steil aufragend der Steckelberg; auf ihm erblickt der Wanderer noch heute die freilich dürftigen Trümmer einer alten Ritterburg. Von dem weitver-

Digitized by Google

zweigten, in Hessen und Franken einflußreichen Geschlechte, das einst dort oben auf der Steckelburg seinen Sitz gehabt, gibt noch die über einer allmählich zusammensinkenden Pforte befindliche Inschrift Kunde: Anno Domini 1509. Ulrich v. Hutten. Dort oben hat denn auch die Wiege des Mannes gestanden, welcher den altberühmten Namen der Hutten unsterblich zu machen berufen war. Zwischen diesen zerbröckelnden Mauern hat als Knabe der Mann sich in kindischem Spiele getummelt, der sich dann in einem großartig kritischen Moment an die Spitze der von ihren Führern, ihren politischen und geistigen Leitern verlassenen deutschen Nation stellte und Freund und Feind zum Trotz den widerstrebenden Verhältnissen die kirchliche, politische und sociale Wiedergeburt seines heißgeliebten Vaterlandes abringen wollte und darüber, der Zeit vorauseilend, in wahrhaft tragischer Weise seinem patriotischen Idealismus zum Opfer fiel.

Der Vater unsers Helden war jener Ulrich von Hutten, welcher nach der noch erhaltenen Inschrift als Erbauer des jüngsten Theils der jetzt verfallenen Burg erscheint. Ihm, dem mäßig begüterten Sprößling eines alten, urkundlich bis in das 13. Jahrhundert zurück verfolgbaren Adelsgeschlechts, das sich wie die Mehrzahl seiner Standesgenossen inmitten der so ganz veränderten Verhältnisse der neuen Zeit nicht ganz auf der alten Höhe zu behaupten vermocht hatte, wurde von seiner Gemahlin, Ottilie von Eberstein, am 21. April 1488 ein Sohn geboren, der ebenfalls den Namen Ulrich empfing. Obgleich der Erstgeborene — drei Brüder und zwei Schwestern standen später neben Ulrich — und als solcher doch eigentlich berufen, einst der Erbe des Hausgutes und das Haupt der Familie zu werden, wurde Ulrich doch schon in jungen Jahren für den geistlichen Stand bestimmt. Es scheint, daß die zarte Gesundheit des schwächlichen Knaben ihn nicht geeignet erscheinen ließ, die Anstrengungen und Gefahren weltlichen Ritterthums zu ertragen. Aber jedenfalls begreift man, wie diese seinem Erstgeburtsrecht Hohn sprechende Bestimmung über seine Zukunft den Knaben schon frühzeitig mit Groll gegen seine Umgebung

Digitized by Google

erfüllen und sein lebhaftes Gefühl zu heftiger Opposition gegen die Herrschaft der Willkür und des Unrechts aufreizen mußte.

Elfjährig wurde Ulrich von Hutten bereits dem Benedictinerkloster zu Fulda übergeben, um dort für den seiner wartenden geistlichen Beruf vorgebildet zu werden. Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß der Knabe sich schon damals der Bestimmung der Aeltern, die mit aus beschränkt frommem Sinn hervorgegangen zu sein scheint, offen widersetzt und das ihm drohende Schicksal von sich abzuwenden gesucht habe; fest aber steht, daß Ulrich, je älter er wurde und je mehr er sich selbst erkannte, den Gedanken, Geistlicher zu werden, um so entschiedener von sich zurückwies. Dem Zureden der Aeltern, den Mahnungen seines Abtes, der lockenden Vorspiegelung einer glänzenden Laufbahn stellte der erwachende Geist des Jünglings die entschiedenste Ablehnung entgegen. Man war nicht im Stande, ihn zur Ablegung des Profesſes zu bringen. Aber wer weiß, ob die Spannkraft des jugendlichen Geistes schließlich nicht doch den mit allem Nachdruck auf ihn geübten Einflüssen erlegen wäre, wenn ihr nicht ein edler Mann zu Hülfe gekommen und der beredte Anwalt Ulrich's gegen die beschränkten Aeltern und die immer heftiger andringenden geistlichen Oberen geworden wäre. Das war der schwäbische Ritter Eitelwolf von Stein, ein eifriger Humanist und in Italien selbst gebildet, zugleich aber auch hervorragend bewährt im praktischen Leben und dadurch namentlich den brandenburgischen Kurfürsten nahe verbunden; er, ein Freund und Gesinnungsgenosse eines Reuchlin und Erasmus, hatte in dem jungen Hutten mit sicherm Blick das schlummernde Genie erkannt, und seiner Fürsprache war es zuzuschreiben, daß demselben, wie es scheint, wenigstens noch ein Aufschub, eine Frist zur Ablegung des geforderten Profesſes bewilligt wurde. Eitelwolf von Stein kannte offenbar den Klerus seiner Zeit zu gut, um nicht zu wissen, daß in diesem Stande entweder Ulrich's reiches Talent zu Grunde gehen oder Ulrich selbst sich in unausgesetztem innern Kampfe schließlich aufreiben müsse.

Aber den über die Zukunft des Sohnes gefaßten Beschluß

Digitized by Google

ganz aufzugeben, dazu wurde der kurzsichtige und starrsinnige Vater selbst durch eine so gewichtige Stimme doch nicht vermocht. So muß der Jüngling schließlich denn doch vor die qualvolle Wahl gestellt worden sein zwischen Ablegung des Professes, womit er sich sehenden Auges in ein elendes Leben gestürzt hätte, und dem Wagniß einer Flucht und des Bruches mit den Aeltern, die, ihre Autorität misbrauchend, ihn wol gar zwingen wollten, Geistlicher zu werden. Und der allgewaltige Drang nach Freiheit, der die Brust des Jünglings schwellte, die Sehnsucht nach dem geahnten Genusse des Lebens, der Durst nach weltlicher Wissenschaft und ritterlichem Abenteuer trugen den Sieg davon über die Liebe zu den Aeltern und die lauten Mahnungen des kindlichen Gehorsams. Etwa siebzehnjährig, 1504 oder 1505 — näher läßt sich die Zeit nicht bestimmen — vollführte Ulrich die mit Wissen und Beihülfe seines Freundes Crotus Rubianus geplante und vorbereitete Flucht aus den Klostermauern, hinter denen seiner doch nichts anderes als lebenslängliche Gefangenschaft und trostloses geistiges und sittliches Siechthum gewartet hätte.

„Ich hab's gewagt" — nach diesem Worte, das er späterhin auf der Höhe seiner Laufbahn zur Devise seines Lebens gewählt hat, handelte Ulrich von Hutten bereits damals. Der Bruch mit den Aeltern, besonders mit dem starrsinnigen Vater, war die unvermeidliche Folge des von Ulrich gethanen Schrittes. Sonst aber haftete kein Makel an ihm, und nur niedrige Verleumdung war es, wenn seine Gegner ihn späterhin geradezu als entlaufenen Mönch an den Pranger zu stellen suchten. Und selbst wenn Hutten das gewesen wäre — lag darin nach dem Auftreten und der befreienden Wirksamkeit Luther's wirklich überhaupt noch ein Vorwurf?

Die Lehr- und Wanderjahre beginnen; ihnen sollte der beste Theil von Hutten's Leben gehören. Noch aber nahm es der seiner Freiheit frohe, thatenlustige, wissensdurstige Jüngling mit dem ihm drohenden Ernste des Lebens nicht so genau. Selbst in das Dunkel der Klosterschule waren einzelne Strahlen des Geisteslichtes gefallen, das, in Italien aufgegangen, damals auch

Digitized by Google

Deutschland zu erhellen anfing; es war die Blütezeit des Humanismus, der sich der kirchlich beschränkten, mönchisch eingeengten sogenannten Wissenschaft des Mittelalters, der Scholastik, kühn entgegensetzte und die Befreiung der in Unfreiheit gehaltenen Geister auf seine Fahne schrieb. Seit der Flucht aus dem Kloster war die Grundlage seines ganzen Lebens der Protest gegen Kirchenthum und Möncherei geworden, und hätte Hutten sich da nicht mit wahrem Heißhunger in das Studium der befreienden humanistischen Disciplinen stürzen sollen?

Welche besondern Wege Hutten dabei gegangen, ist im einzelnen nicht ganz deutlich erkennbar. Nur allzu oft geht uns die Spur des abenteuernden Jüngers der Wissenschaft so gut wie ganz verloren, und dann sehen wir denselben plötzlich an einem Orte, wo wir ihn eigentlich am wenigsten vermuthet, wieder auftauchen, entwickelter und gereifter, ohne daß wir recht sagen könnten, wie und wo er so geworden ist. Nur so viel steht fest, daß Hutten seine Studien in Erfurt, Köln und Frankfurt an der Oder gemacht hat. Erfurt war eine von den Burgen des Humanismus; in Köln lagen Humanismus und Scholastik, Aufklärung und Dunkelmännerei noch in heißem Kampfe miteinander; aber gerade die Berührung und die Bekanntschaft mit der ihm feindlichen Richtung mußte Hutten besonders nützlich werden.

So trat Hutten denn als Glied ein in die große, an keinen Ort und an keine Nation gebundene Gemeinde der Humanisten. Schnell faßte er in derselben festen Fuß, kam jetzt mit allen bedeutenden Persönlichkeiten dieses großen Kreises, sei es in persönliche, sei es in literarische Berührung und gewann augenscheinlich trotz seiner Jugend und der Ungleichmäßigkeit seiner Bildung Anerkennung und eine gewisse Geltung. Zwei Männer aber sind es vorzüglich gewesen, die auf Ulrich von Hutten eingewirkt, sich die wärmste Zuneigung des jungen Feuerkopfes erworben und eine bleibende Bedeutung für dessen Leben gewonnen haben. Der eine war Crotus Rubianus — denn so hatte der aus Dornheim bei Arnstadt gebürtige Johann Jäger der gelehrten Sitte der Zeit gemäß sich umgetauft —, ein Mann von

Digitized by Google

umfassender Gelehrsamkeit, dabei heiter und voll Lebenslust, gefeiert wegen seines Witzes und ein trefflicher, freilich nicht juvenalisch strenger Satiriker. Acht Jahre älter als Ulrich von Hutten, den er, wie es scheint, schon in jungen Jahren in Fulda kennen und lieben gelernt hatte, ist er in Erfurt und Köln dem jungen Studenten zugleich Lehrer und Freund gewesen und Freund sein Leben lang geblieben. Der andere war der Hutten gleichalterige Eoban Hesse, schon in jungen Jahren gefeiert als ein vollendeter Meister in der von den Humanisten so eifrig gepflegten neulateinischen Poesie, äußerlich eine stattliche, imponirende Erscheinung, aber auch ein Lebemann, ein lustiger Zecher, der es liebte, die Sorgen eines vielfach, namentlich durch eine unglückliche Ehe getrübten Lebens mit den Freunden beim Becher wegzuscherzen, und dabei doch für alle ernsten und großen Fragen Kopf und Herz offen behielt. Durch diese beiden ihm besonders innig verbundenen erfurter Freunde kam Ulrich von Hutten, wie mit vielen gefeierten Größen des Humanismus, so namentlich auch mit dem gothaer Kanonikus Mutianus Rufus in literarische und persönliche Beziehungen. Dieser, eigentlich Konrad Muth, — Rufus nannte er sich seines röthlichen Haares wegen — entstammte einer angesehenen Familie in Homburg; in Italien als Humanist und Jurist gebildet, hatte er den hessischen Hofdienst bald mit dem behaglichern Genuß einer bescheidenen Pfründe vertauscht, um ganz seinen literarischen Neigungen leben zu können. Von umfassender Gelehrsamkeit, ein feiner Kopf, geistreich und formgewandt, hatte Mutianus Rufus freilich nichts von dem Drange nach literarischer Production und auch nichts von der Freude am literarischen Kampf, welche wie allen Humanisten so ganz besonders Hutten eigen waren. Er hielt vielmehr alles Laute, Heftige, Störende recht geflissentlich von sich fern. Ein religiöser Freidenker war er zufrieden, ungestört seiner eigenen Ueberzeugung leben zu können und sah in halb behaglicher, halb vornehmer Ruhe auf das soviel Staub aufwirbelnde Gezänk der Theologen herab, und auch die gelehrten Streitigkeiten der kampflustigen Humanisten schienen nur zu seinem Ergötzen vorhanden zu sein.

Digitized by Google

Nur ganz gelegentlich einmal griff Mutianus Rufus durch einen guten Scherz, eine geistvoll satirische Wendung, oder auch eine ernste sittliche Mahnung ein, um auf Freund und Feind mäßigend und mildernd zu wirken.

Mit dem Eintritt in einen solchen Kreis mußte sich für Ulrich von Hutten gewissermaßen eine neue Welt erschließen. In vollen Zügen athmete der dem Kloster Entsprungene, dem Leben und der Freiheit Wiedergegebene diese frische, belebende, durchgeistigte Luft. Und damals scheinen auch die äußern Verhältnisse Ulrich's von Hutten der Art gewesen zu sein, daß sie ihn wenigstens nicht besonders drückten und in dem freudigen Genusse des sich ihm öffnenden neuen Lebens hinderten. Der hartsinnige Vater freilich wollte von dem ungehorsamen Sohne noch nichts wissen; aber ein Vetter, Ludwig von Hutten, nahm sich desselben an und scheint ihm aus seinen reichern Mitteln die Möglichkeit einer verhältnißmäßig sorgenfreien Existenz gewährt zu haben; wenigstens gedenkt Ulrich von Hutten späterhin dieses Mannes noch oft als seines verehrten Wohlthäters.

Aber auch sein einstiger Fürsprecher, der zuerst die hohe geistige Befähigung des Knaben erkannt und denselben der drohenden Verkümmerung in dem Klosterleben zu entziehen gesucht hatte, der edle Eitelwolf von Stein, hat, so scheint es, seinen jugendlichen Schützling nicht aus dem Auge verloren. Auf seine Einwirkung, die freilich des nähern nicht nachweisbar ist, wird man wol auch die Veränderung zurückführen müssen, welche 1506 in Hutten's Stellung eintrat. Damals nämlich wurde die neu gestiftete Universität Frankfurt an der Oder eröffnet und dorthin zog Ulrich von Hutten, nicht ohne manche Klage der erfurter Freunde über die in ihrem Kreise damit eintretende Lücke. Bereits Johann Cicero, der Kurfürst von Brandenburg, hatte die Einleitung zur Gründung einer Universität in Frankfurt getroffen; niemand hatte ihn dabei eifriger mit Rath und That unterstützt als Eitelwolf von Stein; dieser hatte auch einen besondern Antheil daran, als die neue Hochschule von Johann Cicero's Nachfolger, Joachim I., endlich eröffnet werden konnte; auch auf die ersten Berufungen hat derselbe einen wesentlichen Ein-

Digitized by Google

fluß geübt. Daß auch Ulrich von Hutten in Uebereinstimmung mit seinem alten Gönner, vielleicht auf Antrieb oder Einladung desselben Erfurt verließ und nach der neuen Universität in der sandigen Mark übersiedelte, dafür spricht wol die Fürsorge, die Eitelwolf von Stein gerade hier seinem Schützling zuwandte; auf des einflußreichen kurfürstlichen Raths Verwendung hat vermuthlich schon damals Joachim's I. Bruder, Markgraf Albrecht von Brandenburg, der spätere Erzbischof von Mainz und Cardinal, den talentvollen Jüngling unterstützt und der äußern Sorgen einigermaßen überhoben. Und dieser stattete seinen Dank in der bei den Humanisten in solchen Fällen üblichen Art ab: in etwas überschwenglicher Weise pries er in einem Lobgedichte auf die Mark deren Schönheiten und Reichthümer, sodaß man nieinen könnte, kein Land der Welt komme diesem glücklichsten aller Erdenwinkel auch nur annähernd gleich. Dieses Gedicht hat allerdings nur ein formales Interesse; aus ihm und andern gleichzeitig auch noch in Frankfurt entstandenen Gedichten, einer Elegie an den getreuen Eoban Hesse und einer Ermahnung zur Tugend, können wir ersehen, wie ganz der achtzehnjährige Poet sich in den classisch gefärbten Gedankenkreis und in die an den römischen Dichtern gebildete Ausdrucksweise der Humanisten hineingelebt und wie sicher und gewandt er in dieser eigentlich wenig natürlichen Denk- und Sprechweise sich zu bewegen gelernt hatte.

Der frankfurter Aufenthalt hielt aber schließlich nicht das, was Hutten von ihm erwartet haben mochte. Daß dieser seine anfängliche Absicht, sich in Frankfurt als Lehrer niederzulassen, die im Kreise seiner erfurter Freunde mit Beifall aufgenommen wurde, schließlich aufgab, hat seinen Grund wol in der Erkenntniß gehabt, daß ihm dort eine ersprießliche und befriedigende Wirksamkeit nicht beschieden sein könne. Man darf annehmen, daß auch Eitelwolf von Stein ähnlich dachte, jedenfalls durch die Wendung, welche die Entwickelung der von ihm mit gegründeten Hochschule bald nahm, tief und schmerzlich enttäuscht war. Der humanistischen, die Befreiung der Geister erstrebenden Wissenschaft hatte in Frankfurt eine Stätte bereitet wer-

Digitized by Google

den sollen; schon nach wenigen Jahren war Frankfurt anerkanntermaßen ein Sitz der scholastischen und eifrig kirchlichen Gelehrsamkeit geworden, dessen Professoren die Lorbern ihrer kölner Collegen keine Ruhe zu lassen schienen, und es ist ja bekannt, daß die Universität Frankfurt, entsprechend den persönlichen Ansichten ihres Stifters, nur ein Jahrzehnt nach ihrer Eröffnung neben Köln und Ingolstadt das Hauptquartier der erbittertsten Widersacher Luther's war.

Diese Verhältnisse mögen Ulrich von Hutten den Aufenthalt in Frankfurt allmählich verleidet, ein unbestimmter Drang in die Ferne und jugendliche Wanderlust noch das Ihrige dazu beigetragen haben. Im Anfang des Jahres 1508 verließ Hutten enttäuscht die märkische Hochschule. Wir wissen nicht, wohin er sich zunächst gewendet hat; auch die Plane, die ihn für seine nächste Zukunft erfüllten, sind uns unbekannt; wie seinen Freunden, so verschwindet auch uns der ritterliche Dichter für einige Zeit vollkommen. Daß Hutten noch weiter nach dem Norden Deutschlands zu ziehen beschloß, kann freilich kaum zweifelhaft erscheinen. Was ihn jedoch dazu bestimmt haben mag, sind wir außer Stande zu sagen. Wanderlust, die ihn trieb, auch den Norden Deutschlands kennen zu lernen, wird wol die nächste Triebfeder gewesen sein; vielleicht übte auch gerade das härtere, straffere Wesen des Norddeutschen auf Hutten eine gewisse Anziehungskraft aus; seiner ganzen Natur nach mußte er sich demselben sozusagen verwandt fühlen. War vielleicht das ferne Preußen sein Ziel, als er, wir wissen nicht wo, sich einschiffte und sein Glück den ungetreuen Wellen der schon von winterlichen Stürmen aufgewühlten Ostsee anvertraute? Sicher ist nur das Eine, daß wir Ulrich von Hutten gegen Ende des Jahres 1508 in namenlosem Elend, hungernd und krank, schiffbrüchig und am Bettelstabe die pommersche Küstenlandschaft durchziehen sehen; seine letzten Kräfte nimmt er verzweifelnd zusammen, um seinem siechen Leibe, ehe er ganz zusammenbricht, die ersehnte Ruhe und wenigstens nothdürftige Pflege zu verschaffen. Was zwischen dem Aufbruch von Frankfurt und diesem Moment liegt, ist uns durchaus unbekannt.

Digitized by Google

Von einer bösen, in jener Zeit zuerst auftretenden Krankheit ergriffen, die seinen Leib mit schwärenden Wunden bedeckte, dazu geplagt von dem viertägigen Fieber, das ihm fast durch sein ganzes Leben ein nicht abzuschüttelnder Begleiter werden sollte, durch einen Schiffbruch, wie es scheint, seiner letzten Habe beraubt; so bettelt sich Ulrich von Hutten durch das fremde Land. Zum Tode erschöpft erreicht er endlich Greifswald. Zu keiner Zeit aber hat die große Zunft der Gelehrten wol so eng und fest zusammengehalten wie gerade damals; nicht blos ihren literarischen Widersachern traten die Humanisten in einer undurchbrechbaren Phalanx, Schulter an Schulter, entgegen, einer für alle und alle für einen, sondern auch in der oft so drückenden Noth der äußern Existenz bewährten sie sich wie eine einzige große Familie, und überall konnte der Einzelne, der gerade in Bedrängniß war, sobald er nur das Losungswort gegeben hatte, auf Rath und Beistand auch von den ihm völlig Unbekannten rechnen. Das erfuhr auch Ulrich von Hutten jetzt an sich; unentgeltlich nahm den armen und kranken Wanderer der Rector der Universität Greifswald, der Jurist Buckow, unter die Glieder der Hochschule auf: „Ulrich Hutten, Dichter, Kleriker von Würzburg, wurde gratis eingeschrieben, da er all seines Eigenthums beraubt war", — so lesen wir noch heute in der Universitätsmatrikel von 1509. Wie Hutten zu der Bezeichnung als würzburger Geistlicher gekommen, ist nicht recht klar. Daß er selbst sich bei der Inscription als solchen bezeichnet hat, kann kaum bezweifelt werden; es bleibt zur Aufklärung dieses eigenthümlichen Verfahrens dann allerdings kein anderer Ausweg als die Annahme, Hutten habe sich für einen Geistlichen ausgegeben, weil er in seiner augenblicklich ganz hülflosen Lage als solcher wol am ersten auf thatkräftige Unterstützung rechnen konnte. Hatte der bedrängte Ritter so speculirt, so hat seine Speculation wenigstens den gewünschten Erfolg gehabt. Hutten fand in Greifswald schnell Gönner und Freunde. Besonders eifrig nahm sich seiner einer der juristischen Professoren, der Kanonikus Henning Lötz, an, der Sohn eines reichen greifswalder Kaufherrn, des Bürgermeisters Wedeg Lötz. Bald finden

Digitized by Google

wir Hutten als Haus- und Tischgenossen des Professors; doch dauerte das anfangs sehr freundschaftliche Verhältniß nicht lange. Hutten hatte niemals Anlage zum Höfling gehabt; einem auf seine Gelehrsamkeit, seinen Rang und seinen Reichthum stolzen Patricier, der den abenteuernden Ritter augenscheinlich als eine Art gutgestellten Bedienten, um sich in geistreicher Weise die Zeit vertreiben zu lassen, gebrauchen wollte, den Hof zu machen, war vollends nicht seine Sache. Auch scheint Ulrich von Hutten sich für mehr ausgegeben zu haben, als er war; manches deutet darauf hin, daß er von seiner einflußreichen und vermögenden Sippe im hessischen und fränkischen Lande gesprochen und den greifswalder Patriciern, die zuerst und zuletzt eben Kaufleute waren und sich nur auf Gewinn verheißende Unternehmungen einließen, die Meinung eingeflößt habe, es würde ihnen einst mit Vortheilen aller Art reichlich gelohnt werden, daß sie sich seiner angenommen hatten. Man begreift, daß Vater und Sohn Lötz nicht wenig aufbrausten, als sie erfuhren, daß sie es mit einem besitzlosen Abenteurer, einem verstoßenen Sohne zu thun und deshalb nicht einmal auf Ersatz ihrer Auslagen, geschweige denn gar auf doppelte und dreifache Vergeltung zu hoffen hatten. Die geistige Ueberlegenheit, der schneidende Witz, die bittere Ironie, deren Ulrich von Hutten wie kein zweiter fähig war, mögen die Betrogenen vollends gereizt haben. Daß sie sich rächen wollten, ist begreiflich; immerhin aber bleibt die Art, wie dies geschah, ein seltenes Beispiel von unedler, ja unmenschlicher Rachsucht.

Man hatte endlich offen gebrochen. Ende December 1509 zog Ulrich von Hutten aus Greifswald, um weiter nach Mecklenburg, nach der Universität Rostock, zu wandern. Aber bald erfuhr seine Reise eine jähe Unterbrechung; aus einem Weidengebüsch, wo sie ihm aufgelauert, brachen plötzlich einige von den Dienern der Lötze hervor; die Hellebarde ihm auf die Brust setzend, forderten sie von Hutten, daß er sich auf der Stelle seiner Kleider entledige, die er einst von dem alten Lötz geschenkt erhalten hatte. Kein Bitten und Klagen half; in eisiger Winterkälte, auf offener Landstraße muß der von seiner bösen

Digitized by Google

Krankheit noch nicht Genesene sich der schützenden Gewänder entledigen, um halbnackt seine Wanderung fortzusetzen. Aber das genügte der niedrigen Rachgier der um den gehofften Gewinn betrogenen reichen Herren noch nicht: selbst die paar Bücher und die Handschrift seiner eigenen Dichtungen, welche Hutten als einziges Gepäck mit sich trug, nahmen die unmenschlichen Räuber mit fort.

In einem ebenso jämmerlichen Zustande wie unlängst in Greifswald hielt so Ulrich von Hutten seinen Einzug in die mecklenburgische Musenstadt. Elend- und verlassen lag er schwer krank danieder. Aber wieder zeigte sich die menschlich schöne Zusammengehörigkeit dieser weitverzweigten Humanistenschule; kaum war die Kunde von Hutten's Noth in die Kreise der Universität gedrungen, als man ihm zu helfen eilte. Besonders warm und thatkräftig nahm sich des kranken und mittellosen Dichters der liebenswürdige und rechtschaffene Ekbert Harlem an, ein geborener Niederländer, der als Professor der Philosophie in Rostock eine angesehene und einflußreiche Stellung einnahm. Dessen Haus- und Tischgenosse wurde Hutten, als er sich von dem anfangs fast aussichtslosen Krankenlager erhob. In diesem Kreise würdigte man des Ritters ungewöhnliche Gaben und freute sich der mannichfachen Anregung, die man seinem geistvollen und bildenden Verkehr verdankte; ohne daß Hutten gerade als Lehrer zu Rostock gewirkt hätte, sah er sich doch bald von einem zahlreichen und dankbaren Zuhörerkreise, Professoren und Studenten, umgeben. Doch wird man wol nicht irren, wenn man die Theilnahme und den Beifall, die Hutten in Rostock fand, zum Theil wenigstens auf Rechnung des warmen Mitgefühls setzt, welches sein Handel mit dem greifswalder Patricierpaar und die unmenschliche Gewaltthat desselben selbst in weiten Kreisen für ihn erwecken mußte. Aber nicht blos nach dieser Seite hin wurde die Unbill, die er erfahren, für Hutten in gewissem Sinne gewinnbringend; auch für die innere Entwickelung des Dichters und damit für seine gesammte literarische Thätigkeit bezeichnet jenes unselige Ereigniß eigentlich einen glücklichen Wendepunkt.

Digitized by Google

Was Hutten bisher geschrieben und veröffentlicht hatte, legte ein günstiges Zeugniß ab für seine classische Bildung, seine umfassende Belesenheit und seine sichere Beherrschung des lateinischen poetischen Ausdrucks; mehr aber war daraus über seine geistige Individualität noch nicht zu erkennen gewesen. Hutten hatte bewiesen, daß er die bei den Humanisten übliche Schablone des Versemachens mit einer gewissen Eleganz zu handhaben verstand, aber einen neuen Gedanken, die Andeutung auch nur einer originalen Richtung würde man in diesen ersten Poesien vergeblich suchen. Und eben in dieser Hinsicht hat der Streit mit den Lötzen auch in dem innern Leben Hutten's Epoche gemacht. Seinem innersten Wesen nach war Ulrich von Hutten, lange vor Luther's Auftreten, lange vor der Reformation eine durch und durch protestantische Natur. In der Natur dieses originellen Geistes lag es, daß er in dem gewöhnlichen, friedlichen Gange der Dinge leicht erschlaffte, auf Abwege gerieth oder seine überschießende, unbeschäftigte Kraft wol gar in der Durchkämpfung selbst niedriger Leidenschaften austoben ließ; seiner selbst und seiner ungewöhnlich reichen Mittel sich bewußt zu werden, sich wiederzufinden und das zu sein, was er sein konnte, dazu hat Ulrich von Hutten alle Zeit einer Herausforderung bedurft, die sein innerstes Wesen aufreizte, zur fieberhaften Anspannung aller Kräfte anregte, das Eintreten in einen Conflict, über den er alles andere vergessen, in dem er sich mit seiner glühenden Seele, seiner verzehrend feurigen Leidenschaft bis zur Selbstvernichtung versenken konnte. Gegen rohe Gewaltthat anzukämpfen, gegen widerrechtlich errichtete Schranken anzustürmen, gegen Despotismus und Willkür aller Art zu protestiren: das war der besondere Beruf Ulrich's von Hutten, dazu war er wie kaum jemals ein anderer befähigt. Wo es Sturm zu laufen, zu den Waffen zu rufen, an die besten Kräfte, die höchsten Leidenschaften zu appelliren galt, da hat Ulrich von Hutten allezeit das rechte Wort gefunden und die Zauberformel zu sprechen gewußt, die kein anderer fand oder doch kein anderer anzuwenden wagte.

Im Protest gegen den unheilvollen Beschluß, mit dem die

Digitized by Google

Aeltern eigenmächtig über sein doch ihm gehöriges Leben verfügt hatten, war der Knabe zum Jüngling geworden; im Protest gegen die rohe Willkür, die unmenschliche Gewaltthat, deren Opfer er geworden, wurde jetzt der Jüngling zum Mann. Und ähnlich hat es sich mit jedem Fortschritt verhalten, den Hutten in der Folgezeit gemacht; ähnliche, aber jedesmal höhere, um edlere Güter ringende Leidenschaften sind es gewesen, die das Opfer der Lötze'schen Rachgier schließlich zum Heros der Reformation gemacht haben. „Die Hebamme von Hutten's Geiste war eben der Zorn", sagt David Strauß mit Recht.

Den ersten großen Fortschritt dieser Art in der geistigen Entwickelung Ulrich's von Hutten bezeichnen die zwei Bücher Elegien, die als „Querelen gegen die Lossier" im Jahre 1510 in Frankfurt an der Oder erschienen. Hier zuerst flammt echt Hutten'sche Leidenschaft; da ist nichts mehr von der conventionellen poetischen Phraseologie, in der alle diese humanistischen Versemacher einander gleichen. In diesen zorndurchglühten, racheschnaubend einherstürmenden Elegien erkennt man eine ganze und volle, eigenartige und ausgereifte Individualität, die, ohne jeden Rückhalt und ganz ihrem leidenschaftlichen Drange hingegeben, vollkommen eins ist mit der Sache, die sie ergriffen hat, und ohne jeden Rest in derselben aufgeht. Götter und Menschen ruft Hutten an um Rache an den Lossiern; Himmel und Erde will er in Bewegung setzen, um sich Genugthuung zu verschaffen für den beispiellosen Schimpf, der ihm angethan ist. An Herzog Bogislaw X. von Pommern, den Landesherren, an die bürgerlichen und adeligen Landsleute der Frevler wendet sich der Dichter mit seiner leidenschaftlichen Klage; seine eigenen Verwandten, die weitverzweigte Hutten'sche Sippe, besonders den ihm so wohlgeneigten Vetter Ludwig ruft er auf, ihm die Schmach rächen zu helfen, die sie als ihnen allen angethan empfinden müßten; an seine Genossen, die deutschen Humanisten, richtet er einen begeisterten Aufruf, sie sollten sich ihm verbinden, eine Beleidigung zu strafen, die in ihm der ganzen deutschen Dichterwelt zugefügt worden sei.

Digitized by Google

Es lag in der Natur der Dinge, daß die Wirkung, welche Hutten's leidenschaftliche poetische Anklage gegen seine greifswalder Feinde thatsächlich hatte, unendlich weit hinter den Absichten und Erwartungen des zürnenden Dichters zurückblieb. Ja, es scheint sogar, als ob dieses erste bedeutende, den Stempel seines originellen Geistes an sich tragende Werk Hutten's nur in einem sehr kleinen Kreise bekannt geworden sei. Den reichen innern Gewinn aber, welchen der Dichter aus dem Erlebten und Durchdachten als einen bleibenden Besitz auf seine fernere Laufbahn mit hinübernahm, hat ihm niemand mehr streitig machen können. Hutten's Geist war erwacht; an einer großen, wenn auch aus rein persönlichen Motiven entspringenden Leidenschaft hatte er sich aufgerichtet und war sich seiner Kraft bewußt geworden. Zum Mann gereift, klarer als bisher über sein Können, wenn auch noch nicht eins mit sich über sein Wollen, nahm Hutten gegen Ende des Jahres 1510 Abschied von dem gastlichen Rostock und den mecklenburger Freunden, die ihm erst durch werkthätige Liebe und dann durch gemeinsame geistige Interessen innig verbunden waren.

Das Wanderleben des ritterlichen Humanisten begann von neuem. Wohin es ihn führen würde, war noch unsicher; vielleicht führte es ihn nach der hessischen Heimat und auf die Burg seiner Ahnen. Denn während Hutten zunächst in Wittenberg längern Aufenthalt nahm und dort, die Theorie in glücklicher Weise mit der Praxis verbindend, ein Lehrgedicht über die Kunst, Verse zu machen, schrieb, welches sich in den Kreisen der Fachgenossen eins ganz außerordentlichen Beifalls erfreute und, in zahlreichen Auflagen wiederholt, eines der beliebtesten Schulbücher jener Zeit wurde, bemühte sich sein Freund Crotus Rubianus, welcher inzwischen Erfurt, das durch bürgerliche Unruhen erschüttert wurde und ihm so verleidet worden war, verlassen hatte, um ein Lehramt an der Klosterschule zu Fulda zu übernehmen, bei dem Herrn von Hutten auf der benachbarten Steckelburg angelegentlichst um eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn. Einige Aussicht auf Erfolg bot sich dem treuen

Digitized by Google

Vermittler wirklich dar. Seinen Sohn zum Mönchthum zwingen zu wollen, davon war der Herr von Hutten jetzt schon weit entfernt; aber daß Ulrich unter die Humanisten gegangen sei und, der brotlosen Kunst des Reimeschmiedens ergeben, plan- und ziellos im Lande herumabenteuere, das beleidigte ebenso sehr seinen ritterlichen Stolz, wie es seinem praktischen, nur auf das Nützliche gerichteten Sinn zuwider war. So kam denn der Vater dazu, die Gewährung der von Crotus Rubianus erbetenen Verzeihung davon abhängig zu machen, daß Ulrich dem vagabondirenden Literatenleben entsage und nach Italien ziehe, um dort auf einer der gefeierten Rechtsschulen sich zu einem tüchtigen Rechtsgelehrten auszubilden, denn selbst als Rechtsverdreher könne er sich seinem Geschlechte doch noch nützlich erweisen. Wir wissen nicht, was weiter in dieser Sache geschehen ist; das Eine steht fest, daß die angebahnte Versöhnung zwischen Vater und Sohn nicht zu Stande kam, wobei es dahingestellt bleiben muß, ob Ulrich auf dem von seinem Vater vorgeschlagenen Boden gar nicht unterhandeln wollte, oder ob der Vater selbst diesen ersten Schritt zum Frieden nachher im einzelnen von unannehmbaren Bedingungen abhängig machte. Unversöhnt mit den Seinen, ohne jede Unterstützung aus dem älterlichen Hause, einzig und allein angewiesen auf seinen frischen Muth und sein glückliches Talent und im Vertrauen auf den stets zu thätiger Hülfe bereiten Sinn, der die Humanisten nahe und fern erfüllte und zusammenhielt, zog Ulrich von Hutten von Wittenberg nach Leipzig und von da nach kurzem Aufenthalt weiter durch Böhmen und Mähren nach der Kaiserstadt, nach Wien.

Wien war damals das gelobte Land der Humanisten, die mit dem hochgefeierten Konrad Celtes dort einst ihr Hauptquartier aufgeschlagen und den Kaiser Maximilian förmlich zu einem der Ihrigen gewonnen hatten. Wenn irgendwo, so konnte dort ein Mann wie Hutten sein Glück machen. Und in dieser Absicht offenbar hatte derselbe den mühseligen Marsch nach der freundlichen Donaustadt angetreten. Auch brachte der Dichter, als er, eine wilde, abenteuerliche Erscheinung, fast wie ein

Digitized by Google

Räuber anzusehen, den Hut auf dem Kopfe, ein langes Messer an der Seite, seinen Einzug in Wien hielt, bereits ein neues Product seiner Muse mit, welches ihn bei den wiener Humanisten gut einführen und namentlich dem Kaiser selbst empfehlen sollte. Denn eine solche Absicht verfolgte offenbar das „Aufmahnungsgedicht an Kaiser Max bei seinem Aufbruch zum Kriege gegen Venedig", welches Hutten zugleich mit einem poetischen Gruße an Wien den dortigen Gönnern vorlegen konnte. In formaler Hinsicht steht dasselbe hinter den schneidigen Invectiven gegen seine greifswalder Feinde allerdings zurück; sachlich aber überragt es dieselben bedeutend und legte Zeugniß ab von einem entschiedenen und vielverheißenden Fortschritt, der sich ebendamals in der Entwickelung des Dichters vollzogen. In dem „Aufmahnungsgedichte an Kaiser Maximilian" kommt bei Hutten zum ersten male ein lebendiges Nationalgefühl zum Ausdruck; in diesem Werke zuerst setzt sich der Dichter mit stolzem Selbstgefühl als Deutscher den Italienern und daneben auch als Ritter dem bürgerlichen Krämervolke entgegen. Hier zuerst klingt eine Saite in Hutten's Wesen an, die nicht nur nie wieder geschwiegen, sondern eigentlich je länger je mehr den Grundton seines ganzen Seelenlebens und damit auch seines ganzen Dichtens angegeben hat. Die schwere Beleidigung, welche die übermüthigen Venetianer dem deutschen Herrscher dadurch zugefügt hatten, daß sie ihm bei seinem Zuge nach Rom zur Kaiserkrönung den Durchmarsch durch ihr Gebiet verweigerten, hat den Zorn des Dichters entflammt. In beredten Worten eifert derselbe gegen die Bewilligung eines Friedens an die Uebelthäter, zu dem Venedig jetzt, auch von anderer Seite hart bedrängt, durch versöhnliches Entgegenkommen die Hand zu bieten suchte. Energisch tritt er dafür ein, daß der frevelhafte Uebermuth der durch ihren Reichthum aufgeblasenen Krämer mit der Schärfe deutscher Schwerter ein für allemal niedergeworfen werden müsse. Die Sache des Kaisers erklärt er für die Sache der ganzen Nation und freut sich — wie der Erfolg zeigte, sehr voreilig — bereits des baldigen Sieges, den in Vers und Prosa zu verherrlichen seine Sangs- und Dichtungsgenossen in ganz Deutschland eingeladen werden.

Digitized by Google

Hatte Ulrich von Hutten mit diesem Gedichte, das eine große Tagesfrage keck aufgriff, bis zu dem Ohre des Kaisers selbst zu dringen, die Aufmerksamkeit desselben auf sich zu lenken und daraus für seine äußere Lage einen Gewinn zu ziehen gedacht, so hat er auch in Wien zunächst nur wieder eine Enttäuschung zu erleben gehabt. Auch sonst blieb sein wiener Aufenthalt resultatlos; seine Absicht, sich dort an der Universität als Lehrer niederzulassen, wurde durch den ihm entschieden feindlich entgegentretenden Rector Heckmann in fast gewaltthätiger Weise durchkreuzt. So verließ Ulrich von Hutten denn auch Wien, ohne das von ihm gesuchte Glück gefunden zu haben, gegen Ende des Jahres 1511. Unwiderstehlich lockte ihn das nahe Italien; denn wie der fromme Christ des Mittelalters vergeblich gelebt zu haben glaubte, wenn er nicht nach dem heiligen Lande gepilgert war und in gläubiger Verzückung an dem Grabe des Erlösers gekniet hatte; wie für den echten Jünger Mohammed's die mühselige und entbehrungsreiche Wallfahrt nach Mekka den eigentlichen Höhepunkt und den besten Zweck des Lebens bildet, so war es nicht blos Wunsch, sondern Pflicht eines jeden echten Humanisten, in das gelobte Land des Humanismus im Süden der Alpen, nach den eigentlichen Pflanzschulen der freien Künste zu ziehen und dort an der Quelle selbst einen vollen frischen Trunk zu thun aus dem belebenden Strom des wiedererweckten Alterthums. Für Hutten aber war, als er an die Erfüllung dieser Humanistenpflicht ging, ohne Frage noch ein anderer, praktischer Gesichtspunkt maßgebend. Hatte doch sein Vater bei den durch Crotus Rubianus unternommenen Vermittelungsversuchen die Wiederannahme des verstoßenen Sohnes davon abhängig gemacht, daß derselbe die brotlosen Künste, mit denen er bisher seine Zeit unnütz verbracht hatte, endlich aufgebe und sich ernstlich auf das Studium der Rechte verlege, das allein ihm zu einem ansehnlichen und gewinnreichen Posten in der Welt verhelfen könne. Der Aufenthalt in Italien sollte Hutten's humanistische Sehnsucht nach der Wiege der neuen Bildung und zugleich das so entschieden ausgesprochene Verlangen des Vaters erfüllen. Aber wenn Hutten selbst sich die

Digitized by Google

geistige Kraft zutraute, so weit auseinanderliegende Ziele nebeneinander zu verfolgen und im wahrsten Sinne des Wortes zweien Herren zugleich zu dienen, so wurden seine klugen Berechnungen und guten Vorsätze auch hier wieder von ganz unerwarteten Zwischenfällen in unliebsamster Weise vereitelt.

Im April 1512 finden wir Ulrich von Hutten in Pavia als Zuhörer des berühmten Juristen Jason Maynus; daneben jedoch sehen wir ihn einen Schritt weiter in dem Humanismus thun, nämlich das Studium der griechischen Sprache beginnen. Aber die eine wie die andere Beschäftigung wurde bald in der gewaltsamsten Weise unterbrochen. Der Krieg entbrannte mit erneuter Heftigkeit; die Schweizersöldner des Papstes erschienen vor Pavia, um die Stadt den Franzosen zu entreißen; von Professoren und Studenten flüchtete, wer irgend davonkommen konnte. Ulrich von Hutten, mittellos und wieder von dem leidigen Fieber geplagt, mußte zurückbleiben; so elend war er damals, daß er den Tod für unabwendbar hielt, ja ihn beinahe als eine Erlösung herbeisehnte; als Deutscher sah er obendrein von den mistrauischen und erbitterten Franzosen jeden Augenblick sein Leben bedroht. Aus dieser verzweifelten Stimmung entsprang der Entwurf zu einer Grabschrift, in der Hutten sich selbst als den zum Unglück Geborenen, von Elend und Krankheit von Land zu Land Verfolgten bezeichnete und nur das eine Verdienst für sich in Anspruch nahm, allen Gefahren und Schicksalsschlägen zum Trotz im Dienste der Musen treu ausgeharrt zu haben. Es schien aber auch wirklich, als ob das Schicksal den armen Ritter ganz besonders zu seinem Opfer auserkoren habe und sich ihm gegenüber an Tücke und Grausamkeit gar nicht erschöpfen könne. Denn kaum war Hutten aus der ihm von den Franzosen drohenden Todesgefahr gerettet, als die Pavia besetzenden Schweizer ihn als einen angeblichen Waffengenossen der abgezogenen Feinde ausplünderten und mishandelten; mit Aufopferung des letzten Restes seiner geringen Habe erkaufte der Unglückliche die Freiheit und flüchtete aus dem mit Greueln aller Art erfüllten Pavia nach dem friedlichen Bologna. Von allen Mitteln entblößt, vom Fieber geplagt und

Digitized by Google

durch seine wieder heftiger auftretende Krankheit auf dem einen Fuße gelähmt — er selbst vergleicht sich in dem Briefe an einen wittenberger Freund humoristisch dem hinkenden Gotte Vulcanus —, so lag Hutten im Sommer 1512 in Bologna. Vergeblich suchte er die Aufmerksamkeit des den Humanisten wohlgeneigten Matthäus Lang, des bei Kaiser und Papst hoch angesehenen Bischofs von Gurk, des späteren Cardinal-Erzbischofs von Salzburg, der damals durch Bologna reiste und von seinen dort weilenden deutschen Landsleuten festlich empfangen und mit einem von Hutten verfaßten Gedichte begrüßt wurde, auf sich zu ziehen und vielleicht in dem Gefolge desselben nach Rom zu gelangen. Auch was Hutten sonst unternahm, um seinem immer trüber sich gestaltenden Geschick eine günstigere Wendung zu geben, hatte keinen Erfolg, und so blieb denn dem von entmuthigender Krankheit geplagten, hinkenden und dabei doch von so hohem geistigen Streben erfüllten Jünger der Musen kein anderer Ausweg, um wenigstens sein Leben zu fristen, als — unter die Landsknechte zu gehen!

Wenn man bedenkt, wie es damals in den Reihen der Landsknechte zuging, in welcher Art der Krieg geführt wurde und welches Leben für den einzelnen damit verbunden war, so wird man ungefähr ermessen können, was für einen ritterbürtigen Mann, einen Gelehrten, einen Dichter, wie Ulrich von Hutten es war, dieser Schritt bedeuten wollte. Am ehesten mochte Hutten sich noch mit seinem Geschick versöhnen durch die Freude, die er empfand, nun mit dem Schwerte in der Faust gegen die verhaßten Feinde, die Schädiger der deutschen Ehre, die Beleidiger seines Kaisers kämpfen zu können und den heftigen Worten, die er gegen das venetianische Krämervolk, das er den in den Sümpfen lebenden Fröschen zu vergleichen liebt, einst in dem Gedicht an Maximilian geschleudert hatte, nun die entsprechenden Thaten folgen zu lassen. Bei der Belagerung des von den Venetianern vertheidigten Padua und bei Cremona, wo die Kaiserlichen glücklich waren, scheint Hutten gefochten zu haben; später stand er wol bei den Truppen, die in der Lombardei gegen die erst dem Kaiser, dann den Venetianern verbündeten Fran-

Digitized by Google

zosen fochten und dieselben schließlich zu verlustvollem Rückzuge aus dem Mailändischen nöthigten. Man begreift, daß diese Erlebnisse das nationale Gefühl des auf sein Deutschthum ohnehin stolzen Ritters noch wesentlich stärken mußten, daß er auf die Venetianer wie die Italiener überhaupt und auf die Franzosen als die verhaßten Feinde seines Volks und seines Kaisers mit Verachtung herabsehen lernte. Aber noch einen andern reichen Gewinn hat, wenn nicht alles trügt, Hutten aus dieser trüben und doch so lehrreichen Zeit seines Landsknechtsthums in sein späteres Leben mit hinübergenommen. Die Landsknechte rekrutirten sich vorzugsweise aus dem Bauernstande, und wenn wir Ulrich von Hutten späterhin, als er, vom Kaiser getäuscht, ohne rechten Verlaß auf die eigenen Standesgenossen, einen kraftvollen und entschlossenen, begeisterten und opferfreudigen Verbündeten suchte zur Durchführung seiner großen Entwürfe, sich mit fester Bestimmtheit und in dem des Erfolges gewissen Ton an die sich wieder regenden deutschen Bauern wenden und diese zu gemeinschaftlichem Vorgehen aufrufen sehen, so kann man wol kaum zweifeln, daß derselbe da im entschiedenen Gegensatz zu dem beschränkten Vorurtheil seines Standes die Erfahrungen und Kenntnisse zu verwerthen dachte, die er während jenes italienischen Soldatenlebens in den Reihen der streitbaren deutschen Bauernsöhne von der naturwüchsigen und unverdorbenen, elementarisch ungebändigten, doch so entwickelungsfähigen Kraft dieses von allen mishandelten Standes gewonnen hatte.

Welchen bedeutenden Fortschritt Ulrich von Hutten während dieses ersten so vielfach getrübten Aufenthaltes in Italien machte, lassen aber auch die in die Zeit desselben fallenden poetischen Arbeiten deutlich erkennen. Im allgemeinen waren, das läßt sich ja nicht leugnen, die Humanisten entsprechend der Art, wie die von ihnen vertretene Richtung entstanden war, mehr Kosmopoliten als bewußte Vertreter ihrer Nation; mit dem fremden Gewand, in das sie ihre stets mehr oder minder antikisirenden Gedanken kleideten, hatten sie sich schließlich eine dem eigenen Volke fremde Form des Denkens angewöhnt und lebten so beinahe mehr in einer erträumten oder doch künstlich construirten

Digitized by Google

Welt der Abstractionen und der Ideale, als daß sie Kraft und Lust gehabt hätten, sich der so kraus verwickelten, so wirr gärenden, jedenfalls durchaus nicht an die geliebte Antike erinnernden Gegenwart und Wirklichkeit zuzuwenden. Daher finden wir denn auch in der großen Zahl der Humanisten so wenige, welche mit den Wirkungen ihrer Leistungen über den freimaurerartig geschlossenen Kreis ihrer gleichdenkenden Genossen hinausgereicht oder auch nur den ernstlichen Versuch gemacht hätten, von dem hohen Standpunkt ihrer selbstgefälligen Geistesaristokratie aus sich an die große Menge der Uneingeweihten zu wenden und auch bei ihnen das Licht der neuen Bildung aufklärend und bessernd leuchten zu lassen. Dem Humanismus war wie ursprünglich aller Aufklärung die populäre Tendenz durchaus fremd, er wird vielmehr in seiner ursprünglichen Gestalt durch einen scharf ausgeprägten aristokratischen Zug charakterisirt. Dem entsprechend ist ihnen auch die humanistische Poesie nur in ganz vereinzelten Fällen über die akademische Convenienz hinausgekommen, und selbstverständlich ist das nur da geschehen, wo sie aus den einengenden Banden der akademischen Abstractionen sich loszumachen befähigt wurde durch eine unmittelbare Berührung mit dem wirklichen Leben und den in demselben gärenden und treibenden, oft ungebändigten Kräften. Diese Berührung mit der Wirklichkeit ist keinem von allen Humanisten, die zunächst alle in einer Phantasiewelt lebten, in solchem Maße zutheil geworden wie Ulrich von Hutten; daher ist auch bei keinem schließlich der wahre und ursprüngliche Mensch so ganz und voll zur Geltung gekommen und hat keiner in so wuchtig durchschlagender Weise auf die große Masse der den eigentlich humanistischen Interessen zunächst Fernstehenden zu wirken vermocht wie Ulrich von Hutten.

Die entscheidende Wendung nach dieser Seite hin ist in Hutten augenscheinlich während dieses Aufenthaltes in Italien vorgegangen. Seine humanistischen Genossen sind im allgemeinen bemüht, den Ernst des politischen und kirchlichen Kampfes als eine leidige Störung ihres reinen Geisteslebens nach Möglichkeit von sich fern zu halten, und empfinden es sehr schmerzlich,

Digitized by Google

wenn ihnen das einmal nicht gelingen will; Hutten war durch die jähen Wechselfälle eines Lebens voll Noth und Entbehrung genöthigt worden, ohne jede Rücksicht auf seine humanistischen Ideale sich in den oft so schmuzigen Strudel der Alltäglichkeit hineinzustürzen, ja so tief wurde er in denselben hineingerissen, daß es zuweilen schien, als würde er ganz davon verschlungen werden; aber er gewann daraus die freilich um einen hohen Preis erkaufte Erfahrung, daß auch in diesem scheinbar so banausischen und geistlosen Treiben hohe Ziele und Ideale erstrebt wurden, daß auch da Preise zu gewinnen seien, des Schweißes der Edeln werth. Und eben hier liegt der Punkt, wo sich Hutten mit einem male das Verständniß erschloß für die großen kirchlichen und nationalen Fragen, welche damals — noch vor dem Auftreten Luther's — sich überall unaufhaltsam in den Vordergrund drängten und ihr Recht gebieterisch verlangten. Die Saite in dem poetischen Wesen Hutten's, die in dem Aufmahnungsgedichte an Kaiser Maximilian zum Kriege gegen Venedig nur schüchtern und dem Dichter selbst fast unbewußt angeklungen war, ist damals zuerst in der richtigen Weise berührt und zu vollem, mächtigem Austönen gebracht worden. Während des Aufenthalts in Italien hat sich in Ulrich von Hutten zuerst der politische Dichter offenbart.

Beweis dafür sind die Epigramme an Kaiser Maximilian, welche zwar erst 1514 erschienen, in der Hauptsache aber während des italienischen Aufenthaltes entstanden oder doch aus den Anregungen, welche der Dichter in Italien empfangen hatte, erwachsen sind. In diesen formal vortrefflichen, durch die kernige Gedrungenheit des Inhalts wahrhaft packenden Epigrammen, die in mancher Hinsicht überraschend an die schneidigen Sprüche Walter's von der Vogelweide gemahnen, bildet das Verhältniß Deutschlands zu Italien das Grundthema, das nach den verschiedensten Richtungen hin, oft in höchst origineller Weise variirt wird. Den Kampf Maximilian's gegen die übermüthigen Venetianer können wir da mit dem Dichter durch seine verschiedenen Wechselfälle verfolgen; leidenschaftlicher noch als in

Digitized by Google

dem Aufmahnungsgedichte an Maximilian tobt hier der Zorn des Dichters gegen die aufgeblasenen Frösche in den Sümpfen Venedigs; kein Schicksal ist schrecklich genug, das er nicht über dieselben und ihre Stadt herabbeschwören möchte. Aber nicht blos dem Italiener, auch dem Franzosen stellt sich in diesen Gedichten der von warmem Patriotismus erfüllte, auf seine Nation und seinen endlich einmal dreinschlagenden Kaiser stolze Deutsche entgegen. Mitleid dagegen wandelt den zürnenden Sänger an, wenn er des elenden Schicksals der einst so herrlichen und so machtvoll gebietenden Italia gedenkt; bildlich stellt er das unglückliche Land dar als eine von widrigen Freiern umdrängte Jungfrau; der stets treulose Venetianer, der stets hochmüthige Franzose und der immer berauschte Deutsche streiten um den Besitz derselben. Wie sehr aber Hutten infolge seines unsteten Wanderlebens und der ihm dadurch zutheil gewordenen innigen Berührung mit den verschiedensten Lebensweisen und Interessen von der Gesammtheit des in den mannichfaltigsten Formen erscheinenden Zeitgeistes ergriffen und durchdrungen war, ein wie lebendiges und sicheres Gefühl er sich, offenbar ganz unbewußt, angeeignet hatte für das, was sozusagen in der Zeit lag, was in ihr gärte und nach Form und Ausdruck rang, das beweisen auf das glänzendste diejenigen unter den Epigrammen an Kaiser Maximilian, welche sich gegen das Papstthum überhaupt und gegen den Ablaß insbesondere wenden. Auf diesem Gebiete ist Hutten geradezu als ein Vorläufer Luther's zu bezeichnen. Natürlich sind es nicht die theologischen Gesichtspunkte, von denen Hutten in seiner Polemik gegen das römische Papstthum und den schamlosen Misbrauch des Ablaßhandels ausgeht; wir hören hier auch nicht den Schrei einer Seele, die an dem aus der Kirche und ihren Gnadenmitteln gehofften Heile verzweifelt; es ist der Standpunkt der Vernunft, der allgemein menschlichen Sittlichkeit, von dem aus Hutten gegen den der menschlichen Vernunft Hohn sprechenden Unsinn des Ablasses, gegen die wüste Verweltlichung des Papstes und seiner Geistlichkeit zu Felde zieht. Aber der Angriff ist darum nicht weniger leidenschaftlich, die Kritik nicht weniger vernichtend, ja man

Digitized by Google

kann eigentlich sagen, daß Hutten's gewaltige Invectiven gegen Papstthum und Ablaß sehr viel enger mit der allgemeinen geistigen Strömung der ganzen Zeit zusammenhängen, viel wurzelreicher, unmittelbarer und lebendiger aus dem tiefunterwühlten Boden der reformationsbedürftigen Zeit hervorwachsen, als einige Jahre später die unter tausend Bedenken, mit Verclausulirungen und halben Zugeständnissen aller Art entstandenen fünfundneunzig Thesen des anfangs so vorsichtig und fast zaghaft auftretenden wittenberger Mönchs. Hutten's Epigramme waren ganz geeignet, die ohnehin schon so tief erregte Nation zu entflammen; die humanistisch gelehrte Form aber beschränkte ihre Wirkung natürlich auf einen verhältnißmäßig sehr kleinen Kreis und ließ sie da, wo man für diesen Stoff und solche Gedanken ganz besonders empfänglich und wo der durchschlagendste Erfolg zu erwarten gewesen wäre, so gut wie gar nicht bekannt werden. Hier zuerst tritt der Widerspruch zu Tage, welcher zwischen der hohen nationalen Bedeutung der von Hutten ausgesprochenen Ideen und der Form bestand, in der sie ausgesprochen wurden. Die Verschärfung dieses Widerspruchs, welcher um so unerträglicher wurde, je bedeutender die Gegenstände des Streites wurden, mußte Ulrich von Hutten, wollte er auf seine Nation, auf seine ganze Zeit wirken, schließlich dahin bringen, daß er die lästige Schranke der lateinischen Gelehrtensprache durchbrach und zu der deutschen Nation von ihren heiligsten Interessen auch deutsch zu sprechen wagte.

Aeußerlich so hülf- und mittellos wie früher, innerlich um ein bedeutendes Stück mehr entwickelt und gereift, voll Interesse und Verständniß für die sich immer machtvoller in den Vordergrund drängenden religiösen und nationalen Fragen seiner Zeit kehrte Ulrich von Hutten 1514 aus Italien nach seiner deutschen Heimat zurück. Vielleicht haben die günstigen Aussichten, welche sich ihm damals eröffneten, den Abschied von Italien beschleunigt. Noch einmal nämlich griff jetzt die Hand des edeln und wohlwollenden Eitelwolf von Stein in den Lebensgang des von widrigem Schicksal verfolgten Dichters ein und suchte denselben

Digitized by Google

eine günstige Wendung zu geben. Seit Jahren dem hohenzollernschen Kurhause eng verbunden, war Eitelwolf von Stein eben damals in den Dienst des jüngern Bruders seines Kurfürsten getreten, des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher 1514 zu der Würde eines Erzbischofs von Magdeburg und Administrators von Halberstadt auch noch die eines Erzbischofs von Mainz erhalten hatte. Der junge, glänzende, reichbegabte Fürst, welcher trotz seines geistlichen Standes ein eifriger Gönner der humanistischen Aufklärung war, schien ganz geeignet, das Werkzeug zu werden zur Ausführung der großen Entwürfe, mit denen sich der hohe Sinn Eitelwolf's von Stein trug. Das goldene Mainz sollte zur Metropole der deutschen Wissenschaft erhoben, die dort schon bestehende Hochschule zu der ersten und glänzendsten Universität Deutschlands entwickelt und zum Sammelplatz gemacht werden für alles, was in Deutschland Gelehrsamkeit, Talent und Geschmack besitzt. Da war denn nach der Meinung Eitelwolf's von Stein auch der richtige Platz gefunden für einen Ulrich von Hutten, dessen bisherige Entwickelung demnach trotz aller Irr- und Umwege reichlich das gehalten haben mußte, was sich der ritterliche Gelehrte einst von seinem Schützling in der Klosterschule zu Fulda versprochen hatte. Eine Gelegenheit, denselben dem neuen Erzbischof zu empfehlen und angenehm zu machen, fand der gewiegte Hofmann natürlich leicht. Auf seine Veranlassung verfaßte Hutten ein Lobgedicht auf den neuen Erzbischof, welches diesem, als er im November 1514 seinen feierlichen Einzug in Mainz hielt, durch Eitelwolf von Stein überreicht und von dem Gefeierten mit entschiedenem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Es war freilich nicht ganz nach Hutten's Sinn, daß dieses Lobgedicht gleich danach sammt der ihm beigegebenen sinnvollen Widmung an Eitelwolf von Stein selbst gedruckt und so allgemein bekannt gemacht wurde. Doch wird sein anfänglicher Unmuth rasch verflogen sein, als er den überraschend günstigen Erfolg der dem neuen Primas von Deutschland dargebrachten geschmackvollen, von aller niedrigen Schmeichelei freien Huldigung erfuhr. Der Dichter erhielt ein Geldgeschenk — die für jene Zeit und namentlich für die Mittel-

Digitized by Google

losigkeit Hutten's nicht unbeträchtliche Summe von 200 Goldgulden — und es wurde ihm sogar die Aussicht auf Anstellung am mainzer Hofe eröffnet; doch sollte er dazu erst seine Studien in Italien vollenden.

So schien sich denn die Zukunft des Vielgeplagten endlich hoffnungsvoller zu gestalten. Der Verkehr mit dem auf seinen talentvollen Schützling fast stolzen Eitelwolf von Stein gewährte dem geistig rastlos thätigen Dichter manchen Genuß und jedenfalls auch reichen Ersatz für die Enttäuschungen, die ja nicht ausbleiben konnten, sobald er einen etwas tiefern Blick in die anfangs wol blendenden höfischen Verhältnisse gethan hatte. An der Seite des vielumworbenen Eitelwolf wurde Hutten auch mit mancher Größe der Wissenschaft in persönliche Berührung gebracht und ihm dadurch manche nachhaltige Anregung zutheil. Aber Hutten war einmal kein Glückskind; sobald sich der lange Zeit trübe Horizont auch nur einigermaßen lichtete, sodaß er der Zukunft freier und fröhlicher entgegenzusehen wagte, so konnte er nach einer sich für ihn immer wiederholenden Erfahrung zum voraus sicher sein, daß irgendein ganz unerwarteter Sturm hereinbrechen und alle seine kaum im Entstehen begriffenen Hoffnungen und Plane über den Haufen werfen und mit dunkler Nacht bedecken würde. Empfindlicher noch wol als sonst hatte Ulrich von Hutten diese leidige Erfahrung gerade jetzt zu machen, wo er an einem günstigen Wendepunkt seiner Laufbahn angekommen zu sein glaubte.

Während Hutten, um seiner noch immer geschwächten Gesundheit aufzuhelfen, sich im Frühjahr 1515 zur Cur in Ems befand, starb, noch nicht funfzigjährig von einem vorzeitigen Tode hingerafft, sein fürsorglicher Gönner Eitelwolf von Stein; das aber war für den Dichter nicht blos ein schwerer, unersetzbarer, persönlicher Verlust, sondern es schwanden damit auch sofort wieder alle die freundlichen Hoffnungen, die sich ihm eben erst erschlossen hatten; denn selbstverständlich war von den großen Planen, die Mainz zum Mittelpunkt des wissenschaftlichen und überhaupt alles geistigen Lebens in Deutschland hatten machen sollen, nach dem Tode ihres rastlos thätigen und einflußreichen

Digitized by Google

Urhebers nicht weiter die Rede. Was konnte sich aber Ulrich von Hutten nun noch von dem ihm für später verheißenen Eintritt in den Dienst des Erzbischof-Kurfürsten Großes versprechen? Und während desselben emser Aufenthaltes erhielt der schon so schmerzlich Getroffene noch eine andere, ihn auf das tiefste, auf das leidenschaftlichste erregende Nachricht, die berufen war, einen geradezu epochemachenden Abschnitt in seinem Leben zu bezeichnen und seinen Gedanken und Bestrebungen eine ganz neue, völlig unerwartete Wendung zu geben: am 8. Mai 1515 war sein Vetter Hans von Hutten von dem wüsten Herzog Ulrich von Würtemberg in der grauenhaftesten Weise schmachvoll ermordet worden.

Mit dieser gräßlichen That, welche schnell eine weit über die Grenzen Würtembergs hinaus wachsende Bedeutung erhielt, fand eine schon längere Zeit spielende, lange schon Unheil drohende Verwickelung einen ungeahnt blutigen Abschluß; dieselbe wurde von entscheidender Wichtigkeit für die fernere Entwickelung aller Verhältnisse im Süden Deutschlands; sie bezeichnet vor allen Dingen einen Grenz- und Markstein in dem Leben Ulrich's von Hutten.

Einer der Söhne Ludwig's von Hutten, desselben, der sich seines von der übrigen Familie ausgestoßenen Vetters Ulrich wohlwollend angenommen und sich dadurch den lebhaftesten Dank desselben erworben hatte, der stattliche und blühende, als das prächtige Urbild eines echten Ritters gepriesene Herr Hans von Hutten hatte die besondere Gunst des wilden und leidenschaftlichen, mit den Ständen seines Ländchens ärgerlich hadernden Herzogs Ulrich von Würtemberg gewonnen und war als Stallmeister der unzertrennliche Genosse desselben geworden. Das anfangs so herzliche Verhältniß aber hatte eine bedenkliche Abkühlung erfahren. Herzog Ulrich nämlich, ein roher und wüster Gesell, der sich aber dennoch der besondern Gunst des schwachen Kaisers Maximilian erfreute und von demselben trotz stets erneuter Verirrungen und immer neuer Klagen gegen ihn in der auffälligsten Weise begünstigt wurde, fand schließlich an der schönen Ursula, der Tochter des am würtembergischen Hofe hoch-

Digitized by Google

angesehenen Konrad Thumb von Neuburg, welche Herr Hans von Hutten als Gattin heimgeführt hatte, mehr Gefallen als an der ihm aus politischen Gründen ohne beiderseitige Neigung aufgenöthigten Sabine von Baiern, des Kaisers Nichte. Vergeblich hatte Hans von Hutten unter Beirath seines Schwiegervaters den leidigen Handel mit Vermeidung alles Aufsehens und ohne den in seiner Leidenschaft fast unzurechnungsfähigen Herzog zu reizen, möglichst glimpflich zu Ende zu bringen gesucht; es kam endlich zu einer Aussprache zwischen dem beleidigten Gatten und seinem in förmlichen Liebeswahnsinn verfallenen Herrn; völlig außer Stande, der ihn verzehrenden Leidenschaft halt zu gebieten, warf sich Herzog Ulrich endlich seinem Gefährten, der doch aber trotz aller Vertraulichkeit sein Dienstmann blieb, händeringend zu Füßen und flehte denselben an, ein Verhältniß zu dulden, von dem zu lassen ihn keine Macht der Welt bestimmen werde. Es war natürlich, daß diese Scene nicht das Geheimniß der beiden dabei Betheiligten blieb; daß ihr Bekanntwerden den ohnehin schon schlechten Ruf des Herzogs nicht eben besserte, versteht sich von selbst. An dem einen wie dem andern aber sollte nach des wüthenden Ulrich Meinung niemand die Schuld tragen als sein Stallmeister, gegen den er jetzt um so tödlichern Haß empfand, je mehr er einsehen mußte, daß selbst die tiefe Demüthigung des Fußfalls ihren Zweck nicht erreicht hatte; denn Hans von Hutten rüstete sich, den würtemberger Dienst möglichst bald zu verlassen und mit seiner einstweilen dem Schutze ihres Vaters anvertrauten Gemahlin von dannen zu ziehen. Das war es wol, was den Herzog zu dem Aeußersten trieb; seine wahnsinnige Leidenschaft unbefriedigt weiter toben zu lassen, den Gegenstand derselben gar in weite Ferne entrückt zu sehen und dabei an dem jetzt tödlich gehaßten Diener, der ihn in seiner ganzen erbärmlichen Schwäche zu seinen Füßen gesehen hatte, nicht einmal volle blutige Rache nehmen zu sollen: das war es, was der unbändige Sinn des wilden Ulrich nimmer ertragen zu können meinte. Er verweigerte Herrn von Hutten die erbetene Entlassung aus seinem Dienst; selbst die Verwendung Ludwig's von Hutten, des Vaters, der einen fried-

Digitized by Google

lichen Ausweg zu eröffnen hoffte, wurde abgewiesen. Man darf wol annehmen, daß auch Herr von Hutten, der ja daran nicht mehr zweifeln konnte, daß der Herzog die Sache zu einem gewaltsamen Conflict treiben wollte, seinem Herrn gegenüber aus dem, was in ihm vorging, kein Hehl weiter gemacht und dadurch denselben noch mehr gereizt hat. In dieser Stimmung ritt Herzog Ulrich, mit dem verhaßten Stallmeister in seinem Gefolge, am 8. Mai 1515 zu einer Jagdpartie aus. Was da zwischen dem Herzog, der mit Hans von Hutten etwas zurückblieb, und diesem vorgegangen ist, hat natürlich mit völliger Sicherheit niemals ermittelt werden können. Thatsache ist, daß man Hans von Hutten ermordet fand; sieben Wunden wies der Leichnam auf; aber als ob er mit diesem gräßlichen, zweifellos von ihm eigenhändig verübten Morde noch nicht genug gethan hätte, beschimpfte Herzog Ulrich sein Opfer auch noch in unerhörter Weise, indem er dasselbe als einen des Galgens würdigen Verbrecher bezeichnete; er schlang einen Gürtel um den Hals des Todten und befestigte denselben an einem zu Häupten der Leiche in den Boden gerannten Degen!

Längst war Herzog Ulrich als wild und zügellos verrufen; schon einmal hatte er durch sein rohes Willkürregiment sein Volk gegen sich zum Aufstand gebracht und sich dann den Ständen gegenüber zu einem demüthigenden Abkommen herbeilassen müssen, durch welches seinen Herrscherrechten ziemlich enge Grenzen gezogen wurden. Alles aber, dessen er sich früher schuldig gemacht, hielt keinen Vergleich aus mit dieser unerhörten blutigen That. Ein Schrei des Entsetzens ging durch ganz Würtemberg und durch das ganze Reich; in Nord und Süd fand er den mächtigsten Widerhall. Aber mit wahrhaft cynischer Frechheit bot der Mörder dem allgemeinen Unwillen Hohn; nicht einmal die Leiche des Ermordeten wollte er den tödlich beleidigten Verwandten desselben herausgeben! Herzog Ulrich wußte nur zu gut, daß mit den durchaus ungenügenden Mitteln, welche das Reich seinen Gegnern wider ihn darbot, nur sehr langsam vorgegangen werden könne, wenn überhaupt etwas auszurichten sei, und sollte es wirklich zu einem reichsrechtlichen Strafverfahren gegen ihn

Digitized by Google

kommen, so wußte der Herzog ferner sehr wohl, daß sein Gönner, Kaiser Maximilian, dasselbe nichts weniger als befördern und beschleunigen, sondern im Gegentheil alles thun werde, um die Uebung von Recht und Gerechtigkeit möglichst zu hintertreiben. Auch hatte der Herzog sich hierin nicht verrechnet, denn als er fast unmittelbar nach der Mordthat ganz keck am kaiserlichen Hoflager zu Augsburg erschien, da wurde er von Maximilian empfangen, als ob nichts vorgefallen sei, ja fast ausdrücklich des kaiserlichen Schutzes versichert. Und wirklich meinte der hier wie immer nur von eigennützigen Motiven bestimmte Kaiser die Sache ausgleichen und die Familie der Hutten durch eine von Ulrich zu zahlende hohe Geldbuße beschwichtigen zu können. Diesmal aber kam er mit solchen halben Maßregeln denn doch nicht zum Ziele. Vielmehr nahm die aus der Ermordung Hans von Hutten's durch Ulrich von Würtemberg sich entwickelnde Bewegung binnen kurzem so gewaltige Dimensionen an, wie der blutbefleckte Uebelthäter und sein diplomatisch schlauer Beschützer nie für möglich gehalten hatten. Wir wissen ja, welche tiefe Verstimmung gerade zu jener Zeit fast den ganzen deutschen Adel erfüllte. Die Umwandlung, welche sich während der letzten Jahrzehnte in den Zuständen des Reichs vollzogen, hatte den Adel nicht blos um seine politische Freiheit, sondern auch um seine militärische Bedeutung gebracht und ihn obenein noch zum guten Theile wirthschaftlich ruinirt. Eben deshalb trug derselbe so schwer an der in der Bildung begriffenen neuen Ordnung der Dinge; deshalb ersehnte er eine Umgestaltung des Reichs und durch dieselbe namentlich eine Beschränkung der mit seiner ehemaligen Herrlichkeit durchaus unverträglichen fürstlichen Herrschermacht. Diese war ihm, auch wo sie maßvoll geübt wurde, eins mit einer unerträglichen, unwürdigen Despotie. Und diese Auffassung, so übertrieben und so unberechtigt sie im allgemeinen war, erhielt nun durch die unerhörte Frevelthat Ulrich's von Würtemberg eine gewisse Bestätigung. In diesem Sinne konnte und sollte dieselbe denn auch ausgenutzt werden. Von hier aus wird es begreiflich, wie der Tod Hans von Hutten's in kurzer Zeit das ganze Reich in Bewegung versetzen

Digitized by Google

und die in demselben vorhandenen Gegensätze zu solcher Schärfe steigern konnte, daß einen Moment ein allgemeiner Gewaltausbruch unvermeidlich erschien.

Auch für Ulrich von Hutten wurde so der traurige Tod seines Vetters der Anfang einer neuen Lebensperiode. Zunächst bewirkte derselbe endlich die Wiederaufnahme der so lange Jahre abgebrochen gewesenen Verbindung zwischen dem Dichter und seiner Familie.

Fester als je zuvor mußten sich die Glieder des Hauses Hutten zusammenschließen, wenn sie sich trotz der Ohnmacht des Reichs und des unverkennbaren Uebelwollens Maximilian's eine der geübten Schandthat einigermaßen entsprechende Genugthuung erstreiten wollten. Das aber war eine Gelegenheit, wo auch die früher so gering geachteten Kenntnisse und Fähigkeiten des verlorenen Sohns von großem Nutzen sein konnten. So finden wir Ulrich von Hutten denn schon wenige Wochen nach dem blutigen Ereigniß zum ersten male wieder auf dem Steckelberge und im Kreise seiner Familie. Eine besonders erfreuliche Aufnahme wurde ihm dort freilich auch jetzt nicht zutheil: es war eben nach der Meinung des Vaters nichts aus ihm geworden; man sah ihn als einen Taugenichts an, den man auch jetzt eigentlich nur äußerlich wieder zu Gnaden annahm, weil die Familie nach dem, was sie betroffen, und angesichts dessen, was ihr bevorstand, eben nach außen hin gar keine Blöße geben dürfe, wenigstens den Feinden gegenüber als eine fest und einmüthig geschlossene dastehen müsse. Daß Ulrich von Hutten sich durch diese kühle, ablehnende Haltung der Seinigen tief gekränkt fühlte, ist natürlich; bitterer Unmuth überkam ihn, wenn er so sah, wie er, der das Gefühl und das Bewußtsein hatte, etwas zu sein, wie nichts angesehen, Leute aber, die wol etwas schienen, aber nichts waren, für wer weiß was gehalten, geehrt und gefeiert wurden. Aus dieser Stimmung, die nothwendig zu bitterer Satire führen mußte, ging die Umarbeitung und Erweiterung eines schon in Italien skizzirten poetischen Scherzes hervor, des „Niemand", einer Sammlung von Distichen, in welcher in witziger Weise, meist mit trefflicher satirischer Zu-

Digitized by Google

spitzung gezeigt wird, was der Niemand alles gethan haben, können oder nicht können, wollen oder nicht wollen soll. In dem Widmungsschreiben an seinen Freund Crotus Rubianus weist Hutten ganz bestimmt auf den Zusammenhang hin, der zwischen diesem poetischen Scherz und der bittern Wirklichkeit seines Lebens bestand. Die scheltende Rede des unzufriedenen Vaters meint man zu hören, wenn Hutten da in bitterer Selbstironisirung sich selbst als ein Nichts bezeichnet; er sei eben Nichts: die Ritter, denen er seiner Abkunft nach angehörte, wollten ihn, weil er unter die Gelehrten gegangen sei, nicht als den Ihrigen gelten lassen, und die Gelehrten stießen ihn zurück, weil er sich dem engherzigen Zwange ihres geistlosen Systems nicht habe fügen wollen, sondern seinen eigenen Weg gegangen sei. Mit besonderer Bitterkeit geiselt Hutten dann namentlich die Rechtsgelehrten und die Geistlichen, die beiden Stände, deren einem er hätte angehören müssen, wenn er in den Augen seiner Familie eben nicht ein Nichts hätte sein wollen.

Der tiefe Unmuth Ulrich's von Hutten über die schlechte Aufnahme, die er bei seinem ersten Erscheinen auf der väterlichen Burg gefunden hatte, ist um so begreiflicher, als der Dichter gerade im Hinblick auf den schweren Schlag, den die Familie eben erlitten hatte, einen andern Empfang hätte erwarten müssen. Offenbar hatte er gedacht, als ein willkommener Bundesgenosse für den bevorstehenden Kampf des Hauses Hutten gegen den Herzog von Würtemberg freudig begrüßt zu werden. Denn noch während die Glieder der weitverzweigten Familie miteinander zu Rathe gingen und erwogen, welche Wege zur Erlangung von Genugthuung eingeschlagen werden müßten, hatte der allezeit schlagfertige Ulrich den Kampf gegen den Mörder seines Vetters mit der Feder bereits thatsächlich eröffnet und war bereit, sein ganzes glänzendes Talent für die Rächung des blutigen Mordes einzusetzen. Er war Feuer und Flamme, seine Leidenschaft war erregt, und der Leidenschaft bedurfte Hutten, wenn er sich seiner Kraft recht bewußt werden, seine Fähigkeiten recht zur Geltung bringen sollte. Die humanistischen Studien mit ihrer mehr schöngeistigen als eigentlich wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Arbeit und das unstet schweifende Wanderleben hatten Hutten zwar vielseitige Kenntnisse und ungewöhnliche Formgewandtheit erwerben, aber doch nicht eigentlich den geistigen Mittelpunkt gewinnen lassen, der zu einer zweckvollen, planmäßigen und bewußten literarischen Thätigkeit allezeit unentbehrlich ist und sein wird. Jetzt wurde ihm ein solcher Mittelpunkt von außen her gegeben, durch ein gräßliches Ereigniß gewissermaßen aufgedrungen, und in demselben Augenblick macht er auch als Schriftsteller einen weitern, überraschend großen Fortschritt. Noch nicht erkennbar freilich ist derselbe in den beiden ersten Schriften Hutten's, welche aus dem nun heiß entbrennenden Kampfe gegen Ulrich von Würtemberg hervorgegangen sind. Sowol das „Klagegedicht auf das jämmerliche Ende seines Vetters Hans von Hutten", das unter dem ersten Eindruck der Schreckensbotschaft und vielleicht noch in Ems entstanden ist, als auch der sehr bald danach verfaßte Trostbrief an den Vater des Ermordeten, seinen verehrten Wohlthäter Ludwig von Hutten, sind in dem zwar geschmackvollen und glatten, aber doch auch kalten akademischen Ton aller dieser humanistischen Poesien gehalten. Von dem eigentlichen Wesen, der innersten Natur Hutten's ist darin noch keine Spur zu finden. Den wahren Hutten lernen wir vielmehr erst aus den vier Reden kennen, mit denen er im Laufe der folgenden Jahre die Sache seines Hauses gegen den mörderischen Herzog verfochten hat. Ganz überwunden freilich ist der akademische Ton auch darin noch nicht, und nicht blos die Vierzahl, sondern auch sonst noch mancher Gedanke, manche recht wirksame Wendung erinnert an die dem Redner als Vorbild vorschwebenden Catilinarien des Cicero. Aber in dieser nach Classicität strebenden Form lebt und kocht doch echt Hutten'scher Geist; überreich fast ist die Fülle der Gedanken, welche sich dem Redner aufdrängt, packend und aufregend ist der Vortrag, gewandt und schlagfertig die Darstellung, und der beredteste Staatsanwalt könnte den Thatbestand nicht überzeugender darlegen, die psychologischen Motive nicht anschaulicher machen und das moralische Pathos der Geschworenen oder der Richter, vor denen er die Anklage ver-

Digitized by Google

tritt, nicht lebhafter und tiefer erregen, als es hier Hutten gethan hat. Noch heute wird niemand die Schilderung, welche der Redner von der blutigen That selbst entwirft, lesen können, ohne daß ihn ein tiefinnerlicher Schauer überläuft und er über Herzog Ulrich ganz so urtheilt, wie er hier über denselben urtheilen hört. Daß Hutten die Thatsachen hier und da ein wenig gefärbt oder doch in berechneter Weise gruppirt hat, daß er diesen einen, bestimmten Effect hervorbringen wollte und sich den Stoff danach zurechtlegte, hier ein Moment wegließ — wie z. B. die zweideutige Stellung, welche bei dem ganzen Handel des Ermordeten schöne junge Gattin einnimmt —, dort ein anderes übermäßig stark betont, soll damit nicht geleugnet sein. Und so leidenschaftlich wie die eigentliche Anklage, so pathetisch und hinreißend ist dann die Mahnung an Kaiser und Reich, den blutigen Frevler der gebührenden Strafe zu überliefern; auch dabei ist die Absicht, rhetorisch recht gewaltig zu wirken, Anlaß zu mehr als einer Entstellung und Uebertreibung geworden; namentlich wird der Mörder denn doch schlechter gemacht, als er in Wahrheit gewesen, und der Ermordete wird zu einem wahrhaft idealen Tugendspiegel, der er doch auch, soviel wir sonst wissen, nicht gewesen ist. Hutten ging eben darauf aus, den würtemberger Herzog als einen Auswurf der deutschen Nation hinzustellen, der vertilgt werden müßte, weil seine Existenz allein schon Deutschland in den Augen der ganzen Welt entehre und schände.

Diese gewaltige Rede, welche trotz der zuzugestehenden Fehler als ein rhetorisches Meisterstück zu bezeichnen ist, hat denn auch ziemlich den Eindruck gemacht, den Hutten davon erwartet hatte, obgleich sie zunächst nur handschriftlich in den an dem blutigen Handel betheiligten Kreisen in Umlauf gesetzt wurde, und es scheint fast, als ob der Angegriffene sich durch die wie Keulenschläge wuchtig auf ihn niederfallenden Worte Ulrich's viel empfindlicher getroffen gefühlt habe als durch das etwas langathmige und matte Actenstück, in welchem das Geschlecht der Hutten sich an den eben versammelten würtemberger Landtag wendete und denselben zur Bestrafung des von seinem

Digitized by Google

Landesherrn begangenen Verbrechens aufforderte. Herzog Ulrich wußte ganz gut, daß die feuerathmenden Schriften des beredten Abenteurers in seinem von allerhand gefährlichen Zündstoffen erfüllten Lande leicht einen Brand entflammen könnten, den zu ersticken er bei aller Anstrengung nicht mehr im Stande sein würde. Es scheint, als ob er sich zeitweilig mit dem Gedanken getragen habe, Ulrich seinem Stallmeister nachzusenden und den lästigen Ankläger durch einen gedungenen Mörder aus dem Wege räumen zu lassen; wenigstens ist Ulrich von Hutten damals und später noch öfters vor den Nachstellungen gewarnt worden, die der Todfeind seines Geschlechts ihm insgeheim bereite. Das war freilich nicht die Art, um einen Hutten zum Schweigen zu bringen; das hieß vielmehr, denselben noch recht herausfordern und zu gesteigerter Heftigkeit des Angriffs reizen. Und Hutten blieb denn auch nicht auf halbem Wege stehen.

Der vielverheißende Fortgang, welchen die Sache der Hutten'schen Familie im Anfang nahm, steigerte den Eifer und den Muth des beredten Anklägers. Eine ganze Reihe von günstigen Umständen schien den Widersachern des Herzogs einen schnellen und vollständigen Sieg zu versprechen. Im November 1515 entfernte sich des Herzogs Gemahlin, Sabina von Baiern, des Kaisers Nichte, in heimlicher Flucht aus dem Schlosse zu Urach, um nicht dem von den furchtbarsten Drohungen begleiteten Befehl ihres rohen und blutbefleckten Gemahls, der sie wieder bei ihm zu leben anwies, Folge leisten zu müssen, und entkam auch glücklich in ihre Heimat und unter den Schutz ihrer Brüder, der Baiernherzoge. In diesen gewannen die Hutten so mit einemmale mächtige und eifrige Bundesgenossen gegen den Herzog; bereits zu Beginn des Jahres 1516 wurde zwischen beiden Theilen ein förmlicher Vertrag zu gemeinsamem Vorgehen abgeschlossen. Ulrich von Hutten triumphirte: er sieht den verhaßten Mörder, den die eigene Gattin verläßt und mit den schwersten Anklagen öffentlich brandmarkt, im Geiste schon erliegen, zusammensinken unter dem rachedürstenden Ansturm aller seiner Feinde. Aus dieser Situation heraus schrieb er später die zweite und dritte seiner Reden gegen Herzog Ulrich. Nicht

Digitized by Google

dringend genug kann Hutten in der zweiten Rede zu schnellem Einschreiten gegen den Herzog mahnen; man dürfe demselben ja nicht Zeit lassen, die bereits nachgesuchte Hülfe der Schweizer und der Franzosen wirklich an sich zu ziehen; sofort müsse gegen den Mörder das Verdammungsurtheil ausgesprochen werden, und die Vollstreckung müsse demselben auf dem Fuße folgen. Man dürfe es nicht, wie manche wol gemeint hatten, bei der Strafe bewenden lassen, welche für den Verbrecher in den entsetzlichen Qualen des eigenen Gewissens liege und von deren Pein Hutten in beredten Worten ein ergreifendes Bild zu entwerfen weiß. Doch hat der Redner nach dem, was bisher von dieser Seite geschehen ist, zu dem Ernste und dem guten Willen von Kaiser und Reich nur ein geringes Zutrauen; er sucht bereits Mittel und Wege, wie der Gerechtigkeit, wenn diejenigen, die sie zu wahren berufen sind, ihre Pflicht nicht erfüllen, zu gebührender Geltung verholfen werden kann, und dabei zuerst schlägt er einen Ton an, der im Hinblick auf spätere Vorgänge besonders zu beachten ist, weil er erkennen läßt, wie der späterhin so großartig entwickelte agitatorische, ja demagogische Zug in dem ganzen Wesen Hutten's tief begründet lag. Wenn Kaiser und Reich den Mörder nicht der gebührenden Strafe überantworten, so soll das Volk des schwäbischen Landes selbst die Uebung der Gerechtigkeit in die Hand nehmen, und indem er dasselbe dazu aufruft, gebraucht Ulrich von Hutten zum ersten male den zauberischen Klang des Wortes „Freiheit", um auf die Gemüther energischer einzuwirken. „Auf, ihr Schwaben", so ruft er den Würtembergern zu, „ergreifet die Freiheit, nach der ihr so deutlich verlangt. Ihr werdet nicht einen Räuber und Meuchelmörder über euch herrschen lassen wollen, ihr, deren Ahnen sich nicht einmal Könige gefallen ließen. Also entsetzt das blutige Unthier der Herrschaft und befreit damit andere von steter Furcht, euch selbst aber einmal vom Verderben und dann von der Schmach, uns aber verpflichtet euch so zu einer dankenswerthen Wohlthat und beseitigt zugleich die Quelle immer neuer Unruhen." Kein Ausdruck ist zu stark, keine Anklage zu entsetzlich — alles wird in flammenden Worten gegen den verruchten Bösewicht geschleu-

Digitized by Google

dert, um die Leidenschaft der Menge gegen denselben zu entzünden und die schon gärende Wuth derselben zu einer gewaltsamen Erhebung aufzureizen; Herzog Ulrich ist seinem Ankläger kein Fürst, kein Edler, ja kein Deutscher, kein Christ mehr, ja, zuletzt meinte er in demselben nicht einmal mehr einen Menschen sehen zu können.

Es sollte sich bald zeigen, daß Ulrich von Hutten mit diesem Aufruf zur Selbsthülfe zum voraus ganz richtig auf den Weg hingewiesen hatte, auf dem schließlich allein etwas zu erreichen war. Die argwöhnischen Zweifel, welche er gegen die Fähigkeit sowol wie namentlich gegen den guten Willen Maximilian's, in diesem blutigen Handel ernstlich für das so schwer gekränkte Recht einzutreten, ausgesprochen hatte, erwiesen sich schon wenige Monate später als nur zu gut begründet. Schon standen die bairischen Herzoge und die ihnen verbundenen Hutten zum Kampf gerüstet, und da auch Herzog Ulrich seine Maßregeln zur Abwehr des drohenden Angriffs getroffen hatte, so schien das Entbrennen eines blutigen Kampfs im Süden des Reichs unvermeidlich. Noch aber hatte der Kaiser nicht einen Schritt gethan, der auf Ernst gedeutet hätte. Allerdings waren etliche Vorladungen an den Frevler ergangen, aber die weitschweifigen Formalitäten des reichsprocessualischen Verfahrens boten demselben immer neue Einwände und eine unerschöpfliche Menge von Gelegenheiten, auszuweichen und Aufschub zu erlangen. Anfangs auf das Aeußerste gefaßt und der blutigen That mit scheinbarer Reue geständig, hatte der Herzog, als er sah, daß selbst in diesem außerordentlichen Falle der alte Schlendrian in nichts geändert wurde, schnell seine kecke Zuversicht wieder gewonnen und trat seinen Anklägern in einem trotzig herausfordernden Tone entgegen. Ja, er war frech genug, den feigen Mord, den er begangen hatte, für einen Act der Gerechtigkeit auszugeben: Hans von Hutten — so wagte er in einem öffentlichen Ausschreiben zu behaupten — sei von ihm wegen erwiesenen Verraths hingerichtet worden; die Hinrichtung zu vollstrecken, sei er als Freischöffe des Heimlichen Gerichts berechtigt, ja verpflichtet gewesen. Man kann sich denken, welchen Ein-

Digitized by Google

druck diese überraschende und von niemand für möglich gehaltene Wendung des Herzogs in den Reihen seiner Gegner herbrachte. Zur Widerlegung der grundlosen Verdächtigungen, mit denen der Mörder das Andenken seines Opfers noch bei der Nachwelt zu entehren suchte, erließ die Familie der Hutten jetzt ein zweites Ausschreiben, in welchem sie die früher aus begreiflichen Rücksichten verschwiegene oder doch nur leicht angedeutete Verbindung des Herzogs mit der Gattin des Hans von Hutten aufdeckte, die Maßregeln enthüllte, welche der schwer Gekränkte zur Wahrung seiner Ehre zu ergreifen versucht hatte, und endlich auch den Fußfall des liebestollen Herzogs vor seinem Stallmeister zu allgemeiner Kunde brachte. Damit aber schien die Sache auf einen Punkt gediehen zu sein, wo eine gütliche Ausgleichung auf keine Weise mehr gehofft werden durfte. Um so größer war die Ueberraschung, der Jubel auf der einen, die Wuth auf der andern Seite, als unmittelbar danach der böse Handel dennoch durch einen faulen Frieden beigelegt wurde. Kaiser Maximilian wußte in diesem Falle mit echt habsburgischer Schlauheit zu operiren; in der Form gab er den Gegnern des Herzogs nach, in der Sache brachte er in demselben Moment den Bedrohten durch geschickte Vermittelung in Sicherheit. Im October 1516 erging endlich der kaiserliche Achtspruch gegen den Mörder; aber gleichzeitig wurde den zum Kriege gerüsteten Hutten und ihren Verbündeten, den bairischen Herzogen, welche der Acht die Vollstreckung auf dem Fuße wollten folgen lassen, jede Feindseligkeit auf das strengste untersagt, und nicht lange danach wurden dieselben durch die Meldung überrascht, daß zwischen Maximilian und Ulrich zu Blaubeuren ein Vertrag geschlossen sei, durch den die eben ausgesprochene Acht zurückgenommen und der Herzog in sein Fürstenthum wieder eingesetzt wurde. Was konnte es den Hutten nun helfen, daß sie schlagfertig dastanden? Es waren ihnen die Hände gebunden, der Herzog konnte triumphiren und Maximilian rieb sich vergnügt die Hände, weil seine diplomatischen Winkelzüge schließlich zu so günstigem Erfolge geführt hatten. Nun blieb den Verwandten des Ermordeten freilich nichts anderes übrig, als die früher mit

Digitized by Google

höchster Entrüstung zurückgewiesene Geldentschädigung doch noch anzunehmen; aber nicht der Herzog, sondern die würtembergische Landschaft sollte die ausbedungene Summe von 27,000 Gulden erlegen, und zwar nicht in die Hände der Hutten, sondern an den Kaiser, dem die Verfügung darüber vorbehalten wurde.

Ulrich von Hutten war, als der ihm so sehr am Herzen liegende Handel diesen schmachvollen Ausgang nahm — denn daß das ebengetroffene Abkommen binnen kurzer Frist von dem nun erst recht übermüthigen Herzoge gebrochen und die Lage dadurch mit einem male ganz zu Gunsten seiner Widersacher umgestaltet werden würde, konnte man damals noch nicht ahnen —, schon nicht mehr in Deutschland anwesend; er war zum zweiten male über die Alpen nach Italien gezogen und verweilte bereits seit längerer Zeit in der ewigen Stadt. Diese zweite Reise Ulrich's von Hutten nach dem gelobten Lande der Humanisten war durch die Veränderung veranlaßt worden, welche die über sein ganzes Geschlecht hereingebrochene Katastrophe in seiner Stellung zu seiner Familie herbeigeführt hatte. Aeußerlich war der Bruch mit dem eigensinnigen und unduldsamen Vater wol geheilt; aber Ulrich galt den Seinen doch noch mehr oder minder als ein Taugenichts, als ein Abenteurer, der nichts gelernt hatte und nichts konnte. Der Unmuth, mit welchem ihn diese geringschätzige Behandlung erfüllte und aus dem seine satirische Dichtung „Niemand" hervorgegangen war, scheint aber doch von einer gewissen Selbstanklage nicht ganz frei gewesen zu sein und Ulrich scheint dem Vater nicht so ganz unrecht gegeben zu haben. So gering der Dichter von den Rechtsgelehrten dachte, er sah doch ein, daß er die Kenntniß des Rechts schließlich nicht entbehren könne, um zu einer ansehnlichen Stellung zu gelangen und seiner Familie gegenüber den Makel auszutilgen, der ihm in seinem Nichtsthun und Nichtssein doch nun einmal anhaftete. Bedenkt man ferner, daß dem Dichter gleich nach seiner Rückkehr von dem ersten Aufenthalt in Italien durch die Vermittelung seines inzwischen verstorbenen Freundes und Gönners

Digitized by Google

Eitelwolf von Stein die Aussicht auf eine Anstellung im Dienste des glänzenden Albrecht von Mainz eröffnet, zugleich aber die Erfüllung dieser Zusage von der Wiederaufnahme und Beendigung der so jäh unterbrochenen juristischen Studien abhängig gemacht worden war, so wird man es nur natürlich finden, daß die eben im Vaterhause gemachten Erfahrungen Ulrich von Hutten zu dem Entschlusse brachten, es noch einmal mit der Rechtsgelehrsamkeit zu versuchen. Auch von dem Standpunkte des Vaters aus erscheint es ganz begreiflich, daß dieser seinerseits dem Sohne die Mittel gewährte, einen so löblichen Entschluß auch wirklich auszuführen. Von dem Vater und einigen der wohlhabenden Mitglieder des durch die letzten Ereignisse enger zusammengeführten und seiner Zusammengehörigkeit lebhafter bewußt gewordenen Geschlechts mit den nöthigen Geldern versehen, auch von seinem künftigen Dienstherrn, Albrecht von Mainz, dem es danach mit der früher ausgesprochenen Absicht Ernst war, unterstützt, war Ulrich von Hutten, noch ehe der Handel der Seinen mit dem Herzog von Würtemberg seinen überraschenden und unbefriedigenden, wenn auch nur vorläufigen Ausgang genommen hatte, im Herbste 1515 nach dem Süden aufgebrochen. Vermuthlich zog er von Worms, von wo er einen verehrungsvollen Brief an den gefeierten Erasmus von Rotterdam richtete, den er gern in Basel aufgesucht hätte und von dem er Empfehlungen nach Rom erbat, durch das damals von der Fehde Sickingen's gegen die reiche Rheinstadt beunruhigte Land nach Augsburg, wandte sich dann über Landsberg und Schongau den Alpen zu und erreichte auf mühseligen Wegen, durch Schnee und Regen endlich Innsbruck, wo gerade der Kaiser mit einem zahlreichen und glänzenden Gefolge Hof hielt; über den Brenner ging es dann hinab nach Trient und Verona, wo der Dichter mit seinen Gefährten aus Furcht vor den erneuten kriegerischen Unruhen längern Aufenthalt nahm. Endlich zog er durch das von Waffenlärm wiederhallende Oberitalien, über Mantua und Bologna, wo eben damals Papst Leo X. mit König Franz I. von Frankreich eine Zusammenkunft hielt, überstieg die Apenninen und erreichte so über Florenz, Siena und

Digitized by Google

Montefiascone, wo er nicht versäumte, sich an dem vielberühmten herrlichen Wein von „des Flaschenberges Höh'" zu erlaben, endlich im Frühjahr 1516 das Ziel seiner Reise, die ewige Stadt.

Eine neue Welt that sich dem Dichter hier auf, aber nicht in dem Sinne, in welchem wir modernen Menschen in Rom sich eine neue Welt erschließen sehen. Vielmehr entsprach es ganz der Hutten'schen Geistesrichtung und der Stimmung, in welche der Romfahrer durch die aus der Heimat mitgebrachten Eindrücke versetzt sein mußte, daß derselbe nicht schwärmt und jubelt, sich nicht in einen Rausch der Begeisterung bei dem Genuß antik classischer Reminiscenzen stürzt; im Gegentheil, aus den Briefen und namentlich aus den in Rom entstandenen Dichtungen Ulrich's von Hutten ergibt sich, daß der Eindruck, den die ewige Stadt auf denselben machte, nicht ein erhebender, sondern ein niederdrückender, nicht ein begeisternder, sondern ein enttäuschender war. Von alledem, was er in Rom gesucht, was er da zu finden gehofft, hat Ulrich von Hutten augenscheinlich nichts gefunden. Wie entsprach doch auch das Rom des zweiten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts so ganz und gar nicht dem Bilde, welches sich die Humanisten davon aus den Alten zusammenzuphantasiren gewohnt waren. Der Contrast zwischen dem Sonst und dem Jetzt war zu schneidend, zu unüberwindlich. Auch Hutten ist augenscheinlich keinen Augenblick über denselben hinweggekommen. Und so sehen wir denn unter dem Eindrucke dieses so enttäuschenden römischen Aufenthaltes den Dichter sich ganz den Gedanken wieder zuwenden, welche er schon während der ersten Reise nach Italien in den Epigrammen an Kaiser Maximilian so energisch zum Ausdruck gebracht hatte; nicht die ehemalige Herrlichkeit der weltherrschenden Stadt beschäftigt ihn, sondern die Schmach, in welche dieselbe durch die päpstliche Herrschaft und das zügellose Treiben einer entarteten Geistlichkeit gerathen ist. Hutten sieht eben das päpstliche Rom, und was er da sah, war derart, daß es ihn zu liebevoller Versenkung in die große Vergangenheit gar nicht kommen ließ. Der alte Unwille gegen das Papstthum, der sittliche Zorn über die

Digitized by Google

tiefgesunkene Geistlichkeit, der patriotische Unmuth über die Knechtschaft, in welche sein deutsches Vaterland sich von diesem Papstthum, diesen lüderlichen Pfaffen hatte bringen lassen, die Wuth über die thörichte und feige Geduld, mit der sich Deutschland zu Gunsten der päpstlichen Kassen durch Ablaß und andere feine Handgriffe ausbeuten läßt: das sind die Elemente, aus denen die Stimmung Ulrich's von Hutten in Rom sich zusammensetzte und welche in den dort entstandenen Dichtungen zu lebendigstem und kraftvollstem Ausdruck gebracht wurden. In scharfen Zügen schildert der Dichter die klägliche Trümmerhaftigkeit der ewigen Stadt, das eitle Prunken des Papstes und seines Klerus, der unter dem Schein erheuchelter Frömmigkeit allen Lüsten fröhnt oder ganz schamlos selbst den Schein zu wahren nicht mehr für nöthig hält; Römer und Römerinnen findet er in Rom nicht mehr, Ueppigkeit und verworfene Lust erfüllt hoch und niedrig —

> Und das alles in Rom, wo Curius einst und Metellus
> Und Pompejus gelebt, — o der veränderten Zeit!

ruft der Dichter schmerzlich enttäuscht aus. Vornehmlich aber ist es das sündhafte Spiel, welches in Rom mit dem Heiligsten getrieben wird, gegen das er die bittern Pfeile seines Spottes richtet. Wie in den Epigrammen an Kaiser Maximilian nimmt die Polemik gegen den Ablaßhandel auch in Hutten's in Rom entstandenen Dichtungen einen beträchtlichen Raum ein; ungeheuchelt und tief aus dem Innern quellend ist die Entrüstung, mit welcher der Dichter gegen den schnöden Handel zu Felde zieht, den man in Rom mit der Tugend und der Seligkeit treiben zu können meint; gut zu sein erscheint ihm in Rom als eine Tollheit; wer klug handeln will, muß da schlecht sein. Aber es ist nicht allein diese tiefe Verworfenheit des römischen Klerus, wodurch der sittliche Zorn Ulrich's von Hutten von neuem entflammt wird; viel schmerzlicher noch empfindet es derselbe, daß gerade sein Volk mehr als irgendein anderes sich diesem schamlosen Treiben dienstbar machen und von den schlauen römischen Pfaffen für ihre Zwecke misbrauchen und geduldig

Digitized by Google

ausbeuten läßt. Hirnlos und blind kommen ihm die Deutschen vor, die um Gold in Rom Pallien zu kaufen gehen.

Auch sonst hielt der Aufenthalt in Rom Ulrich von Hutten nicht das, was derselbe sich davon versprochen hatte. Sein altes böses Leiden, von dem er schon in Deutschland genesen zu sein gemeint hatte, ergriff ihn von neuem und vergebens suchte der Kranke bei heilkundigen Männern gänzliche Erlösung von dieser aufreibenden und entmuthigenden Plage. Andere Umstände kamen hinzu, um dem Dichter den Aufenthalt in Rom bald vollends zu verleiden. Ob an den Nachstellungen, durch die Herzog Ulrich von Würtemberg seinen beredten Ankläger in Rom, das allerdings zu dergleichen Unternehmungen ein ganz besonders geeignetes Terrain darbot, aus dem Wege zu räumen sich bemüht haben solle, wirklich etwas war, ist nicht erwiesen; die deutschen Freunde, welche Hütten vor solchen Gefahren warnten, müssen doch an das Vorhandensein geglaubt haben, und der Würtemberger seinerseits war unfraglich ein Mann, zu dem man sich einer solchen That getrost versehen konnte, um so mehr, als an der übeln Wendung, welche in seinem unlängst scheinbar so glücklich erledigten Handel eingetreten war, offenbar Ulrich von Hutten durch seine dritte Rede gegen den Mörder seines Vetters einen wesentlichen Antheil gehabt hat. Aber diese Gefahren, vor denen der Dichter sich bei einiger Wachsamkeit schützen konnte, waren es nicht, was denselben veranlaßte, Rom zu verlassen und nach Oberitalien zurückzukehren. Die großen politischen Verwickelungen, die gerade damals eintraten und den Süden Europas und ganz besonders Italien auf Jahrzehnte einem verderblichen, immer wieder entbrennenden Kriege überlieferten, griffen auch in das Leben Ulrich's von Hutten störend ein.

Um dieselbe Zeit, da er sich zu seiner zweiten Reise nach Italien gerüstet hatte, war durch den viel bewunderten Sieg, den König Franz I. von Frankreich bei Marignano über die bisher in dem Rufe der Unbesiegbarkeit stehenden Schweizer davongetragen hatte, das Signal zu neuen kriegerischen Verwickelungen gegeben worden. Schon auf seiner Wanderung durch

Digitized by Google

Oberitalien hatte Ulrich von Hutten das ganze Land von Waffenlärm erfüllt gefunden. Jetzt war der Krieg wirklich begonnen, aber von Kaiser Maximilian, wie gewöhnlich, ohne Glück geführt worden. Ueberall waren die Franzosen siegreich; daß bald ganz Italien ihnen unterthan sein würde, schien kaum noch zu bezweifeln; seit dem Siege ihres ritterlichen Königs über die Schweizer hielten sie sich vollends für die ersten Krieger der ganzen Welt und kannten in ihrem herausfordernden Uebermuthe gar keine Grenzen mehr. Am meisten wurde von ihnen natürlich der unbeholfene, ungeschickte Deutsche verspottet, der überall zu spät kam oder sich betrügen ließ; den eigentlichen Typus dieser deutschen Eigenschaften verlachte man vornehmlich in der Person des Kaisers Maximilian selbst, der so in Italien und auch in Rom förmlich zum Gespötte wurde. Man kann sich vorstellen, mit welchen Empfindungen der heißblütige Ulrich von Hutten solche Reden mit anhörte und wie heftig sein deutscher Sinn, durch den Gegensatz zu der römischen Klerisei ohnehin schon mächtig erregt, in zornigem Ausbruche aufwallte. Und da mußte unser Dichter auf einem Ausfluge, den er von Rom aus nach Viterbo unternahm, dort mit fünf großsprecherischen Franzosen zusammentreffen, die sich natürlich das Vergnügen nicht versagen konnten, sich in Gegenwart des nur von einem Freunde begleiteten und deshalb, wie sie meinten, zu unthätigem Zuhören verurtheilten deutschen Ritters in spitzigen Stachelreden über den vom Kriegsglück so wenig begünstigten Kaiser lustig zu machen. Hutten hätte nicht der Mann sein müssen, der er war, wenn er solchen Hohn ruhig zugelassen hätte; mit energischer Gegenrede nahm er sich seines Kaisers gegen die großsprecherischen Franzosen an; diese, auf ihre Ueberlegenheit pochend, wurden in ihren beleidigenden Witzen nur noch herausfordernder, sodaß ein Wort das andere gab und es schließlich zum Handgemenge kam. Da fand Ulrich von Hutten Gelegenheit, den Großsprechern zu zeigen, daß es mit der deutschen Tapferkeit denn doch nicht so elend stehe, wie dieselben wol gemeint hatten; obgleich sein Gefährte ihn feig im Stiche ließ, drang der Dichter, der das Schwert so gut zu führen ver-

Digitized by Google

stand wie die Feder, auf die Franzosen ein, stach den einen nieder und setzte den andern vier so zu, daß sie, durch ihres Vorkämpfers Fall entmuthigt, sich bald schleunigst auf und davonmachten. Das war eine brave, ritterliche deutsche That; Hutten führte die deutsche Ehre eben nicht blos im Munde, er zeigte sich seiner Abkunft aus einem streitbaren Rittergeschlechte auch durch die That würdig, und man kann es ihm daher nicht verargen, daß er sich auf dieses Abenteuer ganz besonders viel zu gute that, und es auch nicht misdeuten, daß er mit dem Eigenlob nicht gerade kargte, sondern in Briefen und Epigrammen zum Herold seines eigenen Ruhmes wurde.

Aber natürlich war an einen längern Aufenthalt in Rom für Hutten nun nicht mehr zu denken; denn dort hatte, wie am Hofe des Papstes, so überall die französische Partei das Uebergewicht, und nach dem Begegniß in Viterbo wäre der Dichter in Rom nicht eine Stunde mehr seines Lebens sicher gewesen. So nahm Hutten denn leichten Herzens Abschied von der ewigen Stadt, die ihm von alledem, was er dort zu finden gehofft hatte, nichts gewährt hatte, und kehrte gegen Ende des Juli 1516 nach Bologna zurück. Bologna war damals, wie schon im Mittelalter, berühmt als die Universität, an der vornehmlich das Studium des Rechts blühte; diesem sich zu widmen, war ja Hutten eigentlich nach Italien gezogen; auch scheint er selbst in Rom dieses Zwecks seines Aufenthaltes im Süden der Alpen nicht ganz uneingedenk gewesen zu sein. Aber wenn er sich mit dem Rechtsstudium beschäftigte, so folgte er doch immer nur dem leidigen und stets mit Widerstreben getragenen Zwange, den die Verhältnisse und der Wille seiner Familie auf ihn ausübten, und beim besten Willen konnte er der Rechtswissenschaft und der von ihr aus einst zu übenden juristischen Amtsthätigkeit nicht mehr Geschmack abgewinnen als früher. Für Hutten waren und blieben nun einmal die humanistischen Studien, von denen die Seinen so gering dachten und in deren Betrieb er, wie sein Vater meinte, nichts war und nichts werden konnte, das Lebenselement, in dem er allein seines Daseins froh werden und, was er an Fähigkeiten und Kräften besaß, entwickeln und verwerthen

Digitized by Google

konnte. So blieb denn auch in Bologna, wo er einen großen Kreis trefflich gebildeter Humanisten versammelt fand und sich eines vielseitig anregenden und fördernden Verkehrs in demselben erfreute, die Beschäftigung mit dem classischen Alterthum der eigentliche Mittelpunkt von Hutten's geistiger Thätigkeit; besonders nahm der Dichter jetzt das schon früher zu Pavia begonnene, damals aber so schnell unterbrochene Studium der griechischen Sprache wieder auf. So bahnte sich Hutten den Weg zu dem Urquell aller antiken Schönheit. Von allen Schriftstellern des griechischen Alterthums aber, in deren Lektüre er sich nun hineinarbeitete, fesselte ihn begreiflicherweise keiner so wie einmal Lucian und dann Aristophanes. In den Schriften Lucian's fand Hutten mit einem male den gewissermaßen classischen Typus für die Art von Schriftstellerei, welche er unter dem Einflusse eigengearteter Verhältnisse bisher aus sich selbst und ohne Anlehnung an ein leitendes Vorbild zu entwickeln begonnen hatte. Das Harmonische und Maßvolle aber, was bei aller Schärfe der Satire und bei aller Bissigkeit des Spottes in den Dialogen des geistvollen Griechen jederzeit die Herrschaft behauptet, konnte nicht anders als klärend und läuternd auf die noch allzu stürmisch und zuweilen ungeordnet einherflutende Satire des dem Lucian sonst so geistesverwandten Hutten einwirken und mußte denselben ganz unwillkürlich anleiten, auf sich selbst mehr als bisher zu achten und sich selbst in strengere Zucht und Schule zu nehmen. Aber noch in einer andern Hinsicht wurde die Bekanntschaft mit den Werken Lucian's für die Entwickelung des Schriftstellers Hutten geradezu epochemachend. Hutten's ganze Poesie war, selbst wenn man den bei allen Humanisten herrschenden und für die ganze Literatur charakteristischen rednerischen Pomp abzieht, eine durch und durch rhetorisch angelegte; Hutten war, so Vortreffliches er als neulateinischer Dichter geleistet hat, so fein er den Gedanken in seinen Epigrammen zuzuspitzen weiß und so makellos die Form ist, die er demselben gibt, doch seinem innersten Wesen nach sehr viel weniger Dichter als Redner. Das hatten die unaufhaltsam dahinstürmenden, den Leser unwiderstehlich mit sich fortreißenden

Digitized by Google

Reden gegen Herzog Ulrich von Würtemberg zur Genüge gezeigt. Neben dem rhetorischen Pathos aber besaß Hutten nun vor allem einen jederzeit schlagfertigen, sich durchaus ungezwungen und natürlich gebenden scharfen und derben Witz, einen Witz, den man beinahe einen aristophanischen nennen möchte. Diese beiden Eigenschaften der Hutten'schen Muse aber konnten nun in keiner Form unmittelbarer und wirksamer zur Geltung gebracht werden als in der des Dialogs, und so begreift man denn leicht, wie gerade Lucian auf Hutten einen so tiefen Eindruck machen und denselben zu einem entscheidenden Fortschritt in seiner literarischen Entwickelung führen konnte. Die Unterredungen der Todten und der Götter, in welche der geistvolle Grieche seine classische Satire eingekleidet hatte, wurden für Hutten ein förmlich mit Begeisterung aufgenommenes Vorbild; die rednerische Gewandtheit und die schnelle Schlagfertigkeit des Witzes, welche Hutten überhaupt charakterisirten und ihn auf der einen Seite zur Pflege der an ciceronianische Muster sich anlehnenden Rhetorik, auf der andern aber zu der der epigrammatischen Poesie geführt hatten, konnten in Dialogen nach Art der lucianischen sich in innigster Gemeinschaft und in freiestem Wechselspiel ergehen und sich gegenseitig unterstützend und ergänzend erst recht ihre volle Wirkung entfalten.

Wir wissen nicht, ob und wie weit Ulrich von Hutten sich jemals darüber klar geworden ist, was ihn in den Dialogen Lucian's so unwiderstehlich ansprach; daß er von denselben vollkommen bezaubert wurde, daß hier zwei in ganz ungewöhnlichem Grade verwandte Geister einander begegneten, das beweist auch ohne alle Worte die Thatsache, daß Hutten kaum die Bekanntschaft Lucian's gemacht hatte, in seinen griechischen Kenntnissen kaum weit genug fortgeschritten sein konnte, um die witzigen Schriften desselben ohne besondere Nachhülfe seines griechischen Sprachmeisters leidlich zu verstehen, als er auch schon nach dem Vorbilde Lucian's sich in Dialogen versuchte und damit für die Darlegung und wirksame Begründung seiner Gedanken zuerst die Form wählte, der er bald seine größten schriftstellerischen Triumphe und die machtvollste Einwirkung auf die Geister

Digitized by Google

seiner Zeitgenossen verdanken sollte. Denn während Hutten in der dritten und vierten Rede gegen Ulrich von Würtemberg, welche während dieses italienischen Aufenthaltes entstanden, in den gegen die römische Verkommenheit gerichteten Epigrammen, dann in dem gegen das schon früher von dem Dichter bekämpfte Venedig geschriebenen Spottgedicht „Marcus", welches sich an die Batrachomyomachie anlehnt, und endlich in dem Briefe, den er die bedrängte Italia mit der Bitte um Erlösung von lästigen Werbern an Kaiser Maximilian richten ließ, noch in den alten, ziemlich ausgetretenen Wegen akademischer Humanistenpoesie wandelte, sehen wir ihn gleichzeitig oder doch unmittelbar danach auch die Waffe, die er in seinem Lucian kennen gelernt hatte, zum ersten male erproben, erproben an Herzog Ulrich von Würtemberg, der ihm aus leichtbegreiflichen Gründen zu einem solchen Experiment besonders geeignet erschien. Schon die Art, wie Hutten den Todfeind seines Geschlechts, der ihm selbst nach dem Leben gestanden zu haben scheint, in seiner vierten gegen denselben gerichteten Rede angegriffen hatte, hätte auch bei den Freunden der Hutten Bedenken erregen können, und zwar nicht blos deshalb, weil der Verfasser, um die schlaue Vertheidung des Herzogs vollends zu nichte zu machen, alles das offen ausgesprochen und rückhaltslos nachgewiesen hatte, was man bis dahin aus Rücksicht auf die Witwe des Verstorbenen und deren Familie verschwiegen oder doch nur sehr verhüllt angedeutet hatte, sondern auch wegen der über das Maß hinausstürmenden Heftigkeit der gegen den Herzog ausgestoßenen Schmähungen. Wenn Hutten da den Herzog einen Mörder und Banditen, einen Henker der Guten und Widersacher der Unschuld genannt, ja als einen Feind der Götter und Menschen bezeichnet und gefordert hatte, daß derselbe zerrissen, zerstückt, zerschmettert, getödtet, vernichtet, dem Schwert, dem Feuer, dem Kreuz und Stricke preisgegeben werde, so ging er jetzt in dem Gespräche „Phalarismus", dem ersten, das er den Dialogen Lucian's nachzubilden wagte, doch noch um ein gutes Stück weiter und schlug gegen den von ihm Angegriffenen einen Ton an, der niemals vergessen und vergeben werden konnte, der auch den Gegner zu

Digitized by Google

der äußersten Leidenschaftlichkeit und zu wüthendster Unversöhnlichkeit aufreizen und den eben wieder entbrennenden Kampf für einen von beiden Theile zu einer letzten Katastrophe zuspitzen mußte. Der „Phalarismus" lehnt sich unmittelbar an die Todtengespräche Lucian's an: Ulrich von Würtemberg — das ist der Grundgedanke dieses von tödlicher Feindschaft eingegebenen Werkes — steigt hinab in die Unterwelt, wohin von seinen Greuelthaten schon durch den Schatten des ermordeten Hans von Hutten Kunde gelangt ist, um sich dort bei dem Tyrannen Phalaris Raths zu erholen, wie er gegen die von ihm auserkorenen Opfer noch größere Grausamkeiten verhängen und dieselben mit noch raffinirtern Qualen peinigen könne, und dabei stellt sich denn heraus, daß Phalaris seinem Schüler nichts Neues mehr rathen kann, da dieser selbst schon so viele Martern und Todesqualen erfunden und geübt hat, daß der Geist des Tyrannen sich verwundernd vor ihm beugt und mit den ähnlich gearteten Gewaltherrschern früherer Zeiten ihm förmlich seine Huldigung darbringt. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Satire bei Freund und Feind machen mußte. Die Gegner, obenan der Herzog selbst, kannten keine Grenzen in ihrer Wuth, und selbst von den Freunden meinte mancher, daß Hutten hier denn doch etwas gar zu weit gegangen sei. Jedenfalls konnte von einem halben Frieden zwischen den streitenden Parteien jetzt nicht mehr die Rede sein und die aufs neue entflammten Leidenschaften rückten den Ausbruch des gewaltsamen Kampfes in immer bedrohlichere Nähe. Mit tiefem Unbehagen und steigender Sorge sah der alte Kaiser seine zweideutige Politik immer weiter von ihrem Ziele abgelenkt. Ulrich von Hutten selbst aber wurde in der nächsten Zeit durch andere Interessen von dem Kampfe gegen den Würtemberger einigermaßen abgezogen.

Zunächst nämlich wurde auch diesmal sein juristisches Studium, das er freilich immer nur mit Unlust und daher gewiß sehr nebenbei getrieben hatte, durch einen unerwarteten Zwischenfall in ziemlich gewaltsamer Weise unterbrochen. Im Frühjahr 1517, als Hutten nicht lange erst von neuer schwerer Krankheit

Digitized by Google

genesen war, kam es in Bologna zu sehr tumultuarischen Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Nationen, in welche die Studentenschaft nach der Universitätssitte jener Zeit sich gliederte. Namentlich die Deutschen und die Lombarden lagen einige Tage in förmlichem Kriege miteinander. Wie wir Hutten kennen, dürfen wir annehmen, daß er nicht gerade zu den Vermittelnden und Friedenstiftenden gehört haben wird; daß er mit dem Degen nicht weniger schnell bei der Hand war als mit der Feder und mit schneidigem Worte, hat ja seine Begegnung mit den fünf Franzosen in Viterbo zur Genüge gezeigt. Hinterher aber, als die Ruhe wiederhergestellt war und die blutige Rauferei zur Untersuchung kam, erbitterte Ulrich von Hutten, der als Sprecher an der Spitze der deutschen Nation stand, durch seine kecken und herausfordernden Reden den Gouverneur der Universitätsstadt so sehr gegen sich, daß er es für gerathen hielt, sich der Machtsphäre desselben schleunigst zu entziehen und Bologna verließ, um so mehr, als er sich durch die bittere Kritik, welche er über die von Papst Leo X. vollzogene Usurpation des Herzogthums Urbino laut geäußert, ohnehin die darauf gesetzte Strafe des Bannes zugezogen hatte. Mit dem Rechtsstudium war es so wiederum und auf immer zu Ende. Nach einem kurzen Aufenthalte in Verona wandte sich Hutten nach Venedig, wo er mit zwei Vettern zusammentraf, welche von dort aus nach Palästina zu pilgern im Begriff standen. Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich Hutten dieser Expedition angeschlossen; doch redete Crotus Rubianus, sein alter Freund, welcher damals als Mentor eines jungen Edelmanns in Venedig weilte, Hutten diesen etwas abenteuerlichen Gedanken aus. Nach längerm Aufenthalte in Venedig, wo man ihn seine heftigen Angriffe gegen die stolze Adriastadt nicht entgelten ließ, wo er vielmehr von den Anhängern der neuen Bildung mit Auszeichnung und Ehrfurcht behandelt wurde, kehrte Hutten dann über Bologna nach Deutschland zurück.

Nach fast zweijähriger Abwesenheit, im Spätsommer 1517, langte Ulrich von Hutten wieder in der deutschen Heimat an.

Digitized by Google

Es war ein bedeutungsvoller Zeitpunkt, in dem Hutten aus Italien zurückkehrte. Die Frage einer Reform der Kirche, des Staats und der Gesellschaft, immer zurückgedrängt, immer wieder sich vordrängend, fing eben damals an, trotz aller ihr entgegengestellten Hindernisse von neuem zu gären und ernstlich in Fluß zu kommen. Schon hatte der Humanismus, der so lange mehr akademisch als praktisch gewesen war, in einem ersten großen, zugleich wissenschaftlichen und kirchlichen Streite einen Triumph gefeiert, welcher die Macht der neuen Geistesrichtung deutlich erkennen ließ und in weitern Kreisen die Erwartung erregen mußte, dieselbe werde nun endlich auch für die großen praktischen Fragen der Zeit die so lange vergeblich ersehnte Lösung herbeizuführen sich anschicken. Eben war die erste Schlacht zwischen den Humanisten und der hinter ihnen stehenden kirchlichen und politischen Reformpartei auf der einen und den bisher allmächtigen und daher siegesgewissen Anhängern des Alten auf der andern Seite geschlagen worden und hatte mit einer späten, aber vollständigen und entscheidenden Niederlage der letztern geendet. Den Anlaß dazu hatte der bekannte Streit gegeben, in welchen der gefeierte Johann Reuchlin durch die Intriguen des getauften Juden Pfefferkorn mit dem kölner Ketzermeister Jakob von Hogstraten und der hinter demselben stehenden Phalanx der übrigen kölner Dunkelmänner gerathen war, weil er in einem Gutachten die von Pfefferkorn geforderte Vernichtung der Schriften der Juden als eine durchaus unsinnige Maßregel zurückgewiesen hatte. Der Ketzermeister mit seiner wilden Meute war sofort über Reuchlin selbst hergefallen, und trotz seiner Verbindung mit dem ihn hoch ehrenden Kaiser Maximilian sah sich Reuchlin durch einen förmlichen Proceß bedroht, den seine Widersacher, die in ihm die Sache des Humanismus zu Fall zu bringen dachten, am päpstlichen Hofe gegen ihn anstrengten. Mehrere Jahre hindurch war diese Sache mit ihren mannichfach wechselnden, bald dieser, bald jener Partei den Sieg verheißenden Schwankungen der Gegenstand des erregtesten Interesses aller Humanisten und Humanistenfreunde gewesen. Aus ihr ging eins der classischsten literarischen Denkmäler dieser

Digitized by Google

ganzen Zeit, eine der vollendetsten Satiren aller Zeiten hervor, die berühmten „Briefe der Dunkelmänner", in welchen die Beschränktheit und Unbildung, der Eigendünkel und die Aufgeblasenheit, die Geriebenheit und die Unsittlichkeit der kölner Dominicaner und ihres Anhangs dem jubelnden Gelächter nicht blos der Zeitgenossen, sondern aller Zeiten in wohlverdienter Weise preisgegeben wurden. Der erste Band dieses in seiner Art classischen Werks war 1515 erschienen; Freund und Feind hatten vielfach auf Ulrich von Hutten als den Verfasser dieser des Hutten'schen Geistes allerdings nicht unwürdigen Satire gerathen oder ihm doch einen hervorragenden Antheil an der Abfassung derselben zuschreiben wollen. Dazu glaubte man sich um so mehr berechtigt, als Hutten schon in einem andern Falle in den Reuchlin'schen Streit literarisch einzugreifen beabsichtigt hatte; noch vor seinem Aufbruch nach Italien hatte er Erasmus von Rotterdam, den er von Mainz aus auf der Durchreise in dem benachbarten Frankfurt begrüßte, ein Gedicht, „Der Triumph Reuchlin's" betitelt, mitgetheilt, in welchem er den nahen Sieg des gefeierten Gelehrten über seine scholastischen Gegner in schwungvollen Versen verherrlicht hatte; veröffentlicht freilich war dieses Werk zunächst noch nicht. Nach unserer heutigen Kenntniß dieser ziemlich verwickelten und in manchem Detail unlösbaren Frage können wir nun aber eine Betheiligung Ulrich's von Hutten an jener 1515 erschienenen ersten Sammlung der „Briefe der Dunkelmänner" entschieden in Abrede stellen. Jene classische Satire, die bekanntlich so gelungen war, daß die Angegriffenen und öffentlich lächerlich Gemachten im ersten Augenblick an die Echtheit der ihnen zugeschriebenen, im köstlichsten Küchenlatein gehaltenen Briefe glaubten und sich den Kopf zerbrachen, durch wessen Indiscretion eine derartige Correspondenz habe an die Oeffentlichkeit gelangen können, war vielmehr das gemeinsame Werk eines wol ziemlich großen Kreises mit glücklichstem Humor ausgestatteter Humanisten, in dessen Mittelpunkt als der geistige Vater und der eigentliche Leiter des ganzen Werks, das durch einen Wetteifer von guter Laune und ausgelassenem Witz schnell zu einem ab-

Digitized by Google

gerundeten Ganzen gedieh, Hutten's Freund, der heitere Crotus Rubianus, gestanden hat. Daß die Sache sehr nach Hutten's Geschmack war, ist natürlich; auch er jubelte den Dunkelmännerbriefen, welche ihm 1516 in Bologna bekannt geworden zu sein scheinen, freudigsten Beifall zu. Ebenso begreiflich aber ist es, daß Hutten, der sich eben damals in einem so wichtigen und fruchtbaren Stadium seiner Entwickelung befand und dessen satirische Begabung durch die Bekanntschaft mit Lucian sich ihrer Fähigkeit und Kraft eigentlich erst recht bewußt wurde, dieses köstliche Product der gemeinsamen Arbeit ihm geistesverwandter und meist auch persönlich nahestehender Männer nicht lesen konnte, ohne die Lust zu verspüren, sich auch einmal in dem so glücklich geschaffenen Genre zu versuchen. Das hat er gethan, und so finden wir denn in dem 1517 erschienenen zweiten Bande der „Briefe der Dunkelmänner" eine ganze Reihe von Stücken, aus denen nicht blos der Geist Hutten's, sondern auch die persönlichen Schicksale desselben während seines italienischen Aufenthaltes deutlich erkennbar herausseben.

So war Ulrich von Hutten, als er jetzt aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, mit der dort augenblicklich vorherrschenden Geistesströmung wieder in der genauesten Verbindung und konnte, trotz seiner fast zweijährigen Abwesenheit, unmittelbar mitthätig und als Mitkämpfer in die sich immer fester zusammenschließende Phalanx der Aufklärer eintreten. Und dieser literarische Erfolg mußte ihn dafür entschädigen, daß auch diese zweite italienische Reise das nicht geleistet hatte, was sie eigentlich hatte leisten sollen; ein Rechtsgelehrter, der im Dienste des Kaisers oder eines Fürsten oder einer Reichsstadt zu Ehren und Einfluß hätte aufsteigen können, war Ulrich von Hutten auch diesmal nicht geworden, sondern er war, namentlich in den Augen des unzufriedenen Vaters, ein Nichts geblieben, wie er es vorher gewesen. Aber es hatte zunächst doch den Anschein, als ob die von den Seinen so niedrig angeschlagene literarische Thätigkeit Ulrich von Hutten doch noch auch zu einer äußerlich ansehnlichen Lebensstellung erheben sollte.

Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Italien, im Juli 1517,

Digitized by Google

finden wir Hutten in Augsburg, wo sich eben damals auch Kaiser Maximilian aufhielt, dem sich der Dichter in frühern Zeiten vergeblich zu nähern versucht hatte. Was er seit jenem wiener Aufenthalte geleistet, namentlich die auf des Kaisers Beziehungen zu Venedig, Rom und Italien bezüglichen Dichtungen, gab ihm jetzt allerdings ein sehr viel höheres Recht auf dankbare Anerkennung von seiten Maximilian's, als dessen poetischer Vorkämpfer er aufgetreten war, ja dessen Ehre er nicht ohne eigene Gefahr gegen die Hohnreden der übermüthigen Franzosen vertheidigt hatte. Diese ohnehin schon in weiten Kreisen bekannt gewordene muthige That brachte der edle Konrad Peutinger bei dem Kaiser, in dessen Umgebung er mit Recht besonderes Ansehen genoß, zur Sprache und wußte auch sonst das Interesse desselben für das wechselvolle Schicksal des viel umhergetriebenen Dichters zu erregen und zu fesseln; auf seine Veranlassung vereinigte dann Hutten seine auf die italienischen Händel bezüglichen Epigramme und den unlängst entstandenen Brief Italia's an den zu ihrer Befreiung berufenen Kaiser, hier und da bessernd und feilend, zu einer durch die Einheit des Grundgedankens zusammengehaltenen Sammlung, welche, durch eine entsprechende Widmung eingeleitet, dem Kaiser überreicht werden sollte. Maximilian ging auf den Gedanken Konrad Peutinger's ein; Hutten sollte für die mit der Feder dem Kaiser und der kaiserlichen Sache geleisteten Dienste durch die feierliche Krönung zum Dichter belohnt werden. Am 12. Juli 1517 fand die Ceremonie mit dem bei solchen Gelegenheiten üblichen Gepränge statt; eigenhändig vollzog sie der Kaiser, welchem Konrad Peutinger selbst seinen Schützling zuführte, indem er vor den Augen einer prunkenden Schar von Höflingen dem Dichter den Kranz auf das Haupt drückte, den Konrad Peutinger's schöne Tochter Konstanze geflochten hatte. In einer besondern, hochtrabend genug abgefaßten Urkunde wurde zudem das Geschehene der Mit- und Nachwelt mitgetheilt und zu schuldiger Nachachtung empfohlen.

Aber was nutzten dem Dichter die pomphaften Worte, die Privilegien, Ehren, Gnaden und Freiheiten, welche ihm in den-

Digitized by Google

selben verliehen wurden; was nutzte es ihm, daß der Kaiser ihn sammt allen seinen Gütern, Angelegenheiten und Rechten in seinen und des Reichs besondern Schutz nahm und die Dawiderhandelnden mit einer Geldbuße bedrohte? Was half das alles dem Dichter, welcher den Mangel einer einigermaßen gesicherten äußern Existenz immer schmerzlicher zu empfinden begann? Allerdings hätte er sich eine solche wol gerade jetzt ziemlich leicht verschaffen können, er hätte nur auf die Anerbietungen seiner augsburger Gönner einzugehen brauchen, welche ihn in den Dienst des Kaisers zu ziehen trachteten. Aber Hutten's innerste Natur sträubte sich gegen ein solches Verhältniß, in dem er auf seine Freiheit und auch auf diejenige literarische Thätigkeit hätte Verzicht leisten müssen, die ihm gerade damals ganz besonders am Herzen lag. Auch mochte er sich durch die früher dem Kurfürsten von Mainz gegebene Zusage verpflichtet fühlen, um so mehr, als derselbe ihn ja im Hinblick auf die später zu leistenden Dienste schon während der italienischen Reise unterstützt und so gewissermaßen zu dem seinen gemacht hatte. Vielleicht hoffte Hutten auch an dem glänzenden mainzer Hofe ungebundener zu sein als in der Umgebung des Kaisers; jedenfalls nahm er die ihm von dieser Seite gemachten Anerbietungen nicht an.

Wenn wir Hutten nicht lange darauf in den Dienst des Erzbischofs Albrecht von Mainz treten sehen, so mag uns das im Hinblick auf die Eigenart und die so bestimmt ausgesprochenen Ansichten des Dichters allerdings ebenso wundernehmen, wie viele unter den Freunden und Gönnern desselben diesen Schritt nicht recht begreifen konnten und manche darin beinahe einen Abfall Hutten's von den Gesinnungen erblicken wollten, zu denen derselbe sich bisher so mannhaft bekannt hatte. Daß dem nicht so war, that Hutten selbst eben damals durch ein neues literarisches Unternehmen dar, welches man beinahe so auffassen möchte, als ob Hutten das Bedürfniß gefühlt habe, auch seinem künftigen Dienstherrn gegenüber seine Ansicht über die große Frage der Zeit frei und offen mitzutheilen und so allen Misdeutungen und daraus entspringenden Zumuthungen zum voraus

Digitized by Google

einen Riegel vorzuschieben. Auf der väterlichen Burg, wohin er sich begeben hatte, besorgte Hutten nach einer ihm durch seine Freunde in Bologna verschafften Abschrift eine Ausgabe von der ihm erst in Italien bekannt gewordenen berühmten Abhandlung, durch welche der gefeierte italienische Humanist Laurentius Valla die kirchliche Ueberlieferung, welche die Entstehung des Kirchenstaats und damit der weltlichen Gewalt des Papstthums auf eine angebliche Schenkung Kaiser Konstantin's an den römischen Bischof Sylvester zurückführt, als ein System von Erfindungen und Fälschungen der allerkecksten Art nachgewiesen und damit den Kampf gegen das schon so viel umstrittene Papstthum von einer neuen und zwar von einer für dieses höchst gefährlichen Seite eröffnet hatte. Die ihm einmal eigene satirische Neigung aber konnte Hutten auch bei dieser Gelegenheit nicht ganz unterdrücken; er widmete seine Ausgabe der einschneidend papstfeindlichen Schrift des Valla dem Papste selbst, dem Mediceer Leo X. Was es mit den Lobsprüchen auf sich hatte, die Hutten in der Vorrede dem Papste ertheilt; was es zu bedeuten hatte, wenn er denselben als den Erneuerer der Gerechtigkeit, der Wahrheit und Freiheit pries und ihn als einen Freund der Wahrheit bezeichnete, der die Wahrheit gern höre — das bedarf in diesem Falle keiner Erklärung weiter. Hutten stellt sich so vollkommen überzeugt von der Freude Leo's X. an der Wahrheit, daß er gar kein Bedenken trägt, die frühern Päpste geradezu als Räuber und Diebe zu bezeichnen und Leo zur freiwilligen Herausgabe des durch jene an die Kirche gekommenen unrechten Gutes auffordert.

Nicht lange danach, also um dieselbe Zeit etwa, wo Luther gegen den Ablaß eiferte und dadurch den Anstoß gab zu jenem Kampfe, in welchem wie die meisten Humanisten auch Hutten zunächst nichts anderes sah als ein unnützes Mönchsgezänk, bei dem trotz des Eifers und des auch von ihm anerkannten Geschicks der Streitenden schließlich doch nichts herauskommen würde, trat Hutten in aller Form in den Dienst des Kurfürsten Albrecht von Mainz. In dieser Stellung verblieb er jedoch nicht lange; eine Reise, die er im Auftrage seines Herrn gegen Ausgang

Digitized by Google

des Jahres 1517 an den französischen Hof machte und die ihm Gelegenheit bot, manche interessante Verbindung anzuknüpfen und sich der Geltung zu freuen, die ihm seine Schriften auch außerhalb Deutschlands verschafft hatten, und mancherlei Ritte zwischen Mainz, Magdeburg und Halle mochten den Dichter zerstreut und angeregt haben, sodaß er das Lästige seiner neuen Stellung nicht gleich empfand. Wenige Monate später fühlte sich Hutten in derselben schon so unbehaglich, daß der Wunsch, aus ihr loszukommen, in ihm immer lebendiger wurde. Namentlich sollte er bald die Erfahrung machen, daß eine freie Aeußerung seiner Ueberzeugung mit dem Hofdienste nicht so vereinbar sei, wie er geglaubt hatte. Diese Krisis trat bereits auf dem Reichstage ein, den Kaiser Maximilian im Frühjahr 1518 in Augsburg hielt und dem Hutten im Gefolge des glänzenden mainzer Erzbischofs beiwohnte. Die Sache Luther's, welcher dort vor dem Cardinallegaten Cajetan erschien, hatte für Hutten damals noch kein Interesse; auch die Bemühungen des alten Kaisers Maximilian, seinen Enkel Karl I. von Spanien zu seinem Nachfolger erwählen zu lassen, haben die Aufmerksamkeit des ritterlichen Dichters nicht weiter auf sich gezogen. Neben dem buntbewegten Bilde, welches die zahlreiche Versammlung äußerlich bot und das er in seiner Eigenthümlichkeit scharf beobachtete und in Briefen an einzelne Freunde anschaulich und mit glücklichem Humor schilderte, wurde Hutten am meisten von derjenigen Angelegenheit beschäftigt, bei welcher die Ehre und die Sicherheit der deutschen Nation auf dem Spiele stand und die ihn in ihrer weitern Verknüpfung wieder auf die Unerträglichkeit des Papstthums in seiner dermaligen Gestalt und damit auf den Kampf gegen die von demselben geübten Misbräuche hinführte. Die steigende Gefahr, welche die in den letzten Jahren schnell anwachsende Macht der Türken wie der ganzen Christenheit, so namentlich auch dem Reiche drohte, machte besondere Abwehrmaßregeln nöthig. Zu diesem Zwecke hatte sich der Papst den Zehnten von allen Kirchengütern bewilligen lassen; Gewährung der zu einer nachdrücklichen Bekämpfung der Türken nöthigen Mittel war die Forderung, mit der auch Kaiser

Digitized by Google

Maximilian zu Augsburg vor die Reichsstände trat. Hutten, dessen ganzes Wesen für die damit einzuschlagende Richtung der nationalen Thätigkeit des deutschen Volks besonders empfänglich war, warf sich mit beredten Worten zum Fürsprecher für diese Forderung des Kaisers auf; im Interesse desselben schrieb er eine Mahnrede an die deutschen Fürsten zum Kriege gegen die Türken. Dieselbe vor versammeltem Reichstage zu halten, wie er ursprünglich beabsichtigt hatte, dazu kam Hutten nun freilich nicht, aber die Rede wurde, wol handschriftlich circulirend, doch in einem großen Kreise bekannt. Den gewünschten Erfolg freilich hat sie nicht gehabt. Das Merkwürdige aber an diesem Werke, das späterhin ohne Wissen und gegen den Willen des Dichters von einigen übereifrigen Freunden unter Weglassung anstößig erscheinender Stellen, also arg geschädigt, veröffentlicht, dann aber von dem darüber mit Recht entrüsteten Verfasser noch einmal und in der ursprünglichen Gestalt bekannt gemacht wurde, ist nicht die warme Begeisterung, mit welcher Hutten für einen neuen kriegerischen Aufschwung seiner Nation eintritt, auch nicht die scharfe Polemik, mit der er gegen den Papst zu Felde zieht und dessen Absichten zu ernstem Vorgehen gegen die Türken anzweifelt, auch nicht die satirische Wendung, die er der Sache hier zu geben weiß, indem er sich dahin ausspricht, daß der von Leo erbetene Türkenzehnten wol zu allem andern eher verwendet werden würde als zum Kriege gegen die Ungläubigen, sondern deshalb vor allem verdient diese Türkenrede besondere Beachtung und kann geradezu als der Ausdruck einer entscheidenden Wendung in der gesammten Wirksamkeit Hutten's bezeichnet werden, weil dieser in ihr zuerst auf die großen socialen Fragen eingeht, die seine Zeit bewegten und die, damals noch von wenigen erkannt und recht gewürdigt, hier von ihm klar und scharf aufgefaßt und in Bezug auf die Mittel zur Abhülfe und auf die möglichen Consequenzen mit überraschender Schärfe dargelegt werden. Wie sehr Hutten seine Zeit kannte und wie richtig er, der scheinbar so ganz andern Interessen nachgegangen war, dieselbe beurtheilte, das beweisen die in der Türkenrede gemachten Bemerkungen, wenn man mit ihnen das

Digitized by Google

vergleicht, was wenige Jahre später durch den Versuch zu einer socialen Revolution wirklich herbeigeführt wurde. Hutten befürchtet — er spricht es gleich im Eingange seiner Rede offen aus — für Deutschland innere Unruhen; die Misernte und die Uebervölkerung drängen die elende Masse darauf hin; ein Krieg gegen die Türken werde diese Gefahr vermindern, weil er die Scharen der Unzufriedenen aus dem Lande zu entfernen die Gelegenheit bieten werde. In scharfen Tadelsworten wendet sich der Redner namentlich auch gegen die deutschen Fürsten: ihre Selbstsucht, ihre Kleinlichkeit, ihre Uneinigkeit seien an der zunehmenden Entwürdigung der Nation schuld; laut und dringend mahnt er zur Einigkeit, zu neuem Zusammenwirken, zu politischer Unterordnung unter den Kaiser. Man sieht, die politische und die sociale Reformfrage werden in gleicher Weise berührt. Aber nicht blos das: Hutten zeigt sein tiefes Verständniß für seine entscheidungsschwangere Zeit auch in der Art, wie er, der in seiner Polemik gegen den Papst und gegen die römischen Misbräuche auch als ein Vorkämpfer der kirchlichen Reformation erscheint und zwar in seinen darauf bezüglichen Forderungen viel weiter geht, als Luther selbst ein Jahr später zu gehen wagte, die von ihm in Anregung gebrachte kirchliche, politische und sociale Reform nicht äußerlich nebeneinanderstellt, sondern klar und bestimmt als innerlich zusammengehörig und untrennbar verbunden behandelt. Wie die Einigkeit der in kleinlichen Fehden miteinander hadernden Fürsten die Bedingung ist, von der die Rettung Deutschlands aus den ringsum drohenden Gefahren abhängt, so ist weiter die nur durch diese Einigkeit mögliche Reform des Reichs die Bedingung, nach deren Erfüllung allein eine drohende Umwälzung abgewandt werden kann. Mit Worten, die man wirklich als einen prophetischen Hinweis auf die Schrecken des Bauernkriegs auffassen kann, erklärt Hutten den Fürsten, daß, wenn sie dem durch ihre Schuld zu Grunde gerichteten Reiche nicht helfen würden, das Volk endlich verzweifelnd zur Selbsthülfe greifen und dann in blinder Wuth Schuldige und Unschuldige vernichten werde.

Aber die eindringlichen Mahnungen des begeisterten Redners

Digitized by Google

verhallten, ohne den gehofften Eindruck zu machen. Die Türkenhülfe wurde von den Fürsten nicht bewilligt. Diese Enttäuschung traf Hutten um so schmerzlicher, als manche von den freimüthigen, ja hier und da recht derben Aeußerungen in seiner Türkenrede Anstoß erregt und ihm Feinde gemacht hatten. In seiner höfischen Stellung wollte es daher dem an Unabhängigkeit gewöhnten Ritter, dessen Art vorsichtige Abwägung der Worte am wenigsten war, nun vollends nicht gefallen, und aus den Briefen, die Hutten in jener Zeit an den ihm allmählich nahe vertraut gewordenen Willibald Pirkheimer richtete, ist der Zwiespalt und Widerspruch deutlich zu erkennen, in dem er sich zwischen seinem Amte und seiner Neigung befand; ja Hutten schrieb schon damals einen Dialog über das Hofleben, in welchem er von einem der Unterredner, den schon sein Name Misaukos als Feind des Hoflebens kennzeichnet, von dem Leben der Kreise, in denen er sich jetzt bewegte, ein Bild entwerfen läßt, aus dem alle Freunde des Dichters sofort erkennen mußten, daß derselbe in dem Verhältniß zu Albrecht von Mainz nicht lange mehr aushalten werde. Aber in anderer Weise, als es damals zu erwarten schien, sollte die Trennung Hutten's von dem glänzenden Erzbischof Albrecht vor sich gehen.

Endlich einmal wurde dem vom Schicksal so wenig begünstigten Dichter eine ganz ungetrübte Freude zutheil, die ihn mit um so größerer Genugthuung erfüllte, als sie in ihm den Glauben an eine spät, aber sicher Vergeltung übende Gerechtigkeit mächtig bestärkte; denn was er kaum noch zu hoffen gewagt hatte, wurde ihm zutheil, den Todfeind seines Geschlechts, den von ihm so glühend gehaßten Mörder seines Vetters Hans sah er nach neuen Gewaltthaten endlich von der gebührenden Strafe ereilt und als allgemein verachteten Flüchtling schimpflich von Land und Leuten gejagt.

Der Tod Kaiser Maximilian's im Januar 1519 schien den wilden Herzog Ulrich vollends von jeder Rücksicht und Scheu entbunden zu haben; weil die Reutlinger den mit ihnen in der Fehde liegenden herzoglichen Vogt auf der ihrer Stadt benachbarten Burg Achalm getödtet hatten, zog Herzog Ulrich mit

Digitized by Google

Heeresmacht gegen die freie Reichsstadt, die ihm längst ein Dorn im Auge war und die er seit Jahren unter seine Hoheit zu bringen trachtete, und zwang sie nach kurzer Belagerung, sich ihm zu unterwerfen. Niemand machte Anstalt, diesen frevelhaften Bruch des Landfriedens zu strafen; der Herzog hatte offenbar darauf gerechnet, daß von denen, die bis zur Wahl eines neuen Königs dem Namen nach dem Reiche vorstanden, niemand Lust und Muth haben werde, sich mit ihm einzulassen. Aber er hatte vergessen, daß er noch von dem Hutten'schen Handel her Feinde hatte, die nur auf einen Vorwand warteten, den von ihnen beabsichtigten und nur durch den Kaiser gehinderten Rachekrieg gegen ihn zu beginnen, und daß diesen Feinden die Brüder seiner Gemahlin Sabine, die Herzoge von Baiern, jeden Augenblick mit allem Nachdruck Hülfe zu leisten bereit waren. Und nun hatte er durch den Ueberfall gegen Reutlingen auch noch den Schwäbischen Bund, dem die Stadt angehörte, auf das gewaltthätigste herausgefordert und damit diejenige Verbindung gegen sich in Waffen gebracht, die allein in dem Reiche noch etwas zu bedeuten hatte, eine straffe Organisation, eine tüchtige militärische Macht und im Vertrauen auf diese Muth und Entschlossenheit besaß. So erwuchsen dem Herzog von Würtemberg aus seiner That Folgen, die er wahrlich nicht erwartet haben mochte. Der Schwäbische Bund rückte gegen ihn ins Feld; die Hutten schlossen sich demselben an, um bei der nun beginnenden Abrechnung mit dem Verbrecher nicht zurückzubleiben; ihrem Beispiel folgten auch sonst noch viele fränkische Ritter; von der andern Seite her zogen die Baiernherzoge heran und auch der gewaltigste und bekannteste von allen deutschen Rittern, Franz von Sickingen, dessen Namen allein schon eine Armee werth war, machte trotz seiner ehemaligen Verbindung mit Ulrich jetzt mit den Gegnern desselben gemeinsame Sache. Natürlich fehlte Ulrich von Hutten nicht in dem Heere, das sich jetzt gegen Würtemberg in Bewegung setzte. Und über alle Erwartungen glänzend verlief der Feldzug; mit den Ständen seines Landes bitter verfeindet, von hoch und niedrig gehaßt oder gefürchtet, fand der Herzog niemand, der es gewagt hätte, ernstlich für ihn

Digitized by Google

einzutreten; nirgends fanden die Angreifer ernstlichen Widerstand, in kurzer Zeit war ganz Würtemberg in ihrer Gewalt und der Herzog mußte das Land seiner Väter als heimatloser Flüchtling verlassen. Ein Versuch, dasselbe wiederzuerobern, den er nicht lange danach machte, scheiterte; Würtemberg blieb in der Gewalt des Schwäbischen Bundes und wurde von den durch diesen eingesetzten Commissaren verwaltet.

In lautem Jubel feierte Ulrich von Hutten, der nach den Strapazen des Feldzugs in den heilkräftigen Wassern des Wildbads Erholung und Befreiung von seinem alten Leiden suchte, das immer wiederkehrte, den späten, aber vollständigen Triumph der gerechten Sache. Damals schrieb er seine fünfte Rede gegen den Herzog; in ihr werden aber nicht blos die alten schweren Anklagen gegen den blutbefleckten Frevler und dessen Gehülfen erneut, sondern auch eine ernste und eindringliche Mahnung an diejenigen gerichtet, deren Sache die Bestrafung des Mörders und Landfriedenbrechers gewesen wäre, die aber, ihre Pflicht missachtend, die Bedrohten schließlich zur Selbsthülfe zu greifen genöthigt hätten. Wie Ulrich von Hutten den Kampf gegen den Mörder seines Vetters aufgefaßt und wie er, solange noch nicht die gebührende Rache genommen war, sich und sein Haus noch unter dem Banne einer ungelösten Verpflichtung gefühlt hatte, so mußte ihn nach der glücklichen Beendigung des würtemberger Feldzugs ein Gefühl der Befriedigung überkommen, wie es jedem beschieden ist, der eine große, zur Gewissensache gewordene Aufgabe endlich gelöst hat. Hutten fühlte sich frei und meinte nun berechtigt zu sein, der eigenen Neigung und Bequemlichkeit nachzugehen. Und wirklich gewann es auch den Anschein, als ob dem viel umgetriebenen und ruhelosen Mann endlich eine Zeit der behaglichen Muße, der ungestörten wissenschaftlichen Arbeit und damit bescheidenen, aber befriedigenden Lebensgenusses beschieden sein sollte. Denn Erzbischof Albrecht, weit davon entfernt, die freimüthigen Aeußerungen seines Dienstmanns übel zu vermerken, fand vielmehr an dessen literarischer Thätigkeit solches Gefallen, erkannte aber zugleich auch so deutlich, daß Hutten's beste Kräfte und Fähigkeiten durch den leidigen

Digitized by Google

Hofdienst ungenutzt vergeudet würden, daß er, ohnehin geneigt, den Mäcen zu spielen, dem Dichter die äußern Vortheile seiner amtlichen Stellung ließ, auf einen eigentlichen Hofdienst desselben aber verzichtete. So sah sich Hutten fast wider Hoffen und Erwarten mit einem male in der so lange vergeblich ersehnten Lage, von allen Sorgen entbunden, ganz den ihm so ans Herz gewachsenen Studien leben zu können, und da überkam ihn denn zum ersten male das warme Gefühl der Freude an einem eigenen Heim, das er sein nennen, wo er eines behaglichen Familienlebens hätte froh werden können. Unser unsteter Dichter trug sich ernstlich mit dem Gedanken, als solider Gelehrter seßhaft zu werden und an der Seite einer tüchtigen Hausfrau Ruhe und Erholung von allen Fahrten und Abenteuern zu suchen. Aus seinen Briefen, die er in der zweiten Hälfte des Jahres 1519 an verschiedene Freunde richtete, erfahren wir, daß er es mit der Ausführung dieses Gedankens so ernst nahm, daß er nach verschiedenen Seiten hin Umschau hielt und namentlich bei einer frankfurter Familie Erkundigungen einziehen und Anfragen stellen ließ, die darauf hinweisen, daß er dort die Lebensgefährtin zu gewinnen hoffte, an deren Seite er in glücklicher Sorglosigkeit den Studien und der sich wieder mächtiger in ihm regenden Production würde leben können.

Diese ruhigere und behaglichere Stimmung, welche den Dichter, der sich schon in dem Hafen angekommen glaubte, überkam, fand auch in den um jene Zeit entstandenen neuen Arbeiten desselben liebenswürdigen Ausdruck. Von diesem Standpunkte aus ist namentlich der Dialag „Fortuna" von hohem Interesse. Aus demselben lernen wir das Maß der Wünsche kennen, die Hutten von der Glücksgöttin erfüllt zu sehen begehrt, und man wird zugeben, daß Hutten nicht eben unbescheiden war, wenn er als die Summe aller seiner Wünsche hinstellt, an der Seite einer tüchtigen Frau, von ihr gepflegt, von Kindern umspielt, ohne Sorgen um seine Existenz den geliebten Studien leben zu können, — ein Leben, „das Muße mit Würde verbindet, Geschäfte ohne Gefahren hat". In anmuthiger Selbstironisirung läßt der Dichter sich nun von dem unbeständigen Glück zum

Digitized by Google

besten haben; das Mädchen, in welchem er das ihm vorschwebende Ideal seiner künftigen Gattin gefunden zu haben glaubt, wird mitsammt seinem schönen Vermögen ihm von einem Hofmann plötzlich weggenommen und auch sonst treffen den Dichter allerhand Widerwärtigkeiten, sodaß er schließlich schon erklärt, er wolle ganz zufrieden sein, wenn ihm nur Gesundheit des Körpers und Gesundheit der Seele beschieden sein möchte. Denn zehrende Krankheit war und blieb die Geisel, von der Hutten's Leben heimgesucht wurde und die schließlich selbst diesen starken und heitern Geist zu beugen und zu trübem Verzagen niederzudrücken drohte. Zu dem alten Leiden, das den Dichter plagte, kam damals wieder sein böser Gefährte, das Fieber. Mit diesem suchte er sich freilich in ebenso gutem Humor auseinanderzusetzen wie mit dem ihm so wenig geneigten Glück. So entstanden um jene Zeit die beiden Gespräche über das Fieber, das erste und das zweite Fieber. In dem ersten führt Hutten sich selbst als Unterredner mit dem Fieber ein; er wünscht von dem lästigen Besuche befreit zu werden, doch will das Fieber ihn nur dann verlassen, wenn er ihm einen andern recht behaglichen und nahrhaften Aufenthalt anweisen könne; die Unterhandlungen, die sich darüber entspinnen, die Vorschläge, die Hutten seinem auszuquartierenden Gaste macht und die meistens gar nicht nach dessen Sinn sind, geben Gelegenheit zu einer köstlichen Satire auf das üppige Leben der Geistlichen und der Reichen. Das zweite Gespräch knüpft mit dramatischer Lebendigkeit an das erste an; den feisten Höfling, bei dem es nach seinem Aufbruch von Hutten ein Unterkommen gefunden, hat das Fieber, weil er krank und arm geworden, verlassen und wünscht nun bei seinem alten Gönner wieder aufgenommen zu werden; der aber mag nichts von ihm wissen und hält Thür und Fenster geschlossen, um dem leidigen Gast den Eintritt zu verwehren. So wird nun zwischen beiden parlamentirt; das Fieber erstattet dabei dem Dichter Bericht über das Leben und Treiben derer, bei denen es sich in der Zwischenzeit aufgehalten hat. Und wieder kehrt sich hier die Satire mit einschneidender Schärfe gegen den Klerus und dessen sittenloses Leben; beson-

Digitized by Google

ders entwirft Hutten bei dieser Gelegenheit ein erschreckend wahres Bild von dem Elende, in welches so viele von den niedern Geistlichen durch die wilden Ehen, in denen sie leben, gebracht werden. Von da aus wendet sich das Gespräch dann weiter zur Erörterung der Maßregeln, durch welche der Verwilderung des geistlichen Standes Einhalt gethan werden könne, und legt die Vorschläge, welche dabei zwischen ihm und dem Fieber erörtert werden, in nachdrücklichen Worten den deutschen Fürsten an das Herz.

Man sieht, Ulrich von Hutten war, auf seinen eigenen, schon frühzeitig betretenen Wegen weitergehend, schließlich zu ganz denselben Forderungen gekommen, in welchen gerade in jenem Momente die großen praktischen Consequenzen des von Luther gegebenen Anstoßes lagen. Und da ist es denn wol begreiflich, daß er über die Lehren des wittenberger Mönchs jetzt ganz anders urtheilte als anfangs; hatte er früher in dem Streite des Doctor Martin mit seinen Gegnern, wie erwähnt, nichts weiter sehen wollen als ein gewöhnliches Mönchsgezänk, das erfolglos bleiben werde, so war es ihm jetzt vollkommen klar geworden, daß alle Wohlgesinnten, alle Freunde der Aufklärung, alle Feinde der Dunkelmänner sich einmüthig zusammenschließen und die Sache des wittenberger Mönchs ganz und voll zu der ihrigen machen müßten. Ulrich von Hutten war ein Mann der That; ängstliches Erwägen, langes Vorbereiten, unklares Schwanken war nicht seine Sache. Und so genügte denn auch die ihm gewordene Erkenntniß von dem guten Rechte Luther's und von der für die ganze deutsche Nation so viel verheißenden Bedeutung der von Wittenberg ausgegangenen Bewegung, um ihn zu einem unbedingten, begeisterten, opferwilligen Anhänger des anfangs von ihm so geringgeschätzten Mannes werden zu lassen.

Es ist ein bedeutungsvoller Moment, in welchem sich diese über seine ganze Zukunft entscheidende Wendung in dem Leben des Dichters vollzog, ein Moment, in dem der deutschen Nation die Möglichkeit geboten schien, sich durch eine letzte große Anstrengung, einen kühnen, begeisterten Aufschwung mit einem male alles das zu erwerben, was so lange Jahrzehnte der Gegen-

Digitized by Google

stand ihrer unbefriedigten Sehnsucht gewesen war. Die Reformation der Kirche war endlich aus dem Gebiet rein theoretischer Erörterung in das der Praxis verpflanzt, sie war aus dem Geiste des in seinen heiligsten Gefühlen so lange gekränkten Volks heraus in Angriff genommen ohne Rücksicht auf Papst und Concil; es war damit, streng genommen, statt der Reformation die kirchliche Revolution begonnen worden. Und eben das war es, was Hutten an die Sache Luther's fesselte; dieselbe hatte ihm kein Interesse einflößen können, solange sie sich in den ausgetretenen und doch niemals zum Ziele führenden Wegen des vorgeschriebenen kirchlichen Instanzenzugs hielt; seitdem sie allen bisher geltenden Autoritäten zum Trotz das Recht der Selbsthülfe proclamirt und sich damit selbst den Rückweg abgeschnitten hatte, seitdem war sie nach Hutten's Geschmack und seitdem war Hutten ihr Mann, ihr mit Seele und Leib ergeben. Aber von der kirchlichen Reformation allein, selbst der consequentesten, hoffte Ulrich von Hutten kein Heil mehr; schon jene Türkenrede hatte es zur Genüge gezeigt, daß er, wie kaum noch ein zweiter in Deutschland, von der Nothwendigkeit auch einer politischen und einer socialen Umgestaltung des altgewordenen, absterbenden Reichs überzeugt war. Die eine von der andern zu trennen, war er völlig außer Stande. Und gerade damals schien nun in der Entwickelung Deutschlands der entscheidende Wendepunkt erreicht zu sein, wo gleichzeitig mit der kirchlichen auch die politische und die sociale Verjüngung des Reichs, die allseitige und vollständige Wiedergeburt der deutschen Nation sich in Sturmeswehen vollziehen sollte. Der jugendliche, erst neunzehnjährige Karl von Spanien, der Enkel Maximilian's, war von den Fürsten auf den erledigten Thron berufen worden; schon diese Wahl, die allen Machinationen Frankreichs und des Papstes und der von ihnen erkauften Parteigänger zum Trotz geschehen war, konnte als ein Sieg des wiederauflebenden nationalen Geistes angesehen werden. Entscheidend waren für den jungen Habsburger die Bemühungen Friedrich's des Weisen, des sächsischen Kurfürsten, in die Wagschale gefallen, der der edle Beschützer des wittenberger Refor-

Digitized by Google

mators war; konnte man nicht daraus schon auf die Stellung des neuen Herrschers zu der Sache Luther's einen vielverheißenden Schluß ziehen? Um so mehr schien man dazu berechtigt, als der junge Kaiser durch seine Verfeindung mit dem Papste auf der einen und mit Frankreich auf der andern Seite auf das nachdrücklichste auf eine reformatorische und nationale Politik hingewiesen werden mußte. In diesem Sinne wurde die Wahl Karl's V. damals denn auch wirklich wie von Hutten, so von der überwiegenden Mehrheit des deutschen Volks mit hellem Jubel als das Unterpfand einer neuen glücklichern Zeit begrüßt. In dieser Auffassung der Lage begegneten sich Hutten und seine humanistischen Freunde mit den tonangebenden Männern aus den Reihen der deutschen Ritterschaft; ein gleiches Gefühl durchzog die reichstreue Bürgerschaft der Städte und ließ die Herzen der mishandelten Bauern in der Hoffnung auf die nahende Stunde der Erlösung höher schlagen.

So stürzte sich denn Ulrich von Hutten, während er eben noch von einem friedlich behaglichen Leben, von den Freuden der Ehe und dem Glücke der Familie geträumt und Pläne zu ungestörter literarischer Thätigkeit entworfen hatte, jetzt mit vollem Bewußtsein, in klarer Erkenntniß des einzig großen Moments, und nicht blos das, sondern mit Lust und Freude an dem seiner wartenden Kampfe in den höher als je zuvor aufwogenden Strom der weltgeschichtlichen Entwickelung. Er hätte seine eigenste Natur verleugnen müssen, wenn er eben jetzt, wo die Ideale, die noch halb verhüllt seiner ahnenden Seele vorgeschwebt hatten, in blendend heller Beleuchtung vor seinen begeisterten Blicken standen, wo alles dieselben erreichbar erschienen ließ, sich in das beschränkte Dasein eines spießbürgerlichen Gelehrtenlebens einschließen und dem gewaltigen Kampfe, der draußen tobte, über akademischer Humanistenpoesie brütend, hätte zusehen wollen. Hutten war angelegt auf Kampf und Streit; nur in Kampf und Streit fühlte er sich recht wohl, wurde er seiner Fähigkeiten und Kräfte recht inne. Und so empfand er es denn, wie er selbst es einmal ausgesprochen hat, als einen

Digitized by Google

Vorzug, als ein Glück, in einer so großen, so kampfreichen, aber auch so herrlichen Sieg verheißenden Zeit zu leben.

Der Wendepunkt, der mit dem Jahre 1520 in der Entwickelung Deutschlands erreicht zu sein schien, wurde ein Wendepunkt auch für das Leben des streitbaren Dichters; er war zugleich, wie nur allzu bald offenbar wurde, der Höhepunkt in der Laufbahn desselben, die sich von hier an schnell und immer schneller senken sollte, um den Dichter zugleich mit seinen Idealen und den Hoffnungen seines Volks in einem tiefen Abgrunde zu begraben. Hutten eilte seiner Zeit voraus, er überschätzte ihre Kräfte, er traute den neben ihm selbst zum Handeln Berufenen zu viel zu, er glaubte in ihnen allen einen ähnlichen Feuergeist, eine ähnliche Begeisterung entflammen zu können, wie sie ihn selbst erfüllten; er wähnte, die von ihm zu Vollführern seiner Entwürfe Auserwählten mit der Opferfreudigkeit und der Selbstlosigkeit durchdringen zu können, wie er selbst sein Alles und sich selbst auf das Spiel setzte: — und er mußte erfahren, daß er sich gänzlich verrechnet hatte. Daran ist Hutten zu Grunde gegangen, darin liegt seine tragische Schuld.

Wenn man die Entwickelung überblickt, welche Ulrich von Hutten von dem Augenblicke an, wo er sich ganz der großen Sache der Reformation weihte, durchgemacht hat bis zu dem Augenblicke, wo er, an allen Hoffnungen schiffbrüchig, ein heimatloser Flüchtling, krank und elend dem nahen Tode zuwankte, so wird man sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß der Mann, der wie kein anderer die Reformation in ihrer Ganzheit, als eine politische und nationale That auffaßte, in verhängnißvollster Weise verblendet gewesen ist bei der Wahl des Werkzeugs, durch welches er seine großen Entwürfe zu verwirklichen dachte. In Franz von Sickingen, welchen Hutten für den auserwählten Streiter hielt, dessen Schwert der Welt abringen sollte, was er in begeisterten Worten gefordert hatte, kann man geradezu den bösen Genius von Hutten's Leben sehen, denn in ihm glaubte der Dichter den Mann gefunden zu haben, der sich ganz und voll der Durchfechtung der von ihm selbst

Digitized by Google

mit glühendem Herzen erfaßten Sache widmen sollte, den er mit seinen feurigen Worten mahnen und begeistern, mit seinem allumfassenden, scharfen Blick und seiner kühnen Berechnung lenken und leiten wollte, und dabei entging es ihm vollständig, daß, während er Sickingen zu gebrauchen glaubte, er vielmehr seinerseits von diesem gebraucht wurde, daß die Ideale, für die er in Sickingen einen aufopfernden Vorkämpfer gefunden zu haben wähnte, für diesen vielmehr ein gern gebrauchtes Aushängeschild waren, durch das er die begeisterten Anhänger der Reformation über seine eigennützigen und selbstsüchtigen Absichten zu täuschen und die entfesselten Kräfte derselben zu seinem eigenen Vortheil auszunutzen wußte.

In genauere persönliche Verbindung mit Franz von Sickingen ist Hutten erst während des kurzen, glänzenden Feldzugs gegen Herzog Ulrich von Würtemberg gekommen. Beide Männer, deren jeder sich eines weit über den eigentlichen Kreis seiner Wirksamkeit hinausgehenden Ruhmes erfreute, waren einander nicht lange vorher flüchtig begegnet, als Hutten selbst bei dem gefeiertsten Ritter seiner Zeit erschienen war, vermuthlich um denselben, einen ehemaligen Bündner des würtemberger Hofes, in seiner neuen Parteistellung zu befestigen und zum Kampfe gegen den Tyrannen anzuspornen. Damals hatte Hutten dem ungelehrten Ritter sein eben entstandenes erstes Fieber verdeutscht vorgelesen und den lauten Beifall desselben vergolten, indem er den Dialog dem ihm ausgesprochenen Wunsche Sickingen's gemäß nicht lange danach in deutscher Bearbeitung veröffentlichte und Sickingen widmete. Der würtemberger Feldzug hatte beide dann vollends zusammengeführt. Es ist übrigens begreiflich, daß Hutten in Sickingen den Helden der Reformation gefunden zu haben glaubte, denn jener besaß gerade damals eine Macht, wie im Deutschen Reiche kaum noch eine zweite aufzuweisen war. Durch weise Sparsamkeit und geschickte Ausnutzung seiner ertragreichen Güter hatte Sickingen einen Reichthum erworben, wie ihn kein anderer Edelmann in Deutschland besaß, ja wie kaum ein Fürst sich dessen rühmen konnte. Wie er so in den finanziellen Ruin

Digitized by Google

nicht hineingezogen war, der den deutschen Adel eben damals zu Grunde gerichtet hatte, so war Sickingen durch sein großes Vermögen auch in den Stand gesetzt worden, die dem Adel sonst abhanden gekommene militärische Bedeutung für sich selbst in ungewöhnlich hohem Grade zu behaupten. Geschickt wußte er die im Absterben begriffene Taktik des mittelalterlichen Ritterthums mit der modernen der geworbenen Fußsoldaten und ihrer Feuerwaffen zu vereinigen; in dieser neuen, glücklichen Combination war eigentlich die unglaublich hohe Machtstellung begründet, deren sich Franz von Sickingen anerkanntermaßen erfreute. Durch Verbindungen verschiedener Art war es ihm obenein gelungen, sich an die Spitze fast der gesammten rheinischen und fränkischen Ritterschaft zu schwingen und dieselbe nach seinem Willen und meistens auch zu seinem eigenen Vortheile zu leiten. So groß war die Macht, über welche Sickingen verfügte, daß er Kaiser und Reich nicht mehr zu fürchten brauchte, sondern denselben keck Trotz bieten konnte. Das hatte derselbe auch schon mehr als einmal erfolgreich gethan. Denn während er in seinen wirthschaftlichen Grundsätzen und seinen militärischen Einrichtungen sich ganz den neuen Verhältnissen der veränderten Zeit angepaßt hatte — in seinen Gesinnungen und seinen Zielen und daher denn auch in der Anwendung, die er von seiner Gewalt machte, war Sickingen durchaus in den engen Schranken des mittelalterlichen Ritterthums, seiner rohen Selbsthülfe, seiner Fehde, seinem Raubwesen befangen. Nur als ein Raubritter im großen Stil hatte er sich offenbart während der rechtlosen Fehde, die er jahrelang gegen das reiche Worms geführt, in der er des Reiches Acht und Aberacht getrotzt und schließlich durch seine offene Verbindung mit den erklärten Feinden des Kaisers, dem wilden Anton von Lothringen, dem wüsten Ulrich von Würtemberg, ja mit dem Könige von Frankreich selbst den hülflosen Kaiser Maximilian zu fast demüthigender Verzeihung genöthigt hatte. Der hervorragende Antheil, den er dann an der Verjagung des Herzogs Ulrich von Würtemberg genommen, hatte das Ansehen Sickingen's so gesteigert, daß er zur Zeit der Wahl Karl's V. geradezu als eine Macht gelten

Digitized by Google

konnte, mit der man in den Fragen der großen Politik zu rechnen hatte und welche deshalb denn auch von den um die Krone streitenden Fürsten förmlich umworben wurde. Karl von Spanien verdankte seine Wahl zum guten Theile dem Umstand, daß sich Sickingen für ihn aussprach und gleichzeitig die Wahlversammlung mit Heeresmacht gegen die von Frankreich her beabsichtigte gewaltsame Störung schützte. Der neue Kaiser war klug genug, die Bedeutung dieses Mannes zu würdigen und gefiel sich darin, demselben förmlich den Hof zu machen und ihn durch Gunsterweise und Auszeichnungen aller Art vollends an sich zu fesseln, und auf der andern Seite war es nur natürlich, daß alle diejenigen, welche von dem jugendlichen Herrscher eine energische Aufnahme der reformatorischen Bewegung und eine Weiterführung derselben im deutschnationalen Sinne hofften, in dem angesehensten deutschen Ritter den Mann erblickten, der den Kaiser in diesem Sinne beeinflussen und leiten, der mit dem Kaiser und für den Kaiser alles das durchführen sollte. Es war nur natürlich, daß auch Ulrich von Hutten diese Auffassung hegte und sich deswegen mit all seinen Entwürfen an Sickingen heftete als den vornehmsten Träger der Zukunft Deutschlands. Entschiedener als bisher ergreift Hutten von diesem Moment an die Partei Luther's, tritt aber gleichzeitig mit aller Energie ein für die Erweiterung der auf kirchlichem Gebiete begonnenen Reformation zu einer politischen Erneuerung der deutschen Nation.

Zu Anfang des Jahres 1520, als man eben der Ankunft des neuen Herrschers im Reiche entgegensah, trat Ulrich von Hutten mit Melanchthon in Briefwechsel und begann, sich durch dessen Vermittelung mit Luther in Verbindung zu setzen. Es geschah das im Auftrage Sickingen's; dieser ließ den wittenberger Mönch seines Schutzes versichern und ihm für den Fall der Noth auf seiner festen Ebernburg einen Zufluchtsort anbieten. Gerade damals kamen solche Aeußerungen dem hartbedrängten und momentan schwankenden Reformator als ermuthigende und kräftigende Trostesworte und trugen wesentlich dazu bei, ihn zum Ausharren zu stärken. Luther hielt es augen-

Digitized by Google

scheinlich für möglich, daß er in nicht ferner Zeit von dem Anerbieten Sickingen's Gebrauch zu machen genöthigt sein könne; er trat in directen brieflichen Verkehr mit dem mächtigen Ritter und suchte sich die Geneigtheit desselben zu bewahren. Daraus aber darf man nicht schließen, daß Luther nun entschlossen gewesen wäre, mit Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen einen und denselben Weg zu wandeln. Vielmehr hatte Luther mit seiner denkwürdigen Schrift „An den Kaiser und christlichen Adel deutscher Nation", in welcher er sich mit hinreißender patriotischer Begeisterung und mit nationalem Stolz als Deutscher den Romanen entgegensetzte und das Bild eines nationalen Staats und einer nationalen Kirche in scharfen Zügen entworfen hatte, den Höhestand seiner Entwickelung bereits erreicht und fing jenen Rückzug in die engen Grenzen rein kirchlichen und dogmatischen Kampfes an, der später seiner Sache so verhängnißvoll geworden ist und dieselbe um die schönste und reichste Frucht gebracht hat. Was für Luther Höhe- und Endpunkt, war für Hutten Anfangs- und Ausgangspunkt. Nur insofern stehen auch die gerade um jene Zeit veröffentlichten Schriften beider Männer ungefähr auf einer Stufe.

Denn als ein Seitenstück, eine vollwichtige Ergänzung zu Luther's nationalem Manifest gegen den Romanismus und Papismus erscheint Hutten's Dialog „Vadiscus oder von der römischen Dreifaltigkeit". Auch in dem der Form zu Grunde liegenden Gedanken möchte man eine gewisse Beziehung zwischen beiden Werken annehmen. In seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation hatte Luther die drei papierenen Mauern des Romanismus gestürmt und über den Haufen geworfen, und diese Dreizahl spielt auch in dem epigrammatisch zugespitzten, scharf pointirten Hutten'schen Dialog eine so bedeutende Rolle, daß derselbe geradezu von ihr her seine Benennung erhalten konnte. Indem er in lauter Dreiheiten redet, bald drei Dinge aufzählt, die in Rom durchaus nicht zu haben sind, bald drei andere, an denen in Rom Ueberfluß ist, gibt Hutten eine bitter satirische Charakteristik der in Rom herrschenden Entartung und geißelt die Verkommenheit der Kirche und der Geistlichkeit um

Digitized by Google

so wirksamer, als diese Art der Darstellung zu einer ganzen Reihe von Sätzen führte, die wie echt volksthümliche Sprichwörter und Scherzreden unmittelbar packen, im Ohr haften bleiben und so leicht in den Mund des Volks übergehen konnten. Wer die Sätze, wie sie da vorkamen: drei Dinge erhalten Rom bei seiner Würde: die Gebeine der Heiligen, das Ansehen des Papstes und der Ablaßhandel; oder: drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: gemeine Weiber, Pfaffen und Schreiber; oder: drei Dinge sind aus Rom verbannt: Einfalt, Mäßigkeit und Frömigkeit; oder endlich: dreierlei bringt der Pilger aus Rom mit heim: ein unreines Gewissen, einen verdorbenen Magen und leeren Beutel — wer solche und ähnliche Sätze einmal gehört hatte, der vergaß sie so leicht nicht wieder, der verbreitete sie weiter, ja der mußte sich unzähligemal versucht fühlen, die Masse dieser schneidigen Epigramme durch neuhinzuerfundene zu vermehren. In dieser Weise bekämpft Hutten in dem Dialoge „Badiscus" Rom als die Quelle alles kirchlichen, politischen und moralischen Elends der deutschen Nation und schließt mit einem begeisternden Aufruf an die Deutschen, zu den Waffen zu greifen und sich in ehrlichem Kampfe des schmachvollen Joches zu entledigen, das man schon allzu lange getragen. Derselbe Zug stolzesten Nationalgefühls geht durch einen zweiten, mit dem „Badiscus" gleichzeitig entstandenen Dialog Hutten's, welcher durch die classische Ruhe der Satire, die vornehme Hoheit der Ironie und durch die vollendete Glätte der Form die meisten Werke Hutten's um ein gutes Stück übertrifft. Hutten nannte denselben „Die Anschauenden"; er läßt darin nämlich den Sonnengott mit seinem Sohne Phaethon auf ihrer Fahrt über das Himmelsgewölbe auf das unter ihnen liegende Deutschland hinabblicken und namentlich die Vorgänge beobachten, deren Schauplatz während des Reichstags im Jahre 1518 Augsburg gewesen war. So gewinnt der Satiriker die Gelegenheit, Deutschland in seinen Zuständen und Einrichtungen nach allen Seiten hin eingehend zu schildern und eine Reihe der allerergötzlichsten Genrebilder zu entwerfen. Dabei werden nun aber nicht blos die deutschen und die italienischen Sitten einander in scharfem

Digitized by Google

Contraste entgegengesetzt, sondern auch die Fehler und Mängel des deutschen Lebens mit gutem Humor gegeißelt, namentlich aber auch die unerquickliche und auf die Dauer nicht haltbare politische Zerfahrenheit des Reichs in lebhaften Worten zur Anschauung gebracht. Wie gewöhnlich wendet sich Hutten auch hier besonders gegen die Fürsten, geistliche so gut wie weltliche, und zeigt, wie deren Selbstsucht, deren Ungehorsam gegen den Kaiser das Reich zu Grunde richte und die Nation hindere, den früher eingenommenen und ihr auch jetzt noch zukommenden Platz wieder einzunehmen. Höchst charakteristisch ist die Art, wie Hutten bei dieser Gelegenheit von dem deutschen Adel und der Bedeutung des Ritterthums für das Reich handelte; aus ihr geht deutlich hervor, wie Hutten durch seine intime Verbindung mit Franz von Sickingen in Bezug auf seine politischen Reformideen zu einem Programm hingeführt worden war, welches für die politische Erneuung des Reichs, an die Zustände früherer Jahrhunderte anknüpfend, den Adel, das Ritterthum als den eigentlichen Träger der neuen Staatsordnung in Aussicht nahm; der Adel wird als die Blüte der Nation, das Ritterthum als der des Deutschen allein würdige Beruf gefeiert. Den Eindruck dieser Auseinandersetzung zu steigern, wird dann um so energischer gegen die Pfefferſäcke als die eigentlichen Repräsentanten des habsüchtigen und deshalb unnationalen Bürgerthums zu Felde gezogen. Von der Bedeutung des Bürgerthums und des in den Händen desselben liegenden Handels hat Ulrich von Hutten eine ganz verkehrte Vorstellung und hier sehen wir ihn befangen in den allercrassesten Vorurtheilen seiner Standesgenossen. Freilich ist es bei ihm nicht, wie sonst bei seinesgleichen oft genug, der Neid des verarmten Edelmanns gegen den reichgewordenen Bürger, woraus diese Auffassung entspringt, sondern Hutten eifert gegen den Handel, welcher durch die Einführung fremder Producte die altdeutsche Einfachheit des Lebens durch Verführung zum Luxus gefährde und so um schnöden Gewinnes willen auf Verderbniß der Sitten hinarbeite. Das geht aber so weit, daß Hutten dem Phaethon die Aeußerung in den Mund legt, wenn die Kaufleute und die von ihnen

Digitized by Google

eingeführten fremden Waaren eines Tages durch die biedern Wächter altdeutscher Sitte und Zucht, die Ritter, vom Erdboden vertilgt würden, so würde das für die deutsche Nation höchstens als ein Gewinn anzusehen sein. Gegen den Schluß des Dialogs wendet sich die Unterhaltung des Sonnengottes und seines Sohnes dann wiederum den Zuständen der Geistlichkeit zu, von deren Treiben in Hutten'scher Derbheit und Lebenswahrheit ein Bild entworfen wird, das man als den damals herrschenden Zuständen entsprechend bezeichnen muß. Den Schluß bildet eine leidenschaftliche Invective gegen das Papstthum und die von demselben in Deutschland geübte Raubwirthschaft, die sich zuletzt ganz direct gegen den päpstlichen Cardinallegaten Cajetanus persönlich wendet und denselben dem Hohngelächter aller Deutschen preisgibt.

Mit diesen Schriften gegen das Papstthum hatte Ulrich von Hutten den Kampfplatz betreten, wo er seiner ganzen Natur und Anlage nach eigentlich hingehörte, und die Frage aufgegriffen, um welche sich das ganze tiefinnerlich bewegte und gärende Leben seiner Nation fast ausschließlich drehte; jetzt erst wurde er aus einem in den gelehrten Kreisen der Humanisten gefeierten Schriftsteller ein volksthümlicher Redner, ein Agitator im besten Sinne des Wortes. Und ganz so wie einige Jahre zuvor die große Leidenschaft, welche der elende Tod seines Vetters Hans in ihm entflammt hatte, ihn zur Sammlung seiner Kräfte angetrieben und die ziellos auseinandergehenden Bestrebungen, in welche das akademische Humanistentreiben ihn verflochten hatte und durch welche die Entwickelung seines Geistes und namentlich die Stählung seiner Kraft gefährdet worden war, geläutert, geeinigt und nach Einem Ziele hingelenkt hatte, so hat der heilige Eifer, mit welchem Hutten sich jetzt in den Kampf gegen den Romanismus und Papismus warf und dem von Luther erhobenen Banner der Reformation begeistert folgte, um ihm bald in kühnem Wagemuth voranzustürmen, die seelischen und geistigen Kräfte des genialen Mannes erst recht ins Gleichgewicht gebracht, sich damit erst in ihrer ganzen Intensität entfalten und ihrer selbst gewissermaßen erst recht froh werden lassen. Hutten

Digitized by Google

fühlte es selbst, daß er jetzt die Aufgabe gefunden hatte, die sein Leben auszufüllen fähig und würdig war, und von dem Moment an steigert sich nicht blos seine Kühnheit und Zuversicht zu einem noch höhern Grade, sondern auch seine Schaffenskraft und Leistungsfähigkeit scheint bedeutend vermehrt. Nimmer rastend agitirt Hutten, reitet hin und her, bald hier bald da mahnend, antreibend, und Schlag auf Schlag führt er gegen den Feind, an dessen Niederwerfung er sein Leben zu setzen bereit ist. In schnellerer Folge als je zuvor gehen begeisternde Flugschriften von ihm aus.

Jetzt veröffentlichte er eine Schrift, welche ein unbekannter Autor des 11. Jahrhunderts für Kaiser Heinrich IV. gegen Papst Gregor VII. und dessen hierarchisches System verfaßt, die aber längst vergessen in dem Staube der fuldaer Bibliothek gemodert hatte; dort war sie durch einen glücklichen Zufall unlängst Hutten in die Hände geführt worden. Diese treffliche Widerlegung der päpstlichen Ansprüche auf Oberhoheit über alle weltliche Gewalt paßte auf den augenblicklich schwebenden Kampf fast besser noch als auf die Verhältnisse, denen sie ihre Entstehung verdankte. Sofort eilte Hutten, dieselbe bekannt zu machen; und nicht blos das, er widmete die schneidige Abhandlung mit nicht minder schneidigen Worten dem Bruder des jungen Kaisers, dem Erzherzog Ferdinand, augenscheinlich in der Absicht, daß die an diesen gerichteten Mahnungen der Zueignung wie an den Kaiser selbst gerichtet erscheinen und von demselben auch so aufgenommen werden sollten. Die Worte der Widmung sind eine eindringliche Mahnung an das erlauchte Brüderpaar, alles aufzubieten, um die Knechtschaft abzuschütteln, welche Rom der deutschen Nation aufgelegt hat; denn erst wenn das geschehen, wenn Deutschland wiederum frei ist, können, so führt Hutten aus, die königlichen Brüder ihrer Herrschaft recht froh werden und den hohen Platz, auf den sie gestellt sind, so ausfüllen, wie es ihre eigene Ehre und der Glanz ihres Hauses erfordert. Damals konnte Hutten sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, daß solche Mahnungen an der Stelle, wohin sie gerichtet waren, einigermaßen den gehofften Eindruck machen würden. Wenige

Digitized by Google

Monate später war jede Erwartung nach dieser Seite als durchaus hinfällig erkannt.

Die Auffindung dieser für Heinrich IV. eintretenden Streitschrift führte die Studien Ulrich's von Hutten naturgemäß nach einer Seite, in der sie sich bisher noch nicht bewegt hatten. Aehnlich nämlich wie Luther erst durch die leipziger Disputation und die Bedrängniß, in welche ihn dabei der gewandte und geschichtlich bewanderte Eck gebracht hatte, zu der für seine ganze fernere Entwickelung so entscheidenden Erkenntniß gebracht worden war, daß er gar nichts ganz Neues behaupte, sondern nur auf einem neuen Wege zu Sätzen gekommen sei, welche schon lange vor ihm andere aufgestellt hatten, und daß er von diesen Sätzen aus Forderungen erhoben habe, die schon mehr als einmal vor ihm nicht minder nachdrücklich geltend gemacht worden waren, so hat augenscheinlich jener glückliche Fund in der fuldaer Bibliothek in Hutten zuerst den Gedanken erweckt, daß auch er mit seinem leidenschaftlichen Ansturm gegen Romanismus und Papismus nicht etwas ganz Neues und bisher Unerhörtes gewagt, sondern daß er eigentlich nur das in Erinnerung gebracht habe, was, früher schon begonnen, durch die Ungunst der Zeiten und sehr zum Nachtheil des deutschen Volks wieder in Vergessenheit gerathen war. Und gerade wie für Luther die Erkenntniß von der Zusammengehörigkeit seiner Bestrebungen mit den Bestrebungen früherer Jahrhunderte eine segensreiche Quelle der Stärkung und Ermuthigung wurde, wie demselben das Bewußtsein, als Glied in einem continuirlichen geschichtlichen Entwickelungsgange zu stehen, über manche seine Thatkraft lähmende Bedenken hinweggeholfen hat, so hat auch Ulrich von Hutten sich nur noch kühner und zuversichtlicher dem Papstthum entgegengeworfen, seitdem er wie zufällig innegeworden war, daß es sich hier gar nicht um eine neue, erst jetzt aufgetauchte Frage handelte, sondern um ein Problem, um dessen Lösung sich schon die besten Männer früherer Zeit mit nicht minderm Eifer bemüht hatten und dessen Lösbarkeit nach dem Verlaufe jener frühern Kämpfe so wenig zweifelhaft war wie die Richtung, in der die Lösung allein gesucht und gefunden

Digitized by Google

werden konnte. Dem entspricht es denn auch vollkommen, daß Hutten gerade in der nächsten Zeit der historischen Begründung und der bisherigen Entwickelung des von ihm im Anschluß an Luther begonnenen Kampfes gegen das Papstthum nachgeht und der von ihm verfochtenen Sache neue Anhänger zuzuführen bemüht ist, indem er zeigt, daß es sich nur um die endliche Durchführung einer alten, längst als berechtigt anerkannten Forderung handelt. So vertiefte sich Hutten denn in das Studium der Denkmäler, welche von den reformatorischen Bestrebungen des 14. und 15. Jahrhunderts und den im Zeitalter der Concilien gethanen Schritten zur Einschränkung der widerrechtlich und widersinnig ausgedehnten päpstlichen Gewalt Zeugniß ablegen könnten. Es ist ja bekannt, daß die Forderungen, welche damals von den Universitäten von Oxford, Prag und Paris, welche an der Spitze der durch das Schisma ins Leben gerufenen reformatorischen Bewegung standen, erhoben worden sind, viel einschneidender und consequenter waren und viel weiter gingen, als was Luther im Beginn seiner Thätigkeit irgend zu fordern gewagt hatte. Auch war in jenem kirchlichen Kampfe des 15. Jahrhunderts das nationale und das politische Moment in viel höherm Grade, weit nachdrücklicher und klarer zur Geltung gebracht, als es durch Luther geschah, der eben zunächst Theologe war und die zwischen ihm und dem Papstthum schwebende Sache nur widerstrebend aus dem rein theologischen Gebiete auf andere ausdehnen ließ. Gerade deswegen war es besonders zeitgemäß und darf als ein sehr glücklicher Griff bezeichnet werden, die wichtigsten Denkschriften aus jener großen Zeit der Vergessenheit zu entreißen und sie in den heißer entbrennenden Kampf der Gegenwart zu werfen, in deren Geist sie abgefaßt und für die sie berechnet zu sein schienen. Das aber ergab sich als die Frucht der historischen Studien, zu denen Hutten durch seinen zu Fulda gemachten Fund angeregt worden war. Zu einer Sammlung von Denkschriften zur Austilgung des Schismas und zur Begründung der Freiheit der Kirche vereinigt, publicirte Hutten im Sommer 1520 die ehemals zwischen den entschieden reformatorisch gesinnten Lehrkörpern der Univer-

Digitized by Google

sitäten von Oxford, Prag und Paris gewechselten Briefe nebst einigen verwandten Schriftstücken, wie sie ihm ein glückliches Ungefähr in Boppard in die Hand geführt hatte. Selbstverständlich aber unterließ es Hutten nicht, den Standpunkt scharf und bestimmt zu bezeichnen, von dem er diese Publication aufgefaßt zu sehen wünschte. Das that er in dem Vorworte „An alle freien Deutschen", welches er dieser Sammlung voranschickte. Er betonte darin den Gegensatz, in dem die nationale und politische Haltung der Theologen, von denen jene Denkschriften herrührten, stand zu der Servilität, mit der die überwiegende Mehrheit der Theologen seiner Zeit sich vor dem Papste und dessen Anmaßungen beugen, und geiselte namentlich die deutschen Kleriker, welche sich nicht schämen, die Ehre und Freiheit der eigenen Nation an das entartete Rom zu verrathen. Aber er meint doch schon die Vorboten der neuen und bessern Zeit zu erblicken und spricht die zuversichtliche Hoffnung aus, daß die Stunde der Befreiung demnächst schlagen werde; er rühmt den Muth der Führer, welche sich in dem erneuten Kampfe gegen Rom an die Spitze des deutschen Volks gestellt haben; aber er richtet zugleich an die Deutschen in ihrer Gesammtheit die eindringliche Mahnung, sich auch ihrerseits muthig und unerschrocken zu zeigen und nicht mitten im Kampfe die soweit glücklich durchgefochtene Sache verloren zu geben. „Denn durchgebrochen", so schließt er diese gewaltige und begeisternde Mahnung, „denn durchgebrochen muß endlich werden, ja durchgebrochen! besonders mit solchen Kräften, so gutem Gewissen, so günstigen Umständen, bei einer so gerechten Sache und da das Wüthen dieser Tyrannei auf das Höchste gestiegen ist. Das thut und gehabt euch wohl. Es lebe die Freiheit! Ich hab's gewagt!"

„Es lebe die Freiheit!" und „Ich hab's gewagt!" — in diesen beiden Rufen liegt das ganze Wesen Ulrich's von Hutten, wie es sich eben damals, wo der Dichter auf der Höhe seiner Laufbahn angekommen war, entwickelt hatte, in kürzester Fassung, aber zugleich in unübertrefflicher Schärfe und Wahrheit ausgedrückt. Die Freiheit war es, deren Banner der ritterliche Dichter, der adelige Volksredner, mit starker Hand erfaßte und

Digitized by Google

festhielt; mit diesem einen Worte war eigentlich gleich alles gesagt; wenn Hutten rief: „Es lebe die Freiheit", so war darunter nicht jene eng verclausulirte, durch tausend Vorbehalte und Einschränkungen ganz illusorisch gemachte Freiheit zu verstehen, für welche nicht lange danach Luther, als er vor den politischen und socialen Consequenzen, die — und doch nur mit Recht — aus seiner Lehre gezogen wurden, entsetzt zurückschreckte, einzig und allein gestritten haben wollte, nicht jene ihres Namens wahrlich nicht würdige sogenannte evangelische Freiheit, welche der Reformator, seinen eigenen Anfängen untreu, allein noch statuirte und die auf nichts anderes hinauslief, als daß der Glaube an das neuerweckte Evangelium keinem Christenmenschen verkümmert werden dürfe, im übrigen aber jeder evangelische Christ zu unbedingtem Gehorsam auch gegen die allerunchristlichen Gewaltthaten einer gewissenlosen Obrigkeit verpflichtet sein und bleiben sollte; diese Freiheit, von der zu reden eigentlich ein Spiel treiben hieß mit einem nicht zu entweihenden Worte, war es nicht, zu der sich Ulrich von Hutten mit seinem Ausrufe bekannte. Er meinte die ganze und volle, die wahre und wirkliche Freiheit, und wenn er in seiner Rede an alle freien Deutschen zunächst auch nur gegen die Knechtschaft geeifert hatte, welche das Papstthum in kirchlicher Hinsicht den Deutschen aufgelegt hatte, so war für ihn die Befreiung von diesem Joche zugleich die Erlösung von alle dem, was sonst der Nation noch aufgebürdet war. Die Abschüttelung der päpstlichen Herrschaft war nicht blos die Bedingung für die Herstellung der nationalen Ehre und politischen Freiheit und einer gesunden socialen Ordnung des deutschen Volks, sondern die nationale, politische und sociale Wiedergeburt des deutschen Volks ergab sich nach Hutten's Meinung ganz von selbst, wenn nur erst die päpstliche Herrschaft, die Quelle alles Uebels, glücklich beseitigt war.

Und von diesem Standpunkte aus gewinnt auch der zweite Schlachtruf Hutten's: „Ich hab's gewagt!" erst seine rechte Bedeutung. Denn mehr als er bisher gegen Rom gethan hatte, war in dieser neuesten Schrift auch nicht geschehen; ja, in den Dialogen, besonders dem „Vadiscus" und den „Anschauenden", war

Digitized by Google

Hutten viel verletzender, viel beleidigender gegen Rom und das Papstthum zu Felde gezogen, als er es hier that. Wenn Hutten jetzt ausrief: „Ich hab's gewagt", so hatte er dabei, wie er nicht von der kirchlichen Freiheit allein, oder gar nur von der evangelischen Freiheit sprach, nicht das Wagniß des gegen Rom begonnenen Kampfes allein im Auge, sondern er dachte offenbar an die ganze große Bewegung, an deren Spitze er sich mit jenen Schriften gestellt hatte, und welche, wie der Stufengang seiner Ideenentwickelung ja deutlich erkennen läßt, für ihn nur eine, durchaus untheilbare war und blieb, wenn sich in ihr zunächst auch eine vorzugsweise — nicht ausschließlich — kirchliche und daneben eine politische und sociale Reformströmung hatten unterscheiden lassen. Hutten's „Ich hab's gewagt" wollte nichts anderes sagen, als daß er mit der ganzen unklaren und ungesunden Vergangenheit ein für allemal gebrochen habe und daß für ihn, für sein Streben zum Besten des zu neuer Herrlichkeit zu erhebenden Vaterlandes alles Heil einzig und allein von der Zukunft zu hoffen, der Zukunft in männlichem, todesmuthigem, über Sein oder Nichtsein entscheidendem Kampfe abzuringen sei. Jetzt erst erhielt das kühne Wort seine wahre Bedeutung, die es die Devise für Hutten's ganzes Leben abzugeben geeignet machte. Denn zuerst hatte Hutten seinen ursprünglichen Wahlspruch „Sinceriter citra pompam" „Redlich und ohne Pomp" durch das cäsarische Kühnheit athmende „Jacta est alea" „Ich hab's gewagt" vertauscht bei der Veröffentlichung jenes in lucianischer Manier gehaltenen Todtengesprächs „Phalarismus", der furchtbarsten Satire, die er in dem Kampfe gegen den würtemberger Herzog dem Todfeinde seines Geschlechts ins Gesicht schleuderte. Damals aber hatte das „Ich hab's gewagt" doch nur einen beschränkten Sinn und war nur insofern an seinem Platze, als nach einer solchen Schrift in dem Streite mit Herzog Ulrich allerdings ein Rückwärts, aber doch nur in dieser einen Sache, nicht mehr möglich war. Jetzt erhielt das damals auf engere und kleinere Verhältnisse angewandte Wort eine unendlich weitere und höhere Bedeutung, jetzt wurde es der Wahlspruch Hutten's als des einzigen wirklich consequenten,

Digitized by Google

sich selbst durchaus treu bleibenden Vorkämpfers der Reformation als einer nicht blos kirchlichen, sondern zugleich auch politischen und socialen Neubegründung des Deutschen Reichs und Volks.

Mit um so größerm Rechte aber konnte Ulrich von Hutten das Wort, mit dem einst Cäsar den Rubicon überschritten hatte, zu dem Wahlspruch, unter dem er mit dem Worte und mit der Feder kämpfte, machen, als auch er eben damals erkennen mußte, daß er wie Cäsar den Rubicon überschritten habe. Denn eben um jene Zeit wurde es offenbar, daß alle die großen und kühnen Hoffnungen, welche man auf den zum Nachfolger Maximilian's berufenen jungen Kaiser gesetzt hatte, auf das schmerzlichste getäuscht werden würden. Die erste große Krisis in dem Gange der Reformation trat ein und die Bewegung, von der es schien, daß sie in einem breiten, mächtigen Strome siegreich einherfluten werde, wurde abgelenkt, eingeengt und umdämmt. Eben damals fiel die für die Zukunft Deutschlands so verhängnißvolle Entscheidung, daß wol die kirchliche Reformation sich durch tausend Schwierigkeiten hindurch winden und das erstrebte Ziel wenigstens in einem beschränkten Sinne erreichen, die nicht minder sehnlich gehoffte und nicht minder nöthige politische und sociale Reformation dagegen erstickt und an jeder weitern Entwickelung gehindert werden sollte. Für die Anhänger derselben aber gab es dann, wollten sie nicht auf fernern Kampf verzichten und die bisher von ihnen hochgehaltene Fahne sinken lassen, nur noch einen Weg, auf dem sie das Ziel zu erreichen hoffen durften, den Weg der gewaltsamen Umgestaltung, der Revolution. Und auf diese Möglichkeit, die nur zu bald zur Wirklichkeit wurde, wies Hutten durch den neuen Wahlspruch, unter dem er jetzt schrieb, mit ahnungsvollem Geiste hin. In dem „Ich hab's gewagt" liegt schon der Entschluß angedeutet, daß Hutten, wenn der friedliche Weg der Reformation nicht zum Ziele führen, wenn er durch den Abfall des Kaisers und der Fürsten und durch die Selbstaufgabe des Reichs verlegt werden sollte, bereit war, den Weg der Gewalt, der Selbsthülfe zu betreten und durch die Kraft des aus seinem Schlummer

Digitized by Google

schon geweckten deutschen Volks demselben zu seinem Rechte zu verhelfen.

Daß nur dieser Ausweg übrigbleiben werde, muß Ulrich von Hutten schon damals klar geworden sein. Er war durchdrungen von der Begeisterung für den Freiheitskampf, der nun auf der ganzen Linie entbrennen sollte. „Verfechten wir die gemeine Freiheit! Befreien wir das unterdrückte Vaterland!“ rief er damals in einem ermuthigenden und zum Ausharren mahnenden Schreiben dem wittenberger Kampfgenossen zu, dem er von neuem für den Fall der Noth den starken Schutz seines mächtigen Freundes Sickingen in Aussicht stellt. Entschlossen, gerade da für die große Sache zu wirken, wo zunächst die Entscheidung fallen mußte, hatte sich Ulrich von Hutten im Sommer 1520 auf den Weg gemacht nach Brüssel, wo Erzherzog Ferdinand Hof hielt und die Ankunft seines kaiserlichen Bruders erwartete. Augenscheinlich hatte er dabei gedacht, den Fürsten, welchem er jene antipäpstliche Denkschrift früherer Zeit gewidmet hatte, für ein mahnendes und aufklärendes Wort zugänglich und vor allen Dingen zur Befürwortung der nationalen Wünsche bei seinem Bruder bereit zu finden. Hutten hatte sich getäuscht; für die von ihm vertretenen Ideen war der Erzherzog durchaus unzugänglich; dazu kam, daß wohlwollende Gönner den Dichter alles Ernstes vor den Nachstellungen warnten, durch welche ihn die am Hofe einflußreichen Römlinge zu verderben trachteten; ja es scheint, als ob man gefürchtet hätte, diese Leute könnten den gefährlichen Gegner durch gedungene Meuchelmörder für alle Zeit mundtodt zu machen versuchen. Alles das bestimmte Hutten, den Hof bald wieder zu verlassen. Man kann annehmen, daß damit für ihn auch das Urtheil über die auf Karl V. gesetzten Erwartungen gesprochen war, daß er nicht mehr zweifelte, ob man das erstrebte Ziel durch Reformation oder durch Revolution werde erreichen können.

Auf der Rückreise von Brüssel traf Hutten unterwegs bei Löwen mit dem aus dem Reuchlin'schen Handel so übel berufenen kölner Ketzermeister Jakob von Hogstraten zusammen; im ersten Zorn wollte er den verruchten Gegner niederstoßen,

Digitized by Google

doch ließ er ihn schließlich ungehindert davonziehen; er wollte, so erklärte er, sein gutes Schwert nicht mit so schlechtem Blute besudeln.

Als Hutten aus den Niederlanden nach Deutschland zurückkam, fand er, daß seine Gegner dort inzwischen recht eifrig thätig gewesen waren und sich auch eines entschiedenen Erfolgs gegen ihn rühmen durften. Bittere Klagen waren nämlich durch päpstliche Sendschreiben bei Erzbischof Albrecht von Mainz, in dessen Diensten Hutten ja der Form nach noch immer stand, wegen der letzten Schriften des Ritters gegen das Papstthum erhoben und es war daran die Forderung eines strengen Strafverfahrens geknüpft worden. Albrecht von Mainz konnte in seiner Antwort die gegen ihn selbst erhobenen Verdächtigungen allerdings durch den Hinweis darauf entkräften, daß er Hutten ja gleich nach dem Erscheinen des gegen Cajetan gerichteten „ersten Fiebers" aus seiner Umgebung entfernt habe; er meldet ferner, daß der Buchdrucker, aus dessen Officin die von dem Papste bezeichnete Schrift Hutten's, jene Schutzrede für Heinrich IV. mit der Widmung an Erzherzog Ferdinand, hervorgegangen sei, sein Vergehen mit schwerem Kerker büße; Hutten selbst in der von dem Papste gewünschten Weise zur Rechenschaft zu ziehen, erklärt sich der Erzbischof außer Stande, denn der Ritter halte sich zur Zeit in den festesten Burgen versteckt und könne jeden Augenblick eine starke Streitmacht zusammenbringen und ihm selbst die ernstesten Verlegenheiten bereiten.

Auch der ehemalige Gönner und Beschützer Hutten's aber täuschte sich, wie aus dieser Antwort auf das päpstliche Mahnschreiben hervorgeht, nicht mehr über den Sinn, welcher dem neuen Wahlspruch seines geistvollen Dieners beizumessen war; er erkennt in demselben den Revolutionär, der entschlossen war, für die Durchfechtung seiner Sache selbst Gewalt einzusetzen und das Aeußerste zu wagen. In diesem Sinne faßte vor allen Ulrich von Hutten selbst die augenblickliche Lage auf; er hat es damals selbst klar und offen ausgesprochen, daß er einen Umsturz der bestehenden Ordnung erstrebe; eine Revolution herbeizuführen, bezeichnet er als das Ziel, das er mit seinen Schrif-

Digitized by Google

ten zu erreichen bemüht sei. Noch sah Hutten allerdings seinen Hauptfeind in dem Papste; noch hielt er es für möglich, daß Kaiser Karl V., dessen Ankunft in Deutschland man eben damals entgegensah, anders als Erzherzog Ferdinand denken und sich, wozu ja schon rein politische Erwägungen ihn führen mußten, für die Sache der deutschen Nation und gegen Rom und den Papst, den Bündner seines Nebenbuhlers, Franz I. von Frankreich, entscheiden könnte; aber groß war seine Zuversicht schon nach den bisher gemachten Erfahrungen nicht mehr und bald sollte er auch von dieser Seite her auf die Revolution als den einzigen möglichen Ausweg gedrängt werden.

Hutten wandte sich, da er nun, im Banne, vor den Nachstellungen der Römlinge nirgends mehr sicher sein konnte, zu seinem mächtigen Gönner Franz von Sickingen; auf der Hauptfeste desselben, der Ebernburg, die sich auf stattlicher Bergeshöhe über dem Nahethale erhebt, fand er einen Zufluchtsort, von dem aus er den Kampf gegen seine Widersacher fortsetzen und sich zugleich in Franz von Sickingen den Vorkämpfer erziehen konnte, der schließlich seine Ideen mit dem Schwerte verwirklichen sollte. Als die Herberge der Gerechtigkeit feiert Hutten die Ebernburg; von hier aus, dachte er, werde die gerechte Sache, für die er stritt, doch noch ihren Siegeslauf antreten. Diese Wendung vorzubereiten, entfaltet er selbst dort oben auf der Ebernburg eine rastlose Thätigkeit inmitten eines buntgemischten, aber höchst bedeutenden Kreises; denn wer irgend um seiner Gesinnung willen verfolgt, namentlich wegen seiner Anhänglichkeit an die neue Lehre an Leib und Leben gefährdet war, der fand bei dem mächtigen Sickingen Schutz und Aufnahme. Wie der Ritter Luther und Reuchlin bei sich hatte aufnehmen wollen, so hatten Kaspar Aquila, Martin Bucer, Oecolampadius und andere in ihrer Bedrängniß ein gleiches Anerbieten dankbar angenommen. In solchem Kreise und solchem Schutze fühlte auch Hutten sich streitbarer als je zuvor; gereizt durch die Verfolgung, deren Gegenstand nun auch er zu werden begann, eilte er jetzt wirklich, Himmel und Erde gegen seine Widersacher in Bewegung zu setzen. So entstand zunächst ein Klageschreiben an Kaiser Karl,

Digitized by Google

welches demselben bei der bevorstehenden Krönung zu Aachen durch Sickingen selbst überreicht werden sollte. Geschickt weiß Hutten darin seine eigene Sache als die des Kaisers darzustellen; nur deshalb werde er von den Römlingen so tödlich gehaßt, weil er gegen die päpstlichen Anmaßungen für das Recht des Kaisers und die Ehre des Reichs einzutreten gewagt habe; er identificirt hier noch vollkommen die Sache der gemeinen Freiheit, der er sich geweiht hatte, mit der Sache des Kaisers; in der einen glaubte er die andere zu fördern; er macht somit Karl V. selbst zu dem vornehmsten und berufensten Vorkämpfer der gemeinen Freiheit. In ähnlichem Sinne wendet sich Hutten zu derselben Zeit in einem feurigen Schreiben an den Beschützer des inzwischen mit dem Banne belegten Luther, den Kurfürsten Friedrich von Sachsen; er schmeichelt sich offenbar mit der trügerischen Hoffnung, denselben mit sich fortreißen und dahin bringen zu können, daß er aus einem oft recht lau erscheinenden Schützer des wittenberger Mönchs zu einem thätig eingreifenden und kühn vorangehenden Führer der Reformationspartei werde. Die Verfolgung, welche von Rom aus über ihn verhängt wurde, hatte den Kampfesmuth Hutten's erst recht hellodernd aufflammen lassen; die persönliche Unbill, die ihm widerfuhr, machte ihn nur empfindlicher noch für die Entwürdigung seiner Nation durch die römischen Intriguen. Aus dieser Auffassung heraus verfaßte er, nicht zufrieden, den Kaiser und den angesehensten unter den Reichsfürsten für sich und seine Sache aufgerufen zu haben, eben damals auch ein Sendschreiben an die Deutschen aller Stände. Kurz und packend berichtet er von dem, was er zur Ehre und zum Besten des gemeinsamen Vaterlandes und für dessen Freiheit erstrebt und gethan und was er dafür nun von seiten des Papstes und der römischen Klerisei zu leiden habe. Die Deutschen aller Stände ruft er auf, seine Sache zu der ihrigen zu machen, ihn zu beschützen, sich um ihn zu scharen und ihn nicht der rohen Gewalt, die gegen ihn einschritt, ohne Kampf preiszugeben. „Zu Hülfe, meine Landsleute! Stehet mir bei!" ruft er. „Lasset den nicht in Ketten legen, der eure Ketten sprengen wollte!" und er schließt mit

Digitized by Google

dem Worte des Pſalmiſten: „Laſſet uns zerreißen ihre Feſſeln und von uns werfen ihr Joch.“

Hutten that gut daran, ſeine Sache nicht dem Kaiſer und den Fürſten allein anzuvertrauen, ſondern ſie vor allem dem deutſchen Volke an das Herz zu legen, denn nur von dieſem konnte er damals noch etwas hoffen. Im October 1520 nämlich hatte die Krönung Karl's V. zu Aachen ſtattgefunden; ſeitdem konnte man ſich über die Abſichten und Entwürfe des jungen Herrſchers nicht mehr täuſchen. Auch Franz von Sickingen war zu dem feſtlichen Tage von der Ebernburg nach der altehrwürdigen Kaiſerſtadt geritten; entſprechend den Verdienſten, die er ſich um die Wahl des jungen Herrſchers erworben hatte, war er von dieſem auch mit ungewöhnlicher Auszeichnung aufgenommen worden; er wurde kaiſerlicher Rath und Kämmerer, und um ihn recht gefliſſentlich zu ehren, durfte er den Kaiſer nach der Krönung nach Köln begleiten. Aber der Sache, die Sickingen vertrat, galt das nicht; Karl V. brauchte den mächtigen Ritter, er brauchte deſſen Geld und deſſen Streitmacht zu dem bevorſtehenden Kriege mit Frankreich. Im übrigen zeigte das kalte und berechnende Weſen des Kaiſers, der allen idealen Beſtrebungen völlig unzugänglich war, daß die nationale und reformatoriſche Partei von ihm durchaus nichts zu hoffen, wohl aber ſehr viel zu fürchten hatte; denn wenn derſelbe ſich nicht gleich offen gegen Luther erklärte, ſo geſchah das nicht, weil er etwa geſchwankt hätte, welcher Partei er ſich zuwenden ſollte, ſondern nur weil er durch eine zuwartende Haltung die Curie mit der Furcht, er könne ſich für Luther erklären, erfüllen und dadurch in ſeinem eigenen Intereſſe beeinfluſſen, nämlich von dem Bunde mit Frankreich abziehen wollte. Je mehr man trotz der ſchon vorhandenen ungünſtigen Anzeichen bisher in den Kreiſen, als deren am weiteſten gehender Vertreter Ulrich von Hutten erſcheint, doch noch immer von Karl V. gehofft hatte, um ſo tiefer und ſchmerzlicher mußte man von dieſer Wendung getroffen ſein. Hatte doch Hutten noch unlängſt den jungen Herrſcher mit dem begeiſterten Zurufe begrüßt: „Tag und Nacht will ich dir dienen ohne Lohn, manchen ſtolzen Helden will ich

Digitized by Google

dir aufwecken, du sollst der Hauptmann sein, Anfänger und Vollender, es fehlt allein an deinem Gebote." Mit alledem war es nun vorbei; aber es kam bald noch schlimmer. Die päpstliche Bannbulle gegen Luther wurde in dem größten Theile des Reichs verkündet; die Schriften des Reformators wurden verbrannt. Hutten konnte zu solchen neuen Frevels nicht schweigen; die päpstliche Bannbulle gab er mit giftigen Glossen versehen heraus und mit einer Vorrede, in der er Luther als die Verkörperung der evangelischen Wahrheit und der deutschen Freiheit darstellte; diese beiden, so führte er aus, habe der Papst eigentlich verbrannt sehen wollen. Mit größerm Pathos faßte Hutten die Verbrennung von Luther's Schriften in einem um dieselbe Zeit entstandenen lateinischen Gedichte auf, in welchem er alle die so oft vorgebrachten Anklagen gegen Rom kurz wiederholt und endlich Gott selbst in begeisterten Worten anfleht, dem verbrecherischen Treiben des Papstes und seiner Helfershelfer Einhalt zu thun, Rom selbst den Flammen zu überantworten, die es gegen Luther geschürt. Denselben Stoff hat der Dichter dann sehr bald darauf in einem durchaus volksthümlich gehaltenen deutschen Gedichte behandelt, welches nach Inhalt und Form geeignet war, eine weite Verbreitung zu finden, ja in den Volksmund überzugehen und so der Sache, welcher es dienen sollte, eine große Zahl neuer Anhänger zuzuführen.

Es ist sehr bezeichnend, daß Hutten gerade damals sich von der bisher ausschließlich gebrauchten Sprache der Humanisten abwendet und deutsch zu schreiben anfängt. Denn es geschah dies zunächst in der Erkenntniß, daß von den Kreisen, an die er sich mit seinen lateinischen Reden und Gedichten wenden konnte, eine glückliche Durchfechtung der von dem Kaiser und den Fürsten aufgegebenen Sache der Reformation nicht zu erwarten sei, daß dieselbe vielmehr nur dann noch Aussicht auf eine günstige Wendung habe, wenn es gelang, die große Masse des den gelehrten Studien fern stehenden Volks für sie zu begeistern. Indem er deutsch zu schreiben begann, machte Hutten in ähnlicher Weise, wie das bisher schon Luther gethan hatte,

Digitized by Google

die Sache, für die er focht, zur Sache des gesammten deutschen Volks. Aber er that es doch in einem andern Sinne und auch in anderer Absicht als Luther. Der wittenberger Mönch wollte nur belehren, aufklären, aus den Schlingen des Irrthums befreien und für die neue evangelische Lehre gewinnen, nicht um diese zu stärken und ihren Anhang zu mehren, sondern um die Seele jedes Einzelnen des verheißenen Heils theilhaftig werden zu lassen; der Dichter und politische Redner auf der Ebernburg wollte das Volk aufreizen zu unmuthiger Erhebung gegen das ihm aufgelegte Joch kirchlicher und politischer Unfreiheit, er wollte die noch wie schlafende Nation wecken, ihrer Kraft bewußt werden lassen und anleiten, diese Kraft zu geschlossener Selbsthülfe zu gebrauchen. Luther hat schließlich immer nur das Seelenheil des einzelnen Christenmenschen im Auge, Hutten die auf der evangelischen Freiheit beruhende, aus ihr fließende nationale und politische Freiheit der ganzen Nation. Luther bleibt immer Theologe, Prediger und Seelsorger, Hutten wird mehr und mehr Staatsmann, Volksredner und revolutionärer Agitator. Hutten ist sich der Bedeutung des Schrittes, den er thut, als er deutsch zu schreiben anfing, wohl bewußt gewesen. Er spricht das klar aus in den Versen:

Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim Jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland,
Teutsch Nation in ihrer Sprach,
Zu bringen diesen Dingen Rach.

Rache an Rom ist es, was er verlangt. Vom Kaiser und von den Fürsten war diese nie zu erwarten; sie konnte nur die Nation sich selbst verschaffen. Dieselbe zu ihr zu entflammen, ist die Tendenz, welche Hutten mit seinen deutschen Schriften verfolgt. In rascher Folge kamen dieselbe in die Oeffentlichkeit; erst die „Klage und Vermahnung gegen die übermäßige und unchristliche Gewalt des Papstes", dann die „Anzeige, wie sich die römischen Bischöfe alle Zeit gegen den deutschen Kaiser gehalten" und darauf die „Entschuldigung" gegen die von seinen Feinden über ihn in Umlauf gebrachten unwahren Angaben, worin er sich

Digitized by Google

gegen den Verdacht reinigt, als ob er, wie man ausgesprengt hatte, gegen alle Geistlichkeit und Priesterschaft überhaupt sei; daneben einige treffliche, auf bekannte Weisen zu singende Volkslieder gingen in jener immer stürmischer aufwogenden Zeit von dem unermüdlich thätigen Streiter auf der Ebernburg aus. Dem deutschen Volke trat derselbe eigentlich erst jetzt nahe; mit seinen deutschen Versen hatte der Dichter das Herz der Nation getroffen; dieselbe erkannte, was sie an ihm besaß und jauchzte ihm und den von ihm als Vorkämpfern der großen nationalen Sache gefeierten Männern zu. Wenn im Frühjahr 1521 die Gärung in Deutschland zusehends wuchs und die große Masse an dem Fortgange der Reformation einen immer erregtern Antheil zu nehmen begann, so ist das zum guten Theil auf Rechnung des ungeheuern Eindrucks zu setzen, welchen diese Schriften Ulrich's von Hutten auch auf die tiefern Schichten des Volks ausübten. Denselben zu steigern und das Volk auf die Höhe des von ihm eingenommenen Standpunktes zu erheben, ging Hutten jetzt auch daran, seine lateinischen Dialoge, deren Satire gerade dem Volke besonders zusagen mußte, selbst ins Deutsche zu übertragen; das geschah mit den „Beiden Fiebern", dem „Vadiscus" und den „Anschauenden"; sämmtlich wurden sie Sickingen gewidmet.

Aber Hutten ließ es sich nicht blos angelegen sein, die Menge über die großen zur Entscheidung stehenden Fragen aufzuklären und für die von ihm erstrebten Ziele zu begeistern; gleichzeitig war er bemüht, der von ihm entfesselten Volkskraft den Führer zu gewinnen und zu bilden, der, wenn die Stunde des Kampfes geschlagen, an ihre Spitze treten und sie zu Kampf und Sieg leiten sollte. Diese Rolle hatte aber Ulrich von Hutten natürlich niemand zugedacht als seinem mächtigen Beschützer, dem Burgherrn auf der Herberge der Gerechtigkeit, Franz von Sickingen. In den langen Winterabenden las er seinem ungelehrten Freunde die Schriften Luther's in deutscher Uebersetzung vor und machte sie dem solchen subtilen Fragen wol nicht leicht zugänglichen Sinne des streitbaren Ritters verständlich. Es gelang ihm denn auch, Sickingen ganz von dem

Digitized by Google

Rechte Luther's, von der Wahrheit der von demselben verkündeten Lehre und der Nothwendigkeit zu überzeugen, dieselbe im Nothfalle mit dem Schwerte in der Faust gegen ihre Widersacher zu vertheidigen. Aus diesen lehrhaften Unterredungen mit seinem Gönner und aus den Hoffnungen, die sich bei Hutten an die Person desselben für die Zukunft der großen Sache knüpften, erwuchs eine Reihe neuer Arbeiten, bei denen Hutten vorübergehend wieder zur lateinischen Sprache und zur dialogischen Form zurückkehrte. Vier neue lateinische Dialoge waren es, die er gleichzeitig herausgab, indem er sich selbst auf dem Titelblatte als den Vorkämpfer der deutschen Freiheit bezeichnete, nämlich die „Bulle oder der Bullentödter", der „erste und der zweite Mahner" und „Die Räuber". Das alte Thema von der Nichtswürdigkeit des Papstthums wird in neuen Tonarten variirt. In dem ersten Dialog, der „Bulle", läßt er die soeben unter Eck's Geleit aus Rom angekommene päpstliche Bannbulle gegen Luther sich mit der deutschen Freiheit schlagen, welche dann, hart bedrängt, von Hutten selbst unterstützt wird; der Kampf, äußerst dramatisch geschildert, nimmt schnell größere Dimensionen an, indem der Bulle alle Päpste und Courtisanen mit dem ihnen anhangenden Gesindel beispringen, bis endlich Hutten sammt der deutschen Freiheit durch den mit den Seinen zu Hülfe eilenden Franz von Sickingen gerettet wird; die Bulle aber platzt und entladet sich all der bösen Eigenschaften, deren Verkörperung für Hutten das Papstthum jener Zeit war. In dem „ersten und dem zweiten Warner" wird die Reformation nach ihrer kirchlichen, zugleich aber auch nach ihrer nationalen und politischen Seite eingehend erörtert; in dem ersten tritt Luther selbst, in dem zweiten wieder Sickingen als Unterredner auf. Der erstere spielt auch eine besonders hervorragende Rolle in dem Dialoge „Die Räuber"; in diesem weist Hutten in der Hauptsache die Klagen als unbegründet zurück, welche gegen die Raubthaten der Ritter, namentlich von seiten der Kaufleute, erhoben zu werden pflegten. Das gibt Anlaß zu einer Klassificirung der Räuber überhaupt; unter diesen aber erscheinen dem redend eingeführten Sickingen die eigentlichen Räuber, die gemeinen Wege-

Digitized by Google

lagerer, noch am wenigsten schlimm; schlimmer schon sind die Kaufleute, deren ganzer Handel nach der hier durchaus zur Geltung kommenden vorgefaßten Meinung der Adeligen jener Zeit auf ein großartig organisirtes Raubsystem hinauslief; weit gefährlicher noch sind die an dritter Stelle charakterisirten Schreiber und Juristen; alle aber übertreffen an Gemeinschädlichkeit die Geistlichen, in deren Charakterisirung der Dichter seinen Helden sich des breitern ergehen läßt. Auch hier wird der übliche Schluß gezogen, nämlich daß das deutsche Volk sich endlich erheben und sich von der unleidlichen Priesterherrschaft befreien müsse. Neu aber ist hier nur ein Zug: in diesen Dialogen zuerst finden sich bestimmte Andeutungen über die Art, in welcher nach Hutten's Meinung diese nationale Erhebung und Selbsthülfe des deutschen Volks vor sich gehen müsse, und ein Hinweis auf die Kräfte, deren man sich zu diesem großen Vorhaben auf jeden Fall versichern müsse. Und damit trat Hutten in eine Entwickelung ein, welche ihn schnell fortschreiten ließ und namentlich die aus seiner ritterlichen Abkunft entspringenden engherzigen Standesvorurtheile bald überwinden lehrte.

Der Reichstag zu Worms hatte die besten Hoffnungen der Freunde der Reformation auf eine nationale Gesinnung des Kaisers und der Fürsten vernichtet; aber die Haltung des Reformators hatte die freudige Zuversicht seiner Anhänger gekräftigt und gesteigert. Der Vorkämpfer der evangelischen Freiheit war geächtet; selbst Friedrich der Weise hatte es nicht gewagt, seine gewichtige Stimme für seinen Schützling zu erheben, so sehr fürchtete er in den Geruch der Ketzerei zu kommen; viele Fürsten hatten dem Aechtungsdecret zugestimmt, nicht weil sie von der Unkirchlichkeit der Lehre Luther's überzeugt waren, sondern weil sie die Consequenzen fürchteten, welche sich aus der evangelischen Freiheit des Christenmenschen für die politische Freiheit ihrer Unterthanen nothwendig ergeben mußten. Ulrich von Hutten, der mit dem in der Herberge der Gerechtigkeit um ihn und Sickingen versammelten Freundeskreise die Entwickelung der Dinge zu Worms mit gespanntester Aufmerksamkeit, aber auch

Digitized by Google

mit steigendem Unmuth beobachtet hatte, gab dem Gefühl schmerzlichster Enttäuschung Ausdruck in dem herben Wort: „Ich schäme mich allmählich meines Vaterlandes!“ Ganz ähnlich aber war das Gefühl, welches durch den Ausgang des wormser Reichstags in der großen tief erregten Menge erzeugt wurde. Die Flugschriften und Zeitungsblätter aus jenen Wochen lassen die sittliche Empörung erkennen, von der alle erfüllt waren. Luther's Gang nach Worms wurde dem Leidensgange Christi verglichen, zugleich aber tauchte in dem Gesprächbüchlein „Der neue Karsthans“ die Revolution in bewußter und offen bekannter Absichtlichkeit hervor. In dieser Schrift, die sich unverkennbar an die Hutten'schen Dialoge anlehnt und Hutten'schen Geist athmet, ohne von Hutten selbst zu sein, wurde eine Unterredung Sickingen's mit dem Karsthans, dem typischen Vertreter des Bauernstandes, fingirt, in der es sich um ein gemeinsames Vorgehen der Ritter und der Bauernschaft zur Durchführung der kirchlichen und politischen sowie der socialen Reformation handelt, welche jetzt schon durch das Hervorziehen des Bauernstandes als nothwendig erkannt wurde. Man sieht, Deutschland war unmittelbar nach dem wormser Reichstage auf dem Wege zu einer gewaltigen Revolution.

Aber nur in dem Geiste *eines* Mannes herrschte vollkommene Klarheit über die Mittel und Wege, die zur gewaltsamen Durchführung der Umwälzung nöthig waren; nur *ein* Mann hatte, frei von jeder persönlichen Nebenabsicht, den Blick unverrückt auf das große Ganze gerichtet, scharf und bestimmt den Plan entworfen, nach dem die Selbsthülfe, von der allein noch ein Heil für die deutsche Nation zu hoffen schien, ausgeführt werden sollte und — eine leidlich günstige Entwickelung der Dinge vorausgesetzt — vielleicht auch ausgeführt werden konnte. Dieser Mann war Ulrich von Hutten. Er stand jetzt vor dem großen Moment, wo es die Entscheidung galt über alle die Ideale seines Lebens. Und man muß sagen, Hutten zeigte sich des großen Moments würdig wie wenige; wie während seines ganzen Lebens, so wuchs er auch jetzt mit den größern Zwecken, die es zu erreichen galt. Zunächst nämlich machte er sich in

Digitized by Google

diesem Moment frei von den Schranken, in denen sein ritterliches Denken bisher befangen gewesen war, und zeigte, daß er auch den bisher von ihm verspotteten Bürger der Städte zu achten wisse.

Ueberall gärte es; an den verschiedensten Enden Deutschlands zugleich regte sich die Revolution. Auf kirchlichem Gebiete hatte sie, seit Luther hinter den Mauern der Wartburg verschwunden schien, mit dem Auftreten der Schwärmer und Bilderstürmer in Wittenberg selbst festen Fuß gefaßt; auf der andern Seite rüsteten sich die Gegner der neuen Lehre, mit der Ausführung des Wormser Edicts Ernst zu machen und der Reformation mit den Waffen in der Hand halt zu gebieten. Nur ein einmüthiges Zusammenstehen, entschlossenes, einheitliches Vorgehen konnte die Anhänger der neuen Lehre retten und die Aussicht offen erhalten auf eine endliche Durchführung auch der politischen und socialen Aenderungen, welche sich aus der kirchlichen Reformation ergaben. In diesem Sinne mahnte und schrieb Ulrich von Hutten. Wol sah er nach wie vor den eigentlichen Träger der nationalen Bewegung in dem deutschen Adel; aber während er in seinen frühern Gesprächen gegen den Bürgerstand und namentlich die Kaufleute mit äußerster Heftigkeit zu Felde gezogen war und noch unlängst in den „Räubern" sein beschränktes Vorurtheil rücksichtslos ausgesprochen hatte, war ihm angesichts der nun drohenden Krisis die Nothwendigkeit des Zusammengehens von Adel und Bürgerthum, eines Bündnisses zwischen Rittern und Städten vollkommen klar geworden. Diesen Gedanken, welcher in den augenblicklich bestehenden Verhältnissen seine glänzendste Rechtfertigung fand, sprach Ulrich von Hutten in der „Beklagung der Freistädte deutscher Nation" aus, einem schwungvollen, eindringlich mahnenden Gedichte, das seines Eindrucks nicht wohl verfehlen konnte. Unter gleicher Tyrannei der Fürsten, so redet der Dichter die Städte an, liegen diese und der Adel danieder; das Kaiserthum, das einst der Schutz und Schirm der Städte so gut wie des Adels gewesen, ist durch die Selbstsucht der Fürsten an Ehren und Rechten bis zu völliger Entwürdi-

Digitized by Google

gung gemindert; jetzt, wo der Kaiser vollends durch auswärtige Verwickelungen dem Reiche fern gehalten wird, meinten die Fürsten, sich alles erlauben zu können und wollten dem kleinen Reste von Freiheit, der noch geblieben, schnell den Garaus machen; das Verbot der Luther'schen Lehre sei nur der erste Schritt dazu; nur mit Gewalt könnte die drohende Vergewaltigung abgewehrt werden, und so mahnt der Dichter denn schließlich:

Drum, fromme Städte, macht euch bereit
Und nehmt des Adels Freundschaft an,
So mag man diesen widerstehn
Und helfen deutscher Nation,
Vermeiden Schaden, Spott und Hohn.

Ja, trügt nicht alles, so ging Ulrich von Hutten in den Entwürfen zur gewaltsamen Durchfechtung der bedrohten Reformation noch ein gutes Stück weiter. Von dem merkwürdigen Gespräch „Der neue Karsthans" läßt sich zwar die Autorschaft Hutten's nicht erweisen, so oft dasselbe auch schon in jener Zeit für ein Werk Hutten's gehalten und so unverkennbar echt Hutten'scher Geist in ihm ist; aber wenn die ganze Entwickelung unsers kühnen Dichters zeigt, wie keine einzige der neuen Zeit charakteristische Strömung ihm fremd blieb, wie manche, und gerade die späterhin wichtigsten und wirksamsten, zuerst ganz bestimmt und bewußt bei ihm sich ausgesprochen und in ihrer Berechtigung und Nothwendigkeit vertreten findet, so wird die Ansicht, daß Hutten zur Durchringung des bevorstehenden großen Kampfes auch die ihm wohlbekannte Kraft des deutschen Bauernstandes zu entfesseln und ins Feld zu führen bereit war, kaum als eine unberechtigte bezeichnet werden können. Die Bauern regten sich schon; auf dem wormser Reichstag bereits waren darauf hindeutende Gerüchte verlautbart und das drohend umlaufende Losungswort: „Der Bundschuh! der Bundschuh!" hatte die ängstlichen Gemüther der schwankenden Fürsten vollends mit Zittern und Zagen erfüllt. Und wenn man dann erwägt, daß als Anhang zu dem „Neuen Karsthans" dreißig Artikel mitgetheilt wurden, „so Junker Helferich, Ritter Heinz und Karsthans mitsammt ihrem Anhange hart und fest zu halten geschworen haben",

Digitized by Google

und beachtet, daß in denselben der Hauptsache nach ganz dieselben Forderungen erhoben werden, ganz dasselbe Programm weitgehender politischer, socialer und kirchlicher Umgestaltung des Reichs aufgestellt wird wie etliche Jahre später in den vielberufenen zwölf Artikeln der aufständischen Bauern, so wird man zugeben, daß es sich hier nicht um den persönlichen Einfall eines Einzelnen handelt, sondern um einen Gedanken, der schon ausgesprochen, schon erörtert und zu allgemeiner Verbreitung gelangt war. Dazu kommt endlich, daß sich auch sonst in den Schriften Hutten's manche Wendung, mancher Hinweis auf später zu ergreifende Maßregeln findet, welche nur dann einen rechten Sinn geben, wenn sie als sehr verhüllte, aber doch nicht leicht miszuverstehende Andeutungen aufgefaßt werden auf die mächtige Bundesgenossenschaft, welche, wenn es zum Aeußersten kommen sollte, der guten Sache in der großen Menge, in der deutschen Bauernschaft, erstehen wird. Das Vorurtheil gegen die Städte und gegen die Kaufleute hatte der Dichter um der großen Sache willen überwunden, und man kann, erwägt man die ganze Natur und die Schicksale desselben, durchaus nicht zweifeln, daß ihn ein Zusammengehen mit den Bauern sehr viel weniger Ueberwindung kosten mußte. Hatte er doch selbst in Italien mit den aus dem Bauernstande hervorgegangenen Landsknechten Schulter an Schulter gefochten; für die „frommen Landsknechte" hat er überall eine besondere Sympathie geäußert, und als ihn der Bann traf und er einen Gewaltstreich seiner papistischen Gegner fürchtete, da hatte er ganz besonders auch seine frommen Landsknechte aufgerufen, ihn zu schützen und vor einem schmachvollen Ende in den Händen seiner Todfeinde zu bewahren.

So lagen die Dinge im Sommer des Jahres 1522. Deutschland stand am Vorabend einer Revolution, welche alle nationalen Elemente in einmüthiger Erhebung gegen die undeutsche Politik des Kaisers und der Fürsten ins Feld führen, ganz Deutschland in seinen tiefsten Tiefen aufwühlen sollte, um es aus diesem gewaltsamen Gärungsproceß geläutert und wiedergeboren sich selbst wiederzugeben. Aber auch jetzt wieder sollten

Digitized by Google

alle Hoffnungen vereitelt werden und die kühnen Entwürfe Hutten's an der eigennützigen Unzuverlässigkeit des Mannes scheitern, in dem der begeisterte Patriot sich das Werkzeug, dessen er bedurft, recht geflissentlich gebildet zu haben glaubte.

Ein Ulrich von Hutten war wol fähig, sich von der Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Adel, Städten und Bauern zu überzeugen und sich von dieser Ueberzeugung so vollkommen durchdringen zu lassen, daß er auch vor keiner einzigen der sich daraus ergebenden praktischen Consequenzen zurückschreckte, sondern sie alle ohne Ausnahme ganz und voll sich zu eigen machte. Zu dieser geistigen Freiheit und sittlichen Höhe aber konnte sich ein Franz von Sickingen und mit ihm die große Mehrheit des deutschen Adels nicht erheben. Wol aber begehrte Sickingen und die hinter ihm stehende Ritterschaft eine politische Reform des Reichs; aber für freie Städte oder gar für freie Bauern war in ihrem Zukunftsstaat kein Platz. Ihr Streben war wesentlich ein reactionäres, d. h. diese Männer wollten für sich und ihre Genossen die alte Ordnung der Dinge wiederherstellen; die fürstliche Macht sollte gebrochen, Landfrieden und Kammergericht, die lästigsten Schranken freien Ritterthums, abgeschafft, statt ihrer das mittelalterliche Fehdewesen und Austragsverfahren wiederhergestellt, das Bündnißrecht der Schloßherren erneut werden. Kurz, die ganze eben in der Entwickelung begriffene moderne Staatsordnung wurde von diesen Leuten, weil sie ihnen und ihrer Willkür feindlich war, als unerträglich verworfen und die von dieser Seite geforderte Reform der Reichsverfassung sollte nur den allerkleinlichsten ständischen Sonderinteressen dienen. Nachdem der wormser Reichstag in diesem Sinne Abhülfe nicht gebracht hatte, die neuen Rechte, welche die Wahlcapitulation Karl's V. den Fürsten zugestanden, in Gültigkeit blieben, da hielten diese Ritter den Zeitpunkt zum Losschlagen für gekommen. Franz von Sickingen trat an die Spitze der Bewegung, welche sich unter seiner Leitung im August 1522 auf dem Rittertage zu Landau zu dem bevorstehenden Kampfe gegen das Fürstenthum organisirte und in den Satzungen des dort geschlossenen Bundes

Digitized by Google

den wichtigsten Institutionen des Reichs förmlich den Krieg erklärten.

Es kann nicht fraglich sein, daß Ulrich von Hutten dieses Vorgehen seines auserwählten Helden billigte; aber ebenso wenig darf man daran zweifeln, daß er es billigte, weil er dadurch für die auf das äußerste gefährdete Sache der gemeinen Freiheit Vortheil erwartete, ja darin wol den Anfang zu einer von ihm so eifrig befürworteten allgemeinen Erhebung begrüßte; er mochte nicht zweifeln, daß binnen kurzem Bürger und Bauer an der Seite der Ritter fechten würden. Aber die unter Sickingen's Leitung geeinigten Ritter dachten nicht wie Hutten, sie dachten zunächst nur an sich selbst. Besonders verhängnißvoll aber mußte es für die große Sache werden, daß Sickingen eine durchaus zweideutige, durchaus unwahre Rolle spielte. Gerade so wie die Ritter in jenem Moment die Kräfte der Städte und im Nothfall auch die der Bauern für sich ins Feld zu führen dachten, aber nur um dieselben zu ihrem eigenen Vortheile auszunutzen, so meinte es seinerseits auch Sickingen mit der Sache der Ritter, an deren Spitze er gestellt war, nicht ehrlich, sondern hatte seine besondern, ganz persönlichen Ziele im Auge, zu deren Erreichung ihm die Kräfte des landauer Ritterbundes behülflich werden sollten; auch er dachte nur daran, seine Standesgenossen zu benutzen; der Gewinn, den es zu machen galt, sollte aber ihm allein zufallen. Zu der selbstlosen, nur der Sache dienenden Auffassung Hutten's hat sich Sickingen niemals erheben können; er war eben nicht im entferntesten der Mann, den der begeisterte Ulrich von Hutten in ihm gefunden zu haben glaubte.

Mit furchtbarer Schnelligkeit bricht nun die Katastrophe herein über die Sache, der Hutten sein Leben geweiht hatte, und damit über Hutten selbst. Der rechtlose Angriff Sickingen's gegen den Kurfürsten von Trier, ein Landfriedensbruch der allerbösesten Art, misglückt vollständig. Mit rücksichtsloser Energie benutzen die Fürsten den Vortheil, den ihnen Sickingen's unsinniges Unternehmen gegenüber dem gesammten, eben noch so gefährlichen Ritterthum in die Hände gegeben hatte.

Digitized by Google

In blutiger, gewaltthätigster Verfolgung wird die eben wieder aufsteigende Macht des Ritterthums zu Boden getreten und für immer vernichtet, und schon im nächsten Frühjahr spielt sich auf dem Landstuhl der letzte Act des blutigen Dramas ab; von den Fürsten besiegt, unter den Trümmern seiner zusammenstürzenden Burg begraben, haucht Franz von Sickingen, einen schweren Irrthum schwer büßend, seinen männlichen Geist aus.

Damit war auch für Ulrich von Hutten der Anfang des Endes hereingebrochen; wieder muß der kühne Agitator wie in seinen stürmisch bewegten Jünglingsjahren als heimatloser Flüchtling hinaus in die Fremde ziehen. Bann und Acht lasten auf ihm und keinen von ihren Widersachern hätten Fürsten und Pfaffen so gern in ihre Hände fallen sehen wie gerade diesen, der ihnen mit seiner Feder so furchtbar geworden war und den sie so tödlich haßten. Mit dem Aufbruch Sickingen's zu seinem verhängnißvollen Angriff auf Trier verlieren wir die Spur Hutten's auf längere Zeit gänzlich. Erst in Basel taucht er wieder auf; in Deutschland war seines Bleibens nicht mehr gewesen; was er öfters vorahnend ausgesprochen, traf ihn jetzt: es wurde ihm nicht erspart, das bittere Brot der Verbannung aus dem geliebten unglücklichen Vaterlande zu essen. Krank, mittellos, tief enttäuscht war Hutten als Flüchtling in Basel eingezogen. Aber dort standen ihm nur neue, schmerzliche Enttäuschungen bevor. In Basel lebte Erasmus von Rotterdam, der gelehrteste von allen Humanisten, zu dem auch Hutten lange bewundernd aufblickte, aber ein unentschlossener, halber, furchtsamer Charakter, der durch seine zweideutige und feige, ja perfide Haltung zu der Sache Luther's in den entschieden reformatorischen Kreisen längst übel berufen war und welchen die letzten stürmischen Vorgänge in Deutschland vollends mit Entsetzen und Abscheu erfüllten. Man begreift, daß ein solcher Mann durch die Ankunft Hutten's, mit dem er von früher her in literarischen und persönlichen Beziehungen stand, in die lebhafteste Unruhe versetzt werden mußte; machte Hutten seine ältern Rechte jetzt geltend, so fürchtete Erasmus, in den Augen seiner hohen Gönner, obenan des Kaisers

Digitized by Google

und des Papstes, aufs schlimmste compromittirt zu werden. Er verbat sich nicht blos Hutten's beabsichtigten Besuch, sondern er scheint auch seine Hand mit im Spiele gehabt zu haben, als der Rath von Basel dem Flüchtlinge den Aufenthalt in der Stadt untersagte. So sah sich Hutten denn genöthigt, in bitterer Januarkälte die Fluchtreise nach Mülhausen fortzusetzen; dort fand er, der Ruhe und Pflege im höchsten Grade bedürftig, in dem Augustinerkloster gastliche Aufnahme. Von dort aus nahm er den Handschuh auf, den Erasmus ihm und der ihm so sehr am Herzen liegenden großen Sache schnöde hingeworfen hatte. Ein leidenschaftlicher Schriftwechsel entspann sich daraus, durch den sich Hutten freilich nur die eine Genugthuung verschafft sah, die innere Unwahrheit, die wissentliche Zweideutigkeit und niedrige Feigheit des um die Gunst der Großen buhlenden Erasmus öffentlich dargethan zu haben, ohne freilich die allzu fest begründete Autorität desselben ernstlich zu erschüttern.

Inzwischen war in Deutschland die Katastrophe Sickingen's erfolgt; die steigende Macht der Gegner ließ Hutten auch in Mülhausen für seine Sicherheit fürchten, um so mehr, als er sich durch seinen reformatorischen Eifer auch da manchen Anhänger des Alten zum Feinde gemacht haben mochte. Im Mai oder Juni 1523 flüchtete Hutten von Mülhausen. Er wandte sich nach Zürich; dort war die kirchliche und politische Reform unter der Leitung des freisinnigen und weitblickenden Zwingli eben in glücklichster Entfaltung begriffen; dort konnte Hutten Gesinnungsgenossen und Schutz und Hülfe zu finden hoffen. Und diese Erwartung hatte ihn nicht getäuscht. Von allem entblößt, ohne Geld, von schmerzlichem, aufreibendem Siechthum gepeinigt, kam Hutten in Zürich an. Zwingli nahm sich seiner menschenfreundlich an; er schickte den Kranken zu dem ihm befreundeten Abte von Pfäfers, damit er durch die wunderbare Kraft der heißen Tamina genese; trotz sorgsamster Pflege und liebevollster Unterstützung kam Hutten so elend wie vorher nach Zürich zurück. Aber noch war die Kraft Hutten's nicht gebrochen; er rüstete sich zu einem neuen literarischen Feldzuge; die Tyrannen, die Fürsten, die ihn und seinen Helden Sickingen

Digitized by Google

zu Grunde gerichtet, sollten vor Mit- und Nachwelt angeklagt, vor Gott und Menschen der gebührenden Strafe überliefert werden. Aber schon hatte ihn die Hand des Todes erfaßt. Sein Zustand verschlimmerte sich so, daß Hutten einen neuen Versuch zur Linderung seiner Leiden machen mußte. Wieder war es der edle Zwingli, der dem hoffnunglos Hinsiechenden helfend und rathend zur Seite stand. Zwingli sandte den Ritter zu dem heilkundigen Hans Schnegg, der in friedlicher Einsamkeit auf der im östlichen Theile des Zürichersees gelegenen Insel Ufnau als Pfarrer lebte. Aber selbst bis zu dieser dem Lärm der Welt entrückten Stätte verfolgte den todkranken Hutten die unversöhnliche Feindschaft seines jüngsten Gegners; Erasmus suchte auch den züricher Rath gegen Hutten aufzubringen, augenscheinlich in der Hoffnung, der Revolutionär werde auch von dort ausgewiesen und so bald ganz unschädlich gemacht werden. In ruhigem und würdigem Tone wies der Geschmähte die Verdächtigungen, die Erasmus niedrig genug war, gegen ihn vorzubringen, zurück. Es ist das Letzte, was der streitbare Held geschrieben hat. Gleich danach, etwa Mitte August 1523, befiel ihn die Krankheit mit erneuter Wuth; alle menschliche Kunst blieb erfolglos; am letzten August oder am ersten September — der Tag steht nicht ganz sicher fest — hauchte er seine starke Seele aus.

Nicht ohne ein Gefühl der tiefsten Ergriffenheit kann man im Geiste an das Sterbebett Ulrich's von Hutten treten. Da lag er, wenig mehr als 35 Jahre alt, verzehrt von schleichender, giftiger Krankheit, in der er der wüsten Zeit, in die sein Leben fiel, einen schmerzlichen Tribut entrichten mußte; nichts von irgendwelchem Werthe nannte er sein; weder Hausrath noch Bücher fand man in seinem Nachlaß; seine Feder war sein einziges Besitzthum.

Aber was hatte Ulrich von Hutten mit dieser Feder geleistet! Durch Luther und durch Hutten zuerst ist es offenbar geworden, was für eine Macht die Feder sei; denn mit seiner Feder allein hat Luther den Kampf für die evangelische Lehre

Digitized by Google

siegreich durchgefochten, mit seiner Feder hat Hutten das ganze deutsche Volk in eine Erregung versetzt, wie es sie nie zuvor gekannt, es nach Zielen streben gelehrt, von deren Vorhandensein es bis dahin kaum eine Ahnung gehabt hatte.

Erreicht freilich sind diese Ziele nicht; Hutten selbst ist in dem Ringen nach ihnen tragisch zu Grunde gegangen. Neue Ideen aber und hohe Ziele werden in ihrer Wahrheit und in ihrer Berechtigung gewürdigt erst wenn sich Märtyrer gefunden haben, welche, in genialem Ansturm ihrer langsam fortschreitenden Zeit vorauseilend, zu Grunde gegangen sind, aber an ihren Idealen festhaltend, beim letzten Athemzuge noch für sie gerungen und durch diesen Heldenkampf und Heldentod für Mit- und Nachwelt jene Ideen besiegelt und beglaubigt haben.

Ein solcher Märtyrer ist Ulrich von Hutten, und ganz besonders verdient sein Andenken von dem deutschen Volke hoch in Ehren gehalten zu werden. Denn wenn er auch im einzelnen hier und da geirrt, wenn er hier und da das Ziel zu weit hinausgerückt hat; wenn er sich zuweilen in den Mitteln vergriffen und in der Werthschätzung der zu lösenden Aufgaben getäuscht hat: im ganzen und großen hat Ulrich von Hutten die besten Ziele der nationalen Entwickelung seines Volks richtig erkannt und treffend bezeichnet, nationale Einheit, politische Freiheit, kirchliche Unabhängigkeit von Rom und seinen Creaturen. So hat er gekämpft und gelitten für dieselben Güter, deren Erwerbung und Bewahrung der hohe Preis des Kampfes ist, in dem das deutsche Volk heute noch mitteninne steht; so soll er denn auch wie ein Heros den Kämpfern unserer Tage vorangehen, sie mahnen und sie begeistern; es ist Hutten'scher Geist, dessen unser Volk, um sein Ziel zu erreichen, auch heute noch nöthig hat.

Digitized by Google

Digitized by Google

Konrad Ekhof.

Von

Hermann Uhde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Wirken eines dahingegangenen Schauspielers schildern, heißt: den Schatten malen, nachdem der Körper, der ihn warf, verschwunden ist. Ein würdiges biographisches Denkmal für Konrad Ekhof vermißte 1847 schon Robert Prutz, sagte jedoch gleichzeitig: „Dasselbe nachträglich zu errichten, ist nicht möglich. Man kann erzählen: so soll er gewesen sein; so auf die Besten seiner Zeit hat er gewirkt. Sein Wesen wirklich darstellen, sagen: «So war Er!» ohne ihn jemals gesehen, den Klang seiner Stimme gehört zu haben — wer möchte das Wagstück unternehmen?" Wirklich bleibt, um Ekhof's verwaiste Urne zu schmücken, nichts übrig, als aus den meist nur zu dürftigen, oft widerspruchsvollen zeitgenössischen Urtheilen über ihn ein Mosaikbild zusammenzusetzen, das freilich nur eine schattenhafte Vorstellung von dem Künstler geben kann, dessen Anfänge vollends in eine Zeit fallen, wo von einer Tageskritik keine Rede war. Noch wächst die Schwierigkeit dadurch, daß die Stücke, in denen Ekhof sein Höchstes leistete, jetzt spurlos vergessen sind; Titel, wie: „Das Kaffeehaus", „Frage, Antwort und Belehrung", „Das Gemälde des Hofes", „Stärke des Naturells" (denen man neun Zehntel des gesammten Ekhof'schen Repertoires hinzufügen kann) sind für moderne Leser inhaltlose Begriffe; ein leerer Schall, bei dem er sich gar nichts denkt. Fast nur die drei Lessing'schen Hauptrollen, die Ekhof gespielt hat, machen eine Ausnahme; wie wenige kennen heute selbst Gottsched's „Schaubühne" aus eigenem Studium, und wer mag mit dem Titel des einst hochberühmten „Westindiers" einen

Digitized by Google

klaren Begriff verbinden? So findet, wer Ekhof's Bild entwerfen will, nicht einmal die Leinwand aufgespannt!

Die folgende Darstellung nun beruht durchweg auf gewissenhaftem Forschen in den Quellen selbst. Aus Handschriften konnte sogar manches Neue gegeben werden. Zahlreiche Irrthümer waren zu berichtigen; dies geschah immer nur auf Grund der zuverlässigsten Bürgschaften, wenn auch eine Häufung vieler Belegstellen durch den Zweck dieses Werkes von vornherein ausgeschlossen blieb.

Hans Konrad Dieterich Ekhof, geboren zu Hamburg am 12. August 1720 und zwei Tage später in der (lutherischen) Sanct-Petrikirche daselbst getauft, steht als Sohn von Nikolas Ekhof, Schmied, wohnhaft im Opernhof, im Kirchenbuche eingetragen; er hätte danach das Licht der Welt auf demselben Fleck Erde erblickt, von dem aus später sein Ruhm sich verbreiten sollte, denn das alte hamburgische Theater lag am Opernhof. Nikolas Ekhof ist 1738 einen abermaligen Ehebund eingegangen; bei dieser Gelegenheit lernen wir ihn als „Soldaten unter Herrn Kapitän Weber" aus dem Weddebuche kennen. Eine Reihe mir vorliegender Autographen aus sehr verschiedener Zeit zeigt den Namen vom Künstler selbst immer „Ekhof" geschrieben; man wird sich also dieser Orthographie anschließen müssen.

Vom Stadtsoldatenstande des Vaters (die Soldaten behielten damals ihr bürgerliches Gewerbe bei) sagt eine Schilderung Hamburgs noch 1760: er habe „nicht in Ansehen" gestanden; die „Bürger" zeigten sogar „Abneigung" gegen die Miliz und „mochten die Pike nicht gern tragen"; man warb daher meist Fremde an. Zulauf fehlte nicht; die Soldaten wurden „wohl gehalten; Infanterie und Dragoner waren roth montirt, mit blauen Aufschlägen, Kragen und Unterfutter"; die Verpflegung war reichlich, wie dies nöthig sei „in Guarnisonen" (Hamburg war Festung), „wo der Soldat meist beweibt ist". Das war denn also auch der Fall bei Ekhof's Vater.

Ueber des Künstlers Mutter war nichts zu erfahren; sie

Digitized by Google

starb wol bald, wenigstens gewann der Sohn sehr früh selbstständig sein Brot. Er erhielt eine Bildung, welche den Wunsch der Aeltern, Konrad einst über den eigenen Stand hinauszuheben, errathen läßt und die keineswegs „untergeordnet" war, wie Devrient's „Geschichte der Deutschen Schauspielkunst" behauptet. Ein so kernhaft sittlicher Mensch, wie Ekhof zeitlebens war, wird zum Guten schon früh angehalten worden sein; „durch die Form der Erziehung geregelt", übte er bei aller Lebhaftigkeit des Geistes doch stets Herrschaft über sich. Ehrgeiz hielt ihn auf der Bahn seiner Sittlichkeit; strenges Pflichtgefühl war sehr früh in ihm rege. Was die Ausbildung seiner Anlagen betrifft, so muß er namentlich vorzügliche Schreibmeister gehabt haben; die Handschrift des Dreiundzwanzigjährigen ist ebenso zierlich wie gleichmäßig, an diejenige Wieland's erinnernd. Daneben überrascht die tadellose orthographische Richtigkeit. Ekhof schrieb nicht nur sehr viel schöner, sondern auch sehr viel correcter als gesellschaftlich weit höher stehende, Jahrzehnte später und mit den größten Kosten erzogene denkwürdige Personen beider Geschlechter aus dem vorigen Jahrhundert. Noch 1778, als ein Theil der Ekhof unterstellt gewesenen Schauspieler, des Schreibens unkundig, über die erhaltene Gage mit einem † quittirte, wunderte sich Reichard, wie „körnigt und rein" der Altmeister geschrieben habe, und Iffland's Muthmaßung, Ekhof möge „Kenntnisse und Schulbildung, welche er nachher bewiesen", sich schon 1740 erworben gehabt haben, ist ganz zutreffend.

Die Handschrift sollte ihm denn auch zunächst durch die Welt helfen. „Kaum den Knabenjahren entwachsen" (folglich um 1735, nach seiner Confirmation), ward er in seiner Vaterstadt „Postschreiber"; geschah dies nun bei dem schwedischen Postcommissar (schon 1695 befanden sich zu Hamburg zehn Postämter!), so kann es nur bei Johann Friedrich König gewesen sein, der jenen nicht unwichtigen Posten von 1720—42 bekleidet hat. Ekhof's Anstellung erwies sich als glücklicher Griff: durch Fleiß und Ordnungsliebe zeichnete er sich in so hohem Maße aus, daß König, als er in wichtiger Angelegen-

Digitized by Google

heit mit seinem ersten Assistenten nach Stockholm reisen mußte, dem (nun wol siebzehnjährigen) Postschreiber Ekhof die Geschäfte allein übertragen konnte, welche dieser in der Abwesenheit jener Herren zu deren voller Zufriedenheit besorgte. Kein kleines Lob, denn die Reise muß damals mindestens vier Wochen Zeit in Anspruch genommen haben.

Gleichwol sollte das gute Einvernehmen zwischen Herrn und Untergebenem nicht mehr lange dauern. König, angehender Resident und Minister im Niedersächsischen Kreise, Schwiegervater des russischen Gesandten von Heinson und später selbst geadelt, wollte den Glanz seines Hauses schon jetzt dadurch erhöhen, daß er zahlreiche Dienerschaft wenn auch nicht hatte, so doch heuchelte. Auf Anlaß seiner Ehedame Cäcilia geborenen vom Kampe, des Domdekan Dr. Lukas vom Kampe ältesten Tochter, muthete er daher seinem Schreiber zu, wenn Frau König Sonntags früh zur Kirche führe, als Lakai hinten auf der Kutsche zu stehen. Da Ekhof's ruhige Vorstellungen dagegen fruchtlos blieben, so erklärte dieser charaktervoll: „er werde zwar dem unwürdigen Befehle folgen, aber dann sofort Haus und Dienst verlassen." In beiden Stücken hielt er streng sein Wort.

In Hamburg sogleich eine andere Stellung zu finden, glückte ihm nicht; in Schwerin dagegen bot sich ihm bald wieder ein Schreiberposten, und zwar bei einem Advocaten. Vielleicht entfernte er sich auch absichtlich von Hamburg, denn genau in jene Zeit fällt der abermalige Brautstand seines Vaters, der, proclamirt zu Sanct-Petri am 9. Februar 1738, am Sonntag darauf (16. Februar) mit „Jungfer Anna Magdalene Sieberkrippen, Asmus Sieberkrippen's ehelicher Tochter", aufs neue getraut wurde. Die Wohnung dieses Ehepaars war noch immer „auf dem Goosemarkt im Opernhof", wo den Neuvermählten im September 1738 eine Tochter, Stiefschwester Ekhof's, geboren und am 28. des Monats auf die Namen Anna Christine Elisabeth getauft wurde. Die Familie hat in der Folge von Ekhof reichliche Unterstützung erhalten.

Der Aufenthalt in Schwerin bezeichnet einen Wendepunkt in Ekhof's Leben. Sein neuer Herr war ein Freund der

Digitized by Google

Musen, Besitzer einer bändereichen Sammlung neuer, auch theatralischer Schriften, deren Benutzung dem Schreiber gestattet war. Dieser begann, Geschichts- und philosophische Werke, Romane und Dramen eifrig zu lesen; solche Lektüre nebst der zweifellos schon in dem engen Städtchen, nicht in Hamburg geschlossenen Bekanntschaft mit der nachmals berühmten Schauspielprincipalin Schröder-Ackermann, einer redegewandten, dichterisch begabten Berlinerin, trug zur Erweckung von Ekhof's Theaterlust bei, welche jetzt und hier in ihm entstand.

Sophie Charlotte Schröder, geb. am 10. Mai 1714, hatte 20 Jahre alt einen Musiker geheirathet, von dem sie sich 1738 seiner Trunkfälligkeit halber zeitweilig trennte, um in Schwerin (für dessen Hof ihr Vater Biereichel als Sticker thätig gewesen und wohin auch sie als Stickerin verschrieben war, als dort eine große Hoffeierlichkeit stattfand) von ihrer Hände Arbeit zu leben, denn ihr Gatte, obwol nicht, wie bisher geglaubt ist, arm (sein Sohn erbte laut mir vorliegenden Urkunden von ihm 8—10,000 M. Bco., 12—15,000 Mark) unterstützte sie nicht. So führte ein Zufall, der fast wie eine Fügung aussieht, den achtzehnjährigen Jüngling und die vierundzwanzigjährige Frau zusammen, beide künstlerisch angeregt, beide kaum ohne theatralische Erinnerungen, denn wie seit 1728 Neuber's „hochdeutsche Komödianten" regelmäßig in Hamburg erschienen waren, so besaß seit 1732 Eckenberg ein Generalprivilegium König Friedrich Wilhelm's I. Mit Unterhaltungen über Bühne und Bühnenwesen erwachte der Gedanke, diese Laufbahn zu ergreifen, wol zuerst bei Ekhof, der wenigstens Frau Schröder „von den Vorzügen ihres Geistes und ihrer Gestalt" erst lange vorreden mußte, ehe sie Schauspielerin werden mochte; zuvor suchte sie noch in Hamburg ihr Brot mit Sticken zu verdienen. Es mislang. Inzwischen aber machte Ekhof nach seiner Art theatralische Vorstudien, indem er auf den Hausboden stieg und vor aufgehängten Kleidern „agirte". Als nun gegen Ende 1739 von Lüneburg aus Johann Friedrich Schönemann's Ruf erscholl, es möge zu seiner Fahne schwören, wer ihm vertrauen wolle, wandte sich Konrad Ekhof von Schwerin aus brieflich an ihn; die Zusage muß umgehend er-

Digitized by Google

folgt, der angehende dramatische Künstler dann nach Hamburg gestürmt und mit dem Rufe in Frau Schröder's Zimmerchen „auf dem Kehrwieder" getreten sein: „der Augenblick sei da; nun gelte es der Kunst". Wol sah man diese damals „für ein mehr als leichtfertiges Wesen" an; man hielt es für zweifelhaft, ob „Komödianten" der Seligkeit theilhaftig werden könnten. Daß Ekhof, über solche Vorurtheile sich hinwegsetzend, Schauspieler wurde, hat ihm namentlich Iffland als Zeichen seines Genies, seiner Entschlossenheit ausgelegt; es ist dabei aber wol das weit näher Liegende übersehen: daß Ekhof's Vater einem notorisch misachteten Stande angehörte, dem vielleicht der Sohn, wäre er nicht verwachsen gewesen, sich gleichfalls gewidmet hätte. Von den bunten Kleidern der damaligen hamburger Stadtsoldaten zu der bunten Jacke des Komödianten war kein großer Schritt; sogar die schreienden Farben der väterlichen Uniform fand Ekhof auf der Scene wieder. Herrscht da am Ende gar ein geheimnißvoller wahlverwandtschaftlicher Zusammenhang?

Ekhof's erster Principal, Schönemann, am 21. October 1704 zu Crossen geboren, in Berlin gut erzogen, war seit 1725 erst bei der renommirten Förster'schen, dann bei der Neuber'schen Gesellschaft Acteur gewesen; bald nach der Michaelismesse 1739 aber „fuhr der Zankteufel in die (damals in Hamburg sich aufhaltende) Neuber'sche Horde"; unterstützt vom Landschaftsdirector Grote zu Lüneburg (dem Geburtsorte seiner Frau) entschloß sich Schönemann, „selbst zu principalisiren". Er wußte vielversprechende Talente an sich zu ziehen, namentlich Konrad Ernst Ackermann, geboren am 1. Februar 1712 zu Schwerin. Körperlich trefflich gebildet, gestählt im Kampfe gegen die Polen und Türken, ausgerüstet mit nicht gemeinen Schul- und Sprachkenntnissen, war Ackermann Anfänger gleich Ekhof und Frau Schröder; hat er wirklich „unter einem gewissen Stolle" (wol J. G. Stoll, Principal der hessen-kasselschen privilegirten Hofacteurs) schon vor seiner Annahme bei Schönemann debutirt, vielleicht nach dem (am 18. September 1739 geschlossenen) Frieden von Belgrad aus der Türkei nach Norddeutschland sich schlecht und recht

Digitized by Google

durchschlagend, so fällt doch sein erstes kräftiges Wirken in diese Zeit. So waren denn Sylvester 1739 dieser welterfahrene Ackermann, der sprachenkundige, dichterisch begabte Ad. Gottfried Uhlich (ein Schützling Gottsched's), der auf der Universität Jena gebildete Landarztsohn Heyderich und einige andere gute Köpfe um den ehemaligen Mediciner Schönemann als um ihren Principal geschart; da trat Ekhof in diesen sicherlich vielfach anregenden Kreis, und am 15. Januar 1740 machte er zu Lüneburg in einer Scheune (denn der Ort hatte kein Schauspielhaus) seinen ersten Versuch als Xiphares in Racine's vom straßburger Professor Witter übersetztem „Mithridat"; neben ihm war Ackermann der Titelheld, Frau Schröder Monime.

Der Künstler selbst hat später erzählt, wie er als Anfänger sehr wenig Hoffnung gegeben, sein Talent sich vielmehr erst nach Jahren entwickelt habe. Unermüdlicher Fleiß, beständiges Lesen und große Aufmerksamkeit auch auf die kleinsten mit dem Theater verwandten Dinge halfen ihm jedoch vorwärts. Bald kam die Absicht der Gründung eines eigenen Herdes hinzu, Ekhof zu befeuern; wie Ackermann, so fand auch er seine spätere Lebensgefährtin bei Schönemann's Truppe: Georgine Sophie Karoline Auguſtine Ernestine Spiegelberg, geboren im Jahre 1706, jüngste Tochter des am 23. September 1732 zu Bergen in Norwegen gestorbenen Schauspielprincipals Johann Spiegelberg. Die Witwe desselben, Tochter des Schauspielers, Schwester des Principals Denner, von denen jener, ein Hamburger, schon unter Velthem Komödiant geworden, dieser aber der erste „Harlekin" („wie er zu Paris in der italienischen Bühne gebräuchlich") auf der deutschen Bühne gewesen ist, hatte nach ihres Mannes Tode die Truppe bis 1739 zusammengehalten, als Schönemann's Aufruf ihr Gelegenheit gab, dieselbe zu entlassen und selbst wieder Schauspielerin zu werden. Diese Familienverhältnisse Ekhof's erklären zum Theil seine genaue Kenntniß der Vergangenheit des deutschen Theaters; er war ein lebendiges Archiv aller Vorfälle bei der deutschen Bühne und voll kleiner Geschichtchen, die er allerliebst erzählte. Das Leben Denner's

Digitized by Google

und seiner Abkömmlinge zu beschreiben, war noch 1765 sein leider nicht ausgeführter Plan.

Nachdem die junge Gesellschaft Schönemann's sich in Lüneburg, Ratzeburg und Rostock eingeübt, folgte sie einem Rufe des schauspielliebenden Administrators von Mecklenburg-Schwerin, Christian Ludwig, in dessen Residenz zu spielen; laut Zettel vom 14. September 1740 konnte man Ekhof nun schon in dem Trauerspiele: „Die hingerichteten sieben Söhne" (aus dem Französischen des de la Motte „in deutsche Verse übersetzt"), den jüngsten Makkabäer, also eine wichtige Aufgabe, anvertrauen. Dem Drama folgte das Nachspiel „Arlequin Philosoph", alles für 12, 8 und 4 Schill. (90, 60 und 30 Pf.) Eintrittsgeld. Der Einnahme entsprach die Ausgabe: Schönemann zahlte wöchentlich insgesammt 16 Thlr. 8 Gr. Gage. Ekhof hat seine erste Wochengage am 16. Januar 1740 erhalten; sie betrug 1 Thlr. 16 Gr. Vom 12. März bis 23. April schmolz dieselbe, der „Fasten" halber, auf 1 Thlr. 8 Gr. Mehr zu bewilligen, war so unthunlich, daß Schönemann Frau Schröder 1741 lieber entließ, als daß er ihren Wochengehalt von 6 M. Bco. (7 Mark 75 Pf.) auf die geforderten 7 M. Bco. 8 Schill. (9 Mark) erhöht hätte; sie ging ab und mit ihr Ackermann, dessen Frau sie nachmals wurde. Beide werden wir später, als Principale Ekhof's, wiederfinden.

Dem Aufenthalte Schönemann's in Schwerin setzte die Landestrauer um Kaiser Karl VI. (gestorben 20. October 1740) ein Ziel; schon hatte er sich aber Gottsched in Leipzig brieflich genähert, damit ihm dieser in der Universitätsstadt den Boden bereite. Gottsched's „Cato" und „Iphigenie" waren in Rostock und Schwerin mit Glück aufgeführt worden, und Schönemann steckte sich das Ziel, die durch den Wegzug der nach Rußland übergesiedelten Neuber'schen Truppe entstandene Lücke im deutschen Bühnenleben auszufüllen. Die Staatsactionen und der Harlekin wurden thunlichst beseitigt, Gottsched's neuem, verbessertem Geschmack ward durch rasches Einlernen fast aller in der „Deutschen Schaubühne" enthaltenen Stücke nach Kräften gehuldigt. In den meisten dieser Stücke spielte Ekhof die

Digitized by Google

Hauptrolle; getragen von seiner künstlerischen Kraft erhielten sie sich jahrzehntelang auf den deutschen Bühnen. So konnte Schönemann's Direction von vornherein als Repräsentantin einer neuen Epoche, als Morgenroth einer geläuterten Richtung auftreten, welche Neuber's Leitung nur hatte vorbereiten können, obwol allerdings auch von jenem dem Tagesgötzen gelegentlich kunstwidrige Opfer gebracht wurden.

Auch Stegreifspiele verschmähte Schönemann nicht. Freilich sind darunter nicht vom ersten bis zum letzten Worte extemporirte Stücke zu verstehen; das Gerippe der Stegreifkomödien stand fester, als gemeiniglich geglaubt wird. „Stichworte und den ganzen Plunder" verzeichnet, als wörtlich genau zu lernen, eine von Ekhof am 13. Juli 1743 ausgeschriebene Rolle aus dem Stegreifstück: „Das Soldatenleben", worin Ekhof den „Cornet" gab. Nach kurzem Monologe entzweit sich dieser mit einem „Fähndrich" über eine „Charlotte"; endlich „fechten sie sich". Dies ist das Zeichen zu „Arlekins" Auftritt und damit erst beginnt das Extemporiren; jeder Soldat „zieht den Arlekin zu sich mit Lazzo". Der Zankapfel „Charlotte" erscheint, „verspricht jedem apart ihre Liebe, singt, geht ab"; beide Krieger entdecken darauf, daß sie gefoppt sind, reichen sich versöhnt die Hände und beschließen, „Charlotte" aufzugeben. Dergleichen „Nachspiele" erheiterten ein naives Publikum, welches sich zuvor in Trauerspielen satt geweint; Seydelmann ließ auf „Clavigo" immer den „Ehrgeiz in der Küche", das hamburger Stadttheater am 2. März 1875 auf Beethoven's „Fidelio" die Leierkastenmelodien von „Flotte Bursche" folgen.

Nach der durch die Landestrauer verursachten Pause spielte Schönemann noch in kleinern Orten Mecklenburgs, wie im Februar 1741 zu Wismar; zur Ostermesse 1741 (nicht früher) zog er nach Leipzig, um sich unter Gottsched's Augen zu zeigen, mit dem er auf fast vertraulichen Fuß kam; kleine Geschenke von Thee, Zucker, Rauchfleisch und guten Karpfen erhielten die Freundschaft. Ein Epilog J. E. Schlegel's machte den Beschluß der leipziger Vorstellungen; am 7. Juni 1741 begann Schönemann im hamburger Opernhause. „Cid" und ein Nachspiel

Digitized by Google

„mit Harlekin, der sich als Dame, Kurier und Jude" verkleidete, hatte das Haus ganz gefüllt; man lobte und beklatschte die zahlreiche Gesellschaft, die „mit unechtem Metall glänzend aufgestutzte" Garderobe, die „artigen" Decorationen. Hauptsächlich aber gefiel schon jetzt den Landsleuten der Landsmann; wie unter Blinden der Einäugige König ist, so ragte der nach Wahrheit und Einfachheit ernstlich strebende Anfänger hervor unter einer Gesellschaft, bei welcher Frau Spiegelberg mit ihrer fremdartig-auffallenden Sprache und ihrem „entengleichen Watschelgange", herbeigeführt durch erfrorene Füße, denen die großen Zehen amputirt worden, keineswegs eine störende Erscheinung war. Mochte Ekhof immerhin noch in pathetischen Rollen die damals beliebten Alexandriner hörbar scandiren — „Darsteller des Lebens" nannte man ihn sehr bald, denn schnell begann man zu fühlen, wie man hier keinen seelenlos declamirenden Automaten vor sich habe. „Höckricht und holpricht, klang- und zwangvoll" fand man die „alle Harmonie verscheuchenden, barbarischen" Reime, zu deren Vortrag Ekhof „verdammt" war; dennoch brachte er sie zur größten, vorher nie geahnten Wirkung. Zu statten kam ihm dabei der natürliche Wohllaut seiner Stimme; eine Musik der Rede, welche F. L. Schröder voll scheuer Ehrfurcht auch im Scherze nicht nachzuahmen wagte, als er einst — ein Meister in der Kunst des Copirens — allerlei Schauspieler mit rascher Geberde zeichnete. Auch durch die trivialsten Dichterworte, betheuerte Schröder warm, habe Ekhof's Stimme zu Thränen rühren können, und wirklich überhörte man, ihren Tönen lauschend, manchen an sich unverzeihlichen Betonungsfehler, von denen Schröder einmal, jugendlich übermüthig und herausgefordert durch eine hochtönende Bemerkung des sich seiner Ueberlegenheit bewußten Meisters, eine kleine Sammlung angelegt hatte.

Hervorgehoben wird übrigens, wie Ekhof anfangs seiner bessern Einsicht zum Trotze übertrieben emphatisch gesprochen habe; „auch große Schauspieler müßten (so entschuldigt dies Schütze) sich oft dem Zeitgeschmacke fügen, um einem noch nicht gebildeten Publikum zu gefallen". Leider gab Ekhof allerdings

Digitized by Google

zeitlebens „den Einfältigen", der ungebildeten Menge, um den Preis, „ihr zu gefallen", nur zu sehr nach; statt seine Zuschauer zu sich emporzuheben, stieg er zu ihnen hinab, als Komiker nur zu oft übertreibend, als Tragöde Rollen an sich reißend, die nicht für ihn geeignet waren. Es war die Eitelkeit, welche ihn unterjochte; eine Eigenschaft Ekhof's, welche je länger, desto mehr ausartete. Zum größten Lobe jedoch gereicht ihm die Lernbegierde, welche ihn rastlos von Sprosse zu Sprosse klimmen und noch als Mann und Greis voll Ausdauer nachholen ließ, was Lehre und Unterweisung an specifisch wissenschaftlicher Ausbildung früher versäumt hatte. Von dieser Seite her bleibt Ekhof den Angehörigen nicht nur seines Standes ein leuchtendes Muster.

Eifrig und ehrgeizig unterstützte er daher Schönemann's Bemühungen um ein gutes Repertoire; Borkenstein's „Bocksbeutel" (nicht, wie ein Historiker sagt, Name einer handelnden Person, sondern „Zopf") — ein dreiactiges hamburger Localstück — schlug zuerst zündend ein (16. August 1741). Der „Bocksbeutel" ist grobdrähtige Caricatur, aber unstreitig herausgegriffen aus dem vollen Menschenleben; „Herr Grobian, ein Rentenierer", der für Geist und Kenntnisse „keinen Schilling" gibt, ward später eine Hauptrolle Ekhof's.

Mit dem „Bocksbeutel" war der vaterländischen Bühne das erste, wenn auch rohe, so doch durch und durch deutsche Charakterlustspiel gewonnen; ihm folgte am 22. September 1741 gleichfalls zu Hamburg (nicht erst in Leipzig) das erste deutsche Schäferspiel mit J. Chr. Rost's „Gelernter Liebe", des größern Reizes willen auf dem Zettel „Der versteckte Hammel" getauft. Dazwischen erschienen „Vorspiele", die an den Patriotismus der Zuschauer pochten; ein Gebrauch, dem Schönemann allgemach eine grandiose Ausdehnung gab. Mir liegt vor: „Hamburgs Vorzüge. In einem Vorspiele auf der Schönemann'schen Schaubühne vorgestellet am 2. August 1741"; Ekhof spielte darin „den Spötter als Arlekin"; sein „Fach" (wenn man von einem solchen sprechen darf) war also dasjenige jugendlicher Komiker und Liebhaber. In seiner Einleitung zu jenem Vorspiele

Digitized by Google

„wünschte" Schönemann, „daß er sich durch Redlichkeit und Fleiß der Gewogenheit seiner bisherigen vernünftigen Gönner würdig machen möge"; er nannte die „Hochachtung und Hoffnung ungezwungen", welche seine Schaubühne diesen Gönnern schuldig sei, weshalb auch die Bühne den Vorhof des Tempels der Glückseligkeit zeigte, „nebst verschiedenen Auszierungen und Ueberschriften, welche von den Vorzügen des gepriesenen Hamburg handeln".

Mit solchem Repertoire kam Schönemann Ende 1741 nach Leipzig, wo der gewandte Ad. Siegm. Bubbers, der aber die Bühne bald gänzlich wieder verließ, und der ernste, belesene Joh. Ludw. Starcke zu ihm traten. Schon im März 1742 ist der Principal jedoch wieder in Hamburg, sein dortiges Privilegium gegen Frau Schröder durch einen Proceß zu schützen, den er verliert. Am 28. März 1742 eröffnet diese eine eigene Bühne.

Verstimmt zieht Schönemann — wol über Halle — nun nach Breslau, dem Orte, welcher laut Ekhof's Verzeichniß seiner Wanderzüge (28. December 1744 bis Anfang 1751) von zwanzig bereisten Städten dauernd die meiste Theaterlust bethätigte. Gespielt wurde in Breslau damals wahrscheinlich im „Blauen Hirsch", wenigstens hat König Friedrich II. am 20. September 1742 mit allen Prinzen dort der „Komödiantencompagnie des Franz Schuch" einen Besuch abgestattet, wie die „Schlesische Zeitung" berichtet. Leider fließen im übrigen trotz der Bedeutung Breslaus für die Bühnengeschichte damaliger Zeit die spärlichen Nachrichten hier am spärlichsten; nur so viel läßt sich sagen, daß das Trauerspiel, mit Ekhof, namentlich im Frühjahr 1744 große Summen einbrachte, während Schönemann 1749 (wo er zuletzt in Breslau gewesen ist) im „alten Ballhause" vor dem Publikum sich als Hanswurst in einem hinten mit Leim beschmierten Hemde zeigen durfte, „welches viel Gelächter erregte". Und doch hatte Schönemann in der „Schlesischen Zeitung" ausdrücklich angekündigt, er werde „nur mit den ausgesuchtesten und regelmäßigsten Stücken aufwarten"! Obwol also gelegentlich den wüstesten Geschmacklosigkeiten gehuldigt wurde, muß der Eindruck, den Ekhof machte, stark gewesen sein; noch 1754 reicht ein Re-

Digitized by Google

censent, der ihn weit früher „auf dem großen breslauischen Theater" sah, ihm vor allen seinen Kunstgenossen die Palme.

Am 7. Juli 1742 wandte sich Schönemann, der eine Reise nach Berlin deswegen nicht gescheut hatte, an König Friedrich II. mit der Bitte, in der Residenz spielen zu dürfen; die Erlaubniß erfolgte am 25. Juli, fast genau am nämlichen Tage wie die Unterzeichnung des Friedensinstruments mit Oesterreich. Schon Mitte September 1742 (nicht erst 1743, wie Devrient's Werk sagt) begann Schönemann mit Gottsched's „Sterbendem Cato"; man hatte ihm „alle guten Vortheile und den stärksten Schutz" versprochen und hielt Wort trotz Eckenberg's brotneidischer Beschwerden über den Rivalen. Ja, Friedrich selbst ließ mit Schönemann durch den spätern Commandanten Berlins, Grafen v. Hacke, über den Bau eines großen deutschen Theaters unterhandeln, welches auf dem nachmaligen Platze des Domes stehen sollte; schon war das Bauholz vom König geschenkt und Schönemann außerdem „von vermögender Seite" ein Kapital von 4000 Thalern zinsfrei angeboten worden, als aus unbekannten Gründen die Sache scheiterte. Dennoch bleibt dieser Sonnenstrahl königlicher Gunst für deutsches Schauspiel bemerkenswerth.

Im Jahre 1742, zu Berlin, wurde in Joh. Christ. Krüger ein Mann Ekhof's College, der diesem eine Glanzrolle schrieb: „Herzog Michel"; die Hauptpartie in dem gleichnamigen Stücke, dessen Inhalt kenntlich wird durch den oft gebrauchten Zusatztitel: „oder: Das ausgerechnete Glück eines Bauern." Diesen Bauern, der sich zum Herzog träumt, gab Ekhof in der von ihm meisterlich beherrschten plattdeutschen Sprache; ebenso den „Jürgen" im „Bauer mit der Erbschaft", welchen Schröder „unübertrefflich" nennt. Soll doch gelegentlich ein unter den Zuschauern befindlicher Bauer, über Ekhof's drastisches Plattdeutsch baß erstaunt, kopfschüttelnd gefragt haben: „Wo to'm Düwel hewwt de Lüde den Buern herrenohmen?"

Krüger, vormals Student der Theologie, als Mensch trefflich und liebenswerth, blieb der Gesellschaft bis zu seinem Tode (23. August 1750) als Schriftsteller wichtig; literarische Be-

Digitized by Google

fähigung wußte Schönemann zu schätzen, der am 24. Januar 1743 auch „den ersten guten Feierlichkeitsprolog" auf die Bühne bringen sollte (ein allegorisches Vorspiel zu König Friedrich's Geburtstage), welchem „Der Teufel ist los" (nach Coffey vom vormaligen preußischen Gesandten in London, Kasp. Wilh. v. Borck übersetzt) als erstes Singspiel epochemachend zur Seite stand. Trotz dieser Erfolge spielte die Gesellschaft schon im April 1743 vor leeren Bänken, und im Winter 1743—44 muß Schönemann um „Nachsicht wegen des abzuführenden Kanons" beim Armendirectorium einkommen. Doch hatte er inzwischen das preußische Generalprivileg für regelmäßige Stücke, besonders auch die Erlaubniß zum regelmäßigen Besuch der breslauer Messe bekommen, nannte sich nun „Director der preußischen privilegirten teutschen Schaubühne" und ordnete als solcher nach kurzem Aufenthalt in Breslau seine Kunstzüge so, daß er 1744 an der zweihundertjährigen Jubelfeier der Albertus-Universität zu Königsberg theilnahm. Vorher (20. Juli 1744) bat er den Magistrat von Danzig, dort „während des Domniks" (der Dominicusmesse) spielen zu dürfen, ward aber abgewiesen. Doch gab der preußische Resident der damals noch nicht Preußen angehörenden Stadt dem Principal einen Wink, wie der Bischof von Cujavien minder unerbittlich sein werde, und wirklich gestattete dieser, die Schauspielbude in der Vorstadt Schidlitz auf bischöflichem Grunde aufzuschlagen, der nun zum Freihafen ward, wo sogar während der Advents- und Passionszeit erlaubt blieb, was hundert Schritte davon die weltliche Obrigkeit streng untersagte. Das von Schönemann zum Jubiläum der königsberger Universität gegebene Vorspiel Krüger's: „Die mit den freyen Künsten verschwisterte Schauspielkunst" (Gottsched schloß damit 1750 seine „Schaubühne") geiselte die Ungastlichkeit des danziger Magistrats, gleichzeitig Königsberg und dem zum Feste erschienenen Gottsched starken Weihrauch streuend. Für diesen großen Reformator war Schönemann's und seiner Truppe Eintreffen ein so stark in die Augen fallendes Siegeszeichen, daß ein persönlicher Verkehr zwischen ihm und den Künstlern ganz sicher angenommen werden kann; Ekhof

Digitized by Google

hat dabei gewiß in erster Reihe gestanden. Wie dieser, würdigte auch Gottsched die Wichtigkeit einer Pensionsanstalt für die Schauspieler, und mit dem leipziger Professor bekannte der Bühnenkünstler: „Wir müssen den Franzosen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in unserer schweren Kunst unsere Vorgänger sind; daß sie es durch Zeit, Fleiß und Uebung zu einem ziemlichen Grade der Vollkommenheit gebracht. Deswegen haben wir uns nicht zu schämen, in ihre Fußtapfen zu treten.“ Treffend bemerkt Hagen: „Hätte nicht Gottsched darauf gedrungen, daß es anders werde auf dem entweihten Schauplatze, so würde Ekhof diese Ehre haben“; Ordnung, wie Gottsched, wollte auch er. Sie sollte den Stand heben, dem er voll Liebe, voll Stolz angehörte, den er heilig hielt wie den eines Predigers. Zeichnete doch Ekhof in eines Theologen Stammbuch den Spruch:

Freund, du und ich, wir lehren
Zwar an verschied'nen Orten,
Doch folget unsern Worten
Bei denen, die uns hören,
Nur stets erwünschter Segen:
Was ist am Ort gelegen?

Ward gegen die Ordnung gefehlt, so konnte sich Ekhof selbst auf der Scene vergessen; als Orbil in Hippel's „Mann nach der Uhr“ hat er einmal (wol im elften Auftritte, wo der „Magister“ sich seiner Ordnung rühmt) zu diesem heftig gesagt: „Ein ordentlicher Mann steckt seinen Degen fest!“ denn der glitt dem „Magister“ aus dem Gehänge.

Im besten Einvernehmen trennte sich 1744 Gottsched von Schönemann und den Seinen, die bis Ende Januar 1745 in Königsberg blieben; hier beginnt Ekhof's Verzeichniß der Schönemann'schen Wanderzüge. Der 1774 noch nicht aufgegebene Plan, eine Geschichte dieser Bühne zu schreiben, zu welcher bereits die werthvollsten Materialien beisammen waren, dürfte des Künstlers Feder geführt haben; leider blieb auch dieser Vorsatz unausgeführt. Ekhof's Aufzeichnungen kamen 1809 durch Reichard an Schröder, der diesen „Nachlaß des größten Decla-

Digitized by Google

mators" der Nachwelt überliefern wollte; 1819 erschien das soeben angeführte Verzeichniß als Anhang zu Meyer's Buche über Schröder. Es erhellt aus demselben, wie wenig noch die Mitte des vorigen Jahrhunderts geeignet war, auch der besten Schauspielertruppe Deutschlands irgendwo einen dauernden Aufenthalt zu gewährleisten; der Geschmack war schwankend und fiel noch oft ins Rohe zurück. Soll man sich wundern, wenn Schönemann, um nicht unterzusinken, am 9. September 1745 zu Braunschweig „auf dem Kaffeehause" der Tragödie „Oedipus" ein „verliebtes Schusterliesgen, nebst Arlekin" folgen ließ — neun Wochen nach Eröffnung des berühmten Collegii Carolini?

Am 14. Oktober 1745 war Schönemann (bis zum 9. April 1746) wieder in Breslau; von hier meldet die „Schlesische Zeitung", wie am 17. Januar 1746 die Gesellschaft zur Feier des Dresdener Friedens ein Vorspiel: „Der Sieg, ein Vater des Friedens und der Glückseligkeit", nach demselben aber „das ursprünglich teutsche Stück «Hermann» aufgeführet" habe; der Schauplatz, das Ballhaus in der Breitenstraße, war dabei illuminirt.

Um diese Zeit muß Ekhof Bräutigam gewesen sein; gedruckten ältern Angaben zufolge hätte seine Hochzeit mit Jungfer Georgine Spiegelberg 1746 in Stettin stattgefunden. Da Schönemann nur zwischen dem 10. April und dem 5. Juni des genannten Jahres, und nur dies eine mal in Stettin gewesen ist, so hätte sich das Datum von Ekhof's Trauung nothwendig ermitteln lassen müssen, wären jene alten Angaben zuverlässig. Den Versuch dieser Ermittelung habe ich nicht gescheut; ein Circular an sämmtliche Kirchenbuchführer in ganz Stettin (französisch- wie deutschreformirte und katholische nicht ausgenommen) ist in Bewegung gesetzt, mir aber von hoher geistlicher Stelle aus mit dem positiven Vermerk: „In Stettin ist die qu. Trauung nicht vollzogen" im Original wieder zugestellt, nachdem der Reihe nach von seiten jeder einzelnen Kirche notirt worden, wie das gesuchte Datum in den alten Traubüchern „nicht verzeichnet" sei. Allerdings beginnt das Traubuch der Gertrudkirche erst 1781; der angeführte, bestimmt lautende Vermerk läßt dies jedoch, als

Digitized by Google

anscheinend zur Sache nicht in Betracht kommend, durchaus bei seite. So fehlt denn jeder actenmäßige Nachweis, wann Ekhof seinen Ehebund mit der um vierzehn Jahre ältern Collegin geschlossen haben mag; gewiß ist nur, daß derselbe kinderlos blieb, gleich jenem Schröder's und Iffland's. Und wenn man auch nicht mit Meyer's kühner Conjectur die Worte in Ekhof's letztem Briefe an Schröder: „Ich habe das blutige Hemd der Dejanira getragen", auf des Künstlers Gattin bezieht, der sie schwerlich gelten, so ward diese doch durch ihre schon früh auftretende Schwermuth zur Plage von Ekhof's Leben. Als Schauspielerin hat er sie nach Möglichkeit gefördert; was sie war, ward sie durch ihn. Doch konnte selbst ein solcher Lehrer und Bildner ihr nicht die Ziererei abgewöhnen, welche sie gelegentlich ins Leben mit hinübertrug und die, außer Ekhof, allen bei Schönemann gebildeten Schauspielern anklebte.

Zuerst Anfang März 1747 kam Ekhof als junger Ehemann nach seiner Vaterstadt, zu der es ihn zeitlebens mit mächtigem Heimweh zog; damals übten noch jene beschränkten Kreise Anziehung auf ihn, denen er entstammte. Seine Nachmittage verbrachte er im Stephan Philipp Klapmeyer'schen Weinhause auf dem mittlern Steinwege, wo er etlichen Philistern und Bürgeroffizieren, wol guten Freunden seines Vaters, obenan saß, den Zusammenhang der Weltbegebenheiten aus den Zeitungen (sie waren damals zu Hamburg bekanntlich in großer Blüte) mit lauter Stimme erklärend. So blieb er unbekannt mit dem Tone der großen Welt, fand daher auch nichts Anstößiges darin, auf der Bühne kaum halb abgewendet mitten in der Rede auszuspeien — um so weniger, als noch 1760 ein hamburger Chronist von der jeunesse dorée der Hansastadt versichert: „ihr Sprudeln darf ein Nachbar zur Rechten und Linken nicht achten; nicht einmal der, so gegenüber sitzt." Dennoch fand man Ekhof bedeutend vorgeschritten; die „Staats-Actionisterei" verlassend, war er je länger, desto entschiedener zur Natur zurückgekehrt, und nur durch sein Spiel gewannen u. a. Holberg's Stücke in Hamburg Boden. Der „Bauer mit der Erbschaft" ward durch ihn Lieblingsstück der Einwohner, welche damals das Plattdeutsche noch

Digitized by Google

allgemein als Umgangssprache redeten; die kleine Posse blieb „Waare für den Platz", am 20. Juli 1747 ward mit ihr die Bühne geschlossen.

Als besondere Vergünstigung wurde es Schönemann gewährt, vom 14. September bis 17. October 1748 auf der Göhrde, dem Jagdschlosse Georg's II. von England im Lüneburgischen, vor diesem Könige abwechselnd mit französischen Acteurs spielen zu dürfen; hier kam Starcke, zeitweilig von der Bühne zurückgetreten, mit seiner jungen Gattin Johanne Christiane geb. Gerhard (geb. 19. Juni 1731) aufs neue zur Gesellschaft. Zwischen dieser bürgerlich ehrenhaften, künstlerisch tüchtigen Frau und Ekhof schlang die Zeit ein Band treuer Freundschaft; an einem ihrer Geburtstage sang der Kunstgenosse, ein begabter Gelegenheitsdichter, ihr zu Ehren:

Melpomenens Genie, Thaliens feinster Geist
Sind's, was die Welt in Dir vereint als Wunder preist.
Für unsre Welt wünsch' ich Dir, Freundin, langes Leben;
Die Nachwelt wird Dich doch noch zeitig g'nug erheben.

Und als ein Jahr später Christiane Starcke in einer tragischen Rolle glänzte, die mit dem Tode der dargestellten Person endigte (vielleicht „Miß Sara Sampson", worin die Künstlerin berühmt ist), schrieb Ekhof schalkhaft und verbindlich:

O Freundin! Vorig's Jahr wünscht' ich Dir langes Leben,
Und jetzo wünsch' ich Dir — den Tod! Man wartet drauf!
Du wirst, so oft Du stirbst, mehr Stoff zum Lobe geben,
Als mancher Andere im ganzen Lebenslauf.

Dies hübsche Talent zur Gelegenheitsdichtung pflegte Ekhof im Umgange mit Poeten von Beruf; bald nach dem Eintritt des Starcke'schen Ehepaars, 1749, machte er Chr. Fel. Weiße's Bekanntschaft, wenn auch nicht als Mitglied der Koch'schen Truppe, wie Weiße irrig erzählt. Mit Schönemann's Gesellschaft ist Ekhof im genannten Jahre dreimal in Leipzig erschienen; dieser Ort „interessirte den Principal jetzt so sehr", daß er „das kleine, aber bequeme Komödienhaus in Quandt's Hofe auf der Nikolaistraße" neu herrichten ließ, worauf er es

Digitized by Google

am 6. October 1749 mit Corneille's „Cinna" einweihte. Man fand die Gesellschaft „vorzüglich", und wenn Ekhof im besondern „auch damals noch nicht auf der vollen Höhe jener Kunst stand, zu der er später gelangte, so zeichnete er sich doch durch sorgsames Studium jeder Rolle und Natürlichkeit schon vortheilhaft aus". Sein reifes Urtheil, seine mannichfachen Kenntnisse machten ihn nach Weiße's Versicherung „zum gesuchten Gesellschafter, zum wünschenswerthen Beurtheiler von Werken des Witzes und des Geschmacks". Dies Lob ist um so werthvoller, als Weiße aus seiner Abneigung gegen Ekhof's Stand kein Hehl macht; „genauern Umgang mit dem gewöhnlichen Schlage der Bühnenkünstler" mied er ängstlich. Daß dieser zurückhaltende Mann sich dennoch mit Ekhof eng befreundete, ist eins der schönsten Zeugnisse für dessen sittlichen Werth.

Lange Zeit ließ Weiße „nichts für das Theater drucken, ohne Ekhof's Kritiken benutzt zu haben"; auch bei Gellert hat er wol den Künstler eingeführt, der durch ihn gelegentlich den Herrn Professor grüßen läßt. Jedenfalls war Weiße der Vermittler von Lessing's Bekanntschaft mit Ekhof; ebenso lernte dieser den angesehenen leipziger Patricier Chr. G. Winkler, Besitzer der stattlichen „Feuerkugel" und später berühmt als Gemäldesammler, durch jenen kennen.

Unterdessen hatte einer der bisherigen Collegen Ekhof's, der 1703 zu Gera geborene Gottfr. Heinr. Koch, 1749 von Schönemann (wie einst dieser von der Neuberin) sich losgesagt, um in Kursachsen selbst eine Bühne zu errichten; diese Nebenbuhlerschaft konnte dem ältern Unternehmer vorläufig gleichgültig sein, denn der seit dem 28. November 1747 souverän regierende Christian Ludwig II. von Mecklenburg, Schönemann's alter Gönner, wandte diesem abermals seine Gunst zu; am 21. Mai 1750 durfte in Rostock, dem vom Herzog zur Residenz erkorenen Orte, deutsches Schauspiel eröffnet werden; Christian Ludwig reiste eigens hin, um die Leistungen der Gesellschaft zu sehen. Sie müssen ihn befriedigt haben; im August 1751 ward bekannt gemacht: „Se. Durchlaucht habe die Schönemann'sche Truppe als Hofkomödianten mit anständigem Gehalt in Dienst genommen"; die

Digitized by Google

Zuschüsse stiegen bis zu 4000 Thalern jährlich. Die Sommermonate behielt Schönemann zu Reisen nach Hamburg frei.

Ekhof's Geburtsort und Mecklenburg — das sind nun die Gegenden, wo die durch Schönemann repräsentirte deutsche Schauspielkunst Unterhalt und Schutz fand in den nächsten sieben Jahren, welche für den Principal fette gewesen wären, hätte er zu wirthschaften verstanden. Doch je länger, desto weniger lag ihm das Werk am Herzen; ohne Ekhof, dem Schönemann nach und nach die meiste Arbeit überließ, möchte es wol schon früher aus den Fugen gegangen sein. Den Stamm des Repertoires bildeten jetzt J. El. Schlegel's Stücke, Lessing's Jugendwerke, Gellert's und Holberg's Lustspiele, daneben aber hauptsächlich die noch immer vielbeliebten Tragödien und Komödien der Franzosen. Die Wahl war im ganzen geschmackvoll, die Ausführung wird gelobt; auch Costüme und Decorationen gewannen, wozu Ekhof's Eingreifen das Seinige beitrug. Langsam drang reinerer Sinn für echte Kunst ins Publikum, obwol die Hamburger noch 1754 Schönemann so im Stiche ließen, daß er mit dem italienischen Operndirector Mingotti eine Verbindung einging. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht: die Schauspieler, Ekhof an der Spitze, erklärten es auf das bestimmteste für der Würde deutscher Kunst nicht entsprechend, neben welschen Operisten aufzutreten; die Bühne mußte wegen dieser vom edelsten Nationalstolz eingegebenen Arbeitseinstellung wiederholt geschlossen bleiben.

1754, am 25. October, ging übrigens in Hamburg zuerst jenes Stück in Scene, welches Lessing zu „Miß Sara Sampson" angeregt haben soll: „Der Kaufmann von London". Die Aufnahme war enthusiastisch; Ekhof's Barnwell — der junge „Kaufmannsdiener", welcher, verführt durch „Milwood, eine leichtsinnige Frauensperson", von Verbrechen zu Verbrechen taumelt und endlich gehenkt wird — sicherte dem Stücke nachhaltigen Erfolg. „Was ist durch Barnwell nicht von euch für uns geschehn!" rief die Principalin beim Scheiden (11. November 1754) dem Publikum in einer „Abschiedsrede" zu:

Digitized by Google

Lebt wohl! Vergeßt uns nicht! Wir sind dem Weinen nah;
Allein uns ruft ein Fürst! Die Abschiedsstund' ist da.

Dieser „Fürst" — Christian Ludwig — starb (für Schönemann zu früh) am 10. Mai 1756; bis dahin aber blieb sein Land des Theaters vornehmste Stütze; Mecklenburg erwarb sich damals um die Bildung des deutschen Geschmacks nicht geringe Verdienste. Denn mit dem Jahre, da Schönemann's Bühne hier Wurzel faßte und durch den Zuschuß des Hofes vom großen Haufen unabhängig ward, verbannte sie alle unregelmäßigen Stücke, welche sie bis dahin noch hatte beibehalten müssen: ein Reinigungsproceß, den besonders Ekhof beförderte. Auch der Einfluß feinsinniger Frauen trug zur Hebung des Schönemann'schen Unternehmens wie zur Bildung seiner Schauspieler bei; „unser Parterr hat vier fürstliche Damen", schrieb Ekhof nicht ohne Stolz 1756 an Weiße. Christian Ludwig's am 13. April 1748 verstorbene Gemahlin Gustave Karoline von Strelitz war schon früher die erste Pflegerin eines guten Geschmacks gewesen; namentlich hatte sie Ekhof's Begabung für tragische Rollen zeitig erkannt. Sie war es, die Schönemann einst aufforderte, diesem den (vom Principal selber gespielten) „Essex" abzutreten. Tödlich beleidigt, antwortete der eitle Mann: „Lieber will ich in der Festung Dömitz vier Wochen bei Wasser und Brot sitzen, als Ekhof meinen «Essex» überlassen"; worauf die Fürstin trocken bemerkte: „Nun, so werden Sie wenigstens mir erlauben, Sie in dieser Rolle nie wiederzusehen."

Gleich dieser erlauchten Frau nahm auch die Erbprinzessin Luise Friederike (von Würtemberg) und die Prinzessin Ulrike, Schröder's Pathin, nach der er Ulrich hieß, so lebhaft theil an der Bühne, daß beide für Schönemann Stücke aus dem Französischen übersetzten; gleichen Feuereifer widmete Herzog Christian Ludwig den theatralischen Belustigungen. Da zwei Tage nach Eröffnung der Bühne im Redoutensaale des schweriner Schlosses am 9. October 1750 Erbprinz Friedrich nebst Gemahlin und Prinzeß Ulrike von einer pariser Reise zurückkehrten, als eben die Vorstellung beginnen sollte, eilte der Fürst hin und holte die Damen noch in Reisekleidern ins Theater, damit sie

Digitized by Google

die neuen „Acteurs" sofort in Thätigkeit sähen. Gleichzeitig ließ er in Rostock ein Komödienhaus für Schönemann bauen, welches dieser am 11. Mai 1751 einweihte.

So viele Huld durch pomphafte „Festprologe" gelegentlich der Geburtstage in der Herrscherfamilie dankbar zu erwidern, war wol das Wenigste, was die Truppe thun konnte; Ekhof ließ es sich nicht nehmen, den Geburtstag des regierenden Herrn 1752 mit einem Vorspiel: „Das Denkmahl wahrer Größe", zu feiern, eine Arbeit, die ihn zuerst auch als Bühnendichter einführt. Eine theatralische Schülerin erhielt er 1754 an der Lauenburgerin Sophie Schulz, welche später den Schauspieler Boeck heirathete, den Ekhof gleichfalls ausgebildet hat.

Christian Ludwig's Tod setzte den freundlichen Beziehungen der Schauspieler zum mecklenburger Hofe ein Ziel; sein Nachfolger Friedrich („der Fromme") wollte Schönemann nicht ferner dulden. Inzwischen aber hatte die verhältnißmäßige Stabilität der Truppe eins der denkwürdigsten theatralischen Vorkommnisse reifen lassen, dessen Gründungsort Schwerin und dessen Urheber Ekhof war: nämlich die 1753 von diesem gestiftete Akademie.

Ihr Vorhandensein kennt man aus Reichard's Theaterkalender für 1779; dort stehen Bruchstücke der Satzungen. Hier folge ich der von Reichard benutzten Handschrift: „Journal der Akademie der Schönemann'schen Gesellschaft", welche aus Ekhof's Nachlaß in die herzogliche Bibliothek zu Gotha kam, als der ursprünglichen Quelle. Danach hat Ekhof am 28. April 1753 zu Schwerin an seine Collegen eine „Einladung" erlassen, worin es heißt: „Da die Gesellschaft alle 14 Tage Sonnabends nachmittags von 2 — 4 Uhr auf theatralische Dinge ihre Aufmerksamkeit zu richten entschlossen sei, so möchten die Mitglieder sich durch Namensunterschrift zu den Versammlungen sowie zu billigen Verfassungen verpflichten, die man in Betrachtung ziehen könne." Mit einer Ausnahme unterschrieb die ganze Truppe; am 5. Mai ward die erste Sitzung der Akademie gehalten, worin die anwesenden 5 Damen und 9 Herren Schönemann zum „Präses", Ekhof zum „Vicepräses", ersten „Lector" und „Pro-

Digitized by Google

positus" wählten. Hierauf wurden 24 Artikel („Verfassungen") verlesen und bestätigt;

Von diesen Grundgesetzen
Ist Keiner frey zu schätzen!

Die Mitglieder der Akademie saßen „nach der Anciennität" wie sie zur Truppe gekommen waren, auf einer Seite die Frauenzimmer, auf der andern die Männer. In der Mitte saß rechts der Präses, links der Lector; zwischen ihnen stand der Propositus, „solange er etwas vorzutragen hat". Versäumniß einer Sitzung, Trunkenheit oder Verspätung ward mit einer Geldbuße bestraft; ebenso wenn jemand „von Haushaltungs- oder sonst fremden Sachen" sprach. „Scharf bestraft" wurde „unanständiger Spaß, Privathaß, Sticheleien oder gar Heftigkeiten".

Seele des Ganzen war der Propositus. Vorlesung der zu spielenden Stücke, Erörterung der Hauptrollen, Erläuterungen über die Schauspielkunst überhaupt, endlich „bescheidene Anmerkungen über die Pflichten der Künstler im gemeinen Leben" — das waren die in den Sitzungen vorzunehmenden Hauptsachen, „alles ohne Entrüstungen noch Empfindlichkeit" und unter dem Verbot, die Vorgänge im Schoße der Akademie mit Nichtmitgliedern zu besprechen. „Anzuzeigen, daß in den Sitzungen von den Schauspielen beider Art gehandelt wird", lag ein Dolch und eine Maske „vor dem Präside auf dem Tische". Die Strafgelder sollten jährlich am Stiftungstage „auf anständige Art verzehret", der Rest nothleidenden Schauspielern, „die es würdig sind", überwiesen werden.

Am 19. Mai 1753 fand die erste Hauptsitzung statt, in welcher der „bis dahin verreist" gewesene „Herr Johann Bernhard Ekhof, senior," aufgenommen wurde; anscheinend ein untergeordnetes Glied der Gesellschaft, muthmaßlich ein Bruder Konrad's, vielleicht der „Lichterputzer", als welcher Ekhof's Vater angeblich bei Schönemann gedient haben soll, wofür sich aber durchaus keine Beweise gefunden haben. Binnen Jahresfrist fanden 28, nicht 30 Sitzungen statt, und ungeachtet der unternommenen sieben Reisen (nach Rostock, Schwerin, Hamburg, Schwerin, Wis-

Digitized by Google

mar, Schwerin, Hamburg) sehr regelmäßig, sodaß jede versäumte Sitzung nachgeholt ward. Trotz Reichard's willkürlicher Auswahl gibt sein Bericht von den Vorkommnissen bei der Akademie ein genügendes, wenn auch undurchsichtiges Bild; die Rede z. B., worin Ekhof auseinandersetzte: „Die Schauspielkunst ausüben, sei keine leichte Sache", ward am 2. Juni 1753 gehalten; erst am 30. Juni folgte jenes (von Reichard voraufgeschickte) würdige und ernste „Pro Memoria" des Propositus, aus dessen (bei Reichard fehlendem) Anfang hervorgeht, wie stumpfsinnig die Collegen Ekhof's den Bestrebungen des Trefflichen — sie nannten ihn spöttisch „den Schulmeister" — anfangs gegenüberstanden, ohne daß er sich dadurch abschrecken ließ. In diese Zeit fällt vielleicht die Entstehung des Stammbuchverschens:

Es sind viel Vögel, die haßen mich;
Ich bin ein Kauz, und acht' es nicht.

Nicht ohne Rührung kann man Konrad Ekhof, die Brust geschwellt von den heiligsten Idealen, im Kampfe sehen mit der Gemeinheit der ihn umgebenden Komödiantensippe. „Haben wir", redet er seine Collegen fast flehend an, „wol einen wichtigern Gegenstand als den Fortgang unserer Kunst? Sollte sie keine ernsthaften Betrachtungen verdienen — sie, die uns Unterhalt und Ehre verschafft?" — Immer wieder dringt Ekhof auf Ordnung und Pünktlichkeit; aus jedem seiner Worte leuchtet der hohe, fast priesterliche Sinn des Mannes hervor, der sein Leben der Kunst geweiht — nicht als einer melkenden Kuh, sondern als einem Ziele, des Schweißes der Edlen werth. Den ganzen Umfang dessen, was zur Bühne gehört, jegliche Seite der Schauspielkunst, sei sie literarisch-artistisch, ästhetisch-philosophisch oder praktisch-technisch, ja sogar die Obliegenheiten des Theatermeisters zieht Ekhof in den Kreis der Betrachtungen der Akademie; bestimmt wird auch: „kein Acteur oder Actrice soll mit beschmuzter Wäsche, befleckten Strümpfen oder unreinem Gesicht und Händen auf das Theater kommen". Nicht minder wird sittlich Unreines ausgeschieden: „wegen ausschweifender Aufführung dimittirt" finden wir am 25. August einen Schauspieler Berger.

Digitized by Google

So sucht Ekhof aus Erdklumpen Menschen zu bilden und ihnen von seinem göttlichen Feuer einzuhauchen.

Etwas besser, als nach Reichard's Darstellung zu vermuthen ist, scheint dies doch geglückt zu sein; am 30. März 1754 ward eine „außerordentliche Sitzung", am 15. Juni aber „als Zugabe zum alten Jahre" eine Sitzung in Hamburg gehalten, in der Ekhof eine kurze Rede — gleichsam einen Rückblick auf das bisher Verhandelte — mit der Aufforderung schloß: man möge den bisherigen Weg „in Begleitung der Vernunft mit sichern Schritten fortsetzen". Dann „wurde vom Herrn Ekhof senior Rechnung abgeleget" (er war seit dem 16. März interimistischer Inspector und hatte als solcher die Gelder zu verwahren), jedoch „die Niederlegung des Propositusamtes bis auf zukünftige Sitzung verschoben". Damit bricht die Handschrift ab, welche nur „Copia" ist; um so weniger beweist ihr Aufhören auch nur das Geringste für das Ende der Akademie. Gar nicht in der von Reichard benutzten Handschrift vorhanden ist auffallenderweise Ekhof's angebliche „Abschiedsrede": „Ich war Mensch und konnte alle die Hindernisse nicht voraussehen", die er „um diese Zeit" (wie Reichard im Widerspruche mit sich selber sagt) gehalten haben soll. Möglich, daß Ekhof seinem Amtsgenossen Aehnliches mündlich berichtet hat; keinesfalls ist jene „Abschiedsrede" von ihm „bei Niederlegung seiner Aemter in der Sitzung vom 15. Juni 1754" gehalten worden, denn in dieser legte Ekhof seine Aemter eben nicht nieder, so wenig, wie die letzte Sitzung, von der die „Copia" redet, auch die letzte der „Akademie" war. Diese war vielmehr ersichtlich in so gutem Zuge, daß Ekhof sein Schoskind schwerlich „erlöschen" ließ, obwol allerdings die Akademie kaum über die Grenzen der Schönemann'schen Gesellschaft hinausgriff, und diese endigte am 2. December 1757 zu Hamburg, nachdem am letzten Mai zuvor ihr Hauptacteur, Ekhof, nach siebzehneinhalbjähriger Mitgliedschaft sie verlassen hatte.

Christian Ludwig's II. Ableben scheuchte Schönemann zunächst nach Hamburg, wo er am 9. Juni 1756 die Bühne beim Dragonerstall eröffnete; am 6. October zuerst gab er Lessing's

Digitized by Google

epochemachendes Drama „Miß Sara Sampson", worin Ekhof als Mellefont bewundert ward. Vielleicht regte Lessing's kurze Anwesenheit in Hamburg die Aufnahme dieses Werkes an; jedenfalls verkehrte der Dichter viel mit Ekhof, den er damals persönlich kennen und bald schätzen lernte. Weiße hatte dem Freunde einige Stücke für den bühnenkundigen Schauspieler mitgegeben, der sie mit Lessing gemeinsam beurtheilen sollte; wenn dies Zusammenwirken auch durch verspätetes Eintreffen des Koffers mit den Dichtungen scheiterte, so hatte Ekhof dennoch großen Gewinn durch Lessing's Umgang wie durch dessen Kritik der Vorstellungen; „wo er mir nicht geschmeichelt hat", schreibt der Künstler an Weiße, „so ist er mit meinem Spiele ziemlich zufrieden gewesen." Nach Lessing's Abreise beurtheilte dann Ekhof allein die Stücke Weiße's, wobei er den merkwürdigsten Feinsinn bethätigte; schon seine Zergliederung des „Triumph der Unschuld" (Brief an Weiße vom 26. Februar 1756) war so kunstverständig und liebevoll eingehend gewesen, daß Weiße Ekhof's Briefe mit Recht Zeugnisse rühmlichster Vorzüge nennen durfte.

Am 18. November 1756 schuf Ekhof eine neue Glanzrolle: den Spieler „Beverley". Auch in Lübeck, wo die Truppe am 3. Januar 1757 zu spielen begann, erntete er vorzüglichen Beifall, sodaß J. Chr. Brandes, der damals zur Bühne ging, in ihm sein nachahmungswürdigstes Muster sah. Den Kritiker Ekhof schätzte Brandes ebenfalls; noch 1767 sandte er ihm seine „Miß Fanny" zur Beurtheilung. — Ostern 1757 kehrte man nach Hamburg zurück; die Zuschauer fanden jetzt die Gesellschaft „der Vollkommenheit nahe" — ein Ergebniß der Mühen Ekhof's, dem Schönemann, voll untheatralischer Neigung zum Pferdehandel, die ganze Directionslast aufgebürdet hatte. Hier, als „Unterprincipal" des Unternehmers, machte Ekhof seine ersten praktischen Studien als „dirigirender Oberregisseur", zu dem er geboren war. Doch nur aufhalten, nicht abwenden konnte sein Arbeitseifer den Ruin Schönemann's, der als Pferdeliebhaber dreifach zusetzte, was die Kunst ihm eintrug, sodaß er die Gagen unpünktlich zahlte, ja zuletzt, um zu sparen, Mitglieder plötzlich entließ — darunter Ekhof's Schwägerin,

Digitized by Google

Madame Steinbrecher. Dies verstimmte Ekhof's Frau, welche ohnehin misvergnügt war, weil sie nicht genug beschäftigt wurde; im Conflict aller dieser Trübseligkeiten forderte und erhielt Ekhof seinen Abschied „zum großen Bedauern der sein Meisterspiel vermissenden Hamburger". Ein dankbares Nachwort widmete noch 1802 J. H. F. Müller dem Künstler, dessen „redlicher, uneigennütziger Leitung, unermüdeten Geduld und freundlichen Zurechtweisung" er eingestandenermaßen sehr „glückliche Fortschritte" verdankte; leider kam Müller erst zu Schönemann's Gesellschaft, als deren Auflösung schon nicht mehr fern war. Von den vielen Schülern Ekhof's ist er einer der wenigen, welche über dessen Unterricht Aufzeichnungen hinterlassen haben; mit Wärme hebt er hervor, wie er infolge der Lehren des Meisters „von Tage zu Tage mehr gefiel"; offen bekennt er, wie er „früher gereift und brauchbarer geworden" wäre, hätte er diese Lehren „nur noch ein Jahr benutzen können". Angeblich war der echte Name dieses Müller, der noch 1776 in Gotha wieder mit Ekhof zusammentraf, Schröter; den Schröters der deutschen Bühne passiren aber merkwürdige Verwechselungen; einen von ihnen, der in der betreffenden Zeit zu Danzig spielte und sein „Aschchen" (wie er seine Frau nannte) erst 1760 heirathete, übrigens Ekhof's College einmal war, dichtet Ed. Devrient der berühmten Corona Schröter, die als Hautboistentochter am 14. Januar 1751 zu Guben geboren ist, als Vater an.

Ueber Lübeck (wie statt Lüneburg richtig zu sagen sein wird) ging Ekhof — zu Schiff — nach Danzig; kurz nach seinem Scheiden aus der Vaterstadt verlor er seine dort zurückgebliebene Schwiegermutter durch den Tod. Den zur Adventszeit eintretenden Verlust der schätzenswerthen Schönemann'schen Truppe (deren bisheriges Haupt als Rüstmeister nach Schwerin ging, wo er, ein Frömmler und Trunkenbold, am 16. März 1782 starb) bedauerten einsichtige Hamburger lebhaft genug, um den Versuch zu machen, die Trümmer derselben beisammenzuhalten; zur Leitung schien ihnen nur Einer geeignet: Ekhof. An ihn ward von Kunstfreunden geschrieben; der Brief traf ihn bei Franz Schuch's Gesellschaft, wo er sich nicht behaglich fühlte, obwol

Digitized by Google

er als erster Stern der Truppe glänzte. Die Hälfte des Repertoires bestand aus extemporirten Burlesken, worin der „zum Hanswurst recht geborene" Principal glänzte; hatte sich nun auch Ekhof ausdrücklich bedungen, nur in regelmäßigen Stücken aufzutreten, so war doch unter diesen ebenfalls die Zahl der Lustspiele stark überwiegend, und nur „wenig Hauptrollen" hatte er geben können. Dennoch nennt ihn die mir vorliegende „Critische Nachricht von der Schuchischen Schauspielergesellschaft" (Danzig, 1758) einen „Meister" und gibt ihm jenes warme Lob, welches Reichard noch 1779 in seinem „Theaterkalender" sich aneignete, ohne die Quelle zu verrathen. Eben diese nennt auch Ekhof's Frau — die nur „von ihrer Brust nicht gehörig secundirt" werde — eine „große, ihre Nebenbuhlerinnen hundertfach übertreffende Actrice". Kein zweiter Bericht über Ekhof's Lebensgefährtin, Schülerin und Kunstgenossin von annähernder Bedeutung ist uns erhalten; um so berechtigter ist hier die Wiedergabe. „Noch nie (sagt die „Critische Nachricht") habe ich eine Schauspielerin gesehen, die Madame Ekhof gleichkäme. Sie kommt allem, was man nur von ihr fordern könnte, zuvor; und nicht genug, daß sie alle Fehler vermeidet, so ist ihre Action auch die schönste und angenehmste von der Welt. Die Natur hat nichts unterlassen, sie fürs Theater zu bilden, und sie vergißt nichts, sich durch Kunst und Wissenschaft noch größer zu machen. Ihre Gesichtsbildung ist edel, und ob sie gleich die jüngste nicht, ist sie dennoch die reizendste in der Schuchischen Gesellschaft. So fähig ihr Gesicht ist, die verschiedensten Affecte auszudrücken, so vergißt sie auch nichts, dieses Vortheils sich zu bedienen. Ihre Stimme ist musikalisch und angenehm. Gewiß! Die blöden Köpfe, die nicht verstehen können, was Pope, Prior, Klopstock, Uz und andere große Dichter mit einer silbernen Stimme sagen wollen, dürfen nur Madame Ekhof hören, und ihre eigene Erfahrung wird sie es bald lehren. Sie spielt stets mit Einsicht und mit Gefühl. Ihre Stellung ist edel und angenehm; ihre Modulation fein, richtig und zärtlich; ihre Bewegungen frei, wahr und regelmäßig. Die kleinen Nuancen, die in jedem Gedanken liegen, beobachtet sie auf das feinste; jeder

Digitized by Google

Ton ist wohl gewählt und jeder Accent richtig. Ihre Declamation ist, wie ihres Mannes seine, untadelhaft; sie hat aber noch den Vorzug einer einnehmenden Delicatesse, die von der Stimme selbst herfließt. Keine Feinheit entwischt ihr; sie kommt allen auf die Spur und erschafft in den leeren Stellen selbst welche. Sie muß nothwendig gefallen, weil sie nach Kunst, und rühren, weil sie nach Gefühl spielt. Ich kann unmöglich zu viel zu ihrem Lobe sagen. Sobald man sie sieht, muß man sie bewundern, und sobald man sie hört, wird man bezaubert. Und wenn ihre Rolle auch nur aus drei Worten bestehen sollte, würde sie doch darin mit Ruhm bemerkt werden. In Mädchen, Heldinnen, Müttern und Liebhaberinnen hat sie gleiche Stärke und spielt diese alle vollkommen, insofern sie mit ihrem Alter nicht streiten. Sie ist eins von den großen Genies, die, wenn sie sich einer Kunst widmen, dem idealisch vollkommenen Bilde gleichkommen und Muster abgeben, von denen man sicher Regeln abstrahiren kann, obzwar auch diese großen Genies einige Fehler haben können, die aber von unzähligen Schönheiten überschattet werden. Deutschland hat in Wahrheit Ursache, stolz zu sein auf Madame Ekhof, und zwei oder drei gleich große Actricen würden uns den Ruhm bringen, den gleich große Actricen dem pariſiſchen Theater gebracht haben."

Nur Einen Sonnenstrahl von so hellem Glanze kann der Biograph auf Ekhof's Gattin fallen lassen; doch er genügt, die Künstlerin aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzuheben, das sie bisher umgab. Zeitgenossen muß dies Urtheil als vollgültig erschienen sein, wenigstens ward es noch 1783 durch fast wortgetreuen Nachdruck wiederholt, ohne daß man jedoch die Quelle nannte.

Am Schlusse seines Schriftchens bringt der danziger „critiſche" Beobachter die „betrübte Nachricht" des Abgangs beider Ekhof; der Künstler hatte die ihm von Hamburg aus gebotene Hand ergriffen und war nach nur achtzehnwöchentlichem Wirken bei Schuch schon im Advent 1757 wieder in seiner Vaterstadt, wo er sich mit Starcke und dem Balletmeister Mierk zur gemeinsamen Leitung der bisher Schönemann'schen Truppe verband. Mit wirklich geleisteten,

Digitized by Google

nicht nur „angebotenen" Vorschüssen hamburgischer Kunstfreunde ausgerüstet, begann das mühselig zusammengehaltene Häuflein seine Vorstellungen am 6. Januar 1758 in Kiel zum „Umschlag", der Messe, welche großen Fremdenzufluß brachte. Man nahm die Leistungen der Gesellschaft achtungsvoll, ja mit Wärme auf, obwol Garderobe und Decorationen vollständig fehlten; meist ließ daher Ekhof nur Stücke spielen, zu denen die gewöhnlichen Kleider der Acteurs genügten, während dem Mangel an Decorationen durch farbige Papiertapeten nothdürftig abgeholfen wurde — eine gelbe stellte alle „Zimmer", eine grüne „Feld" oder „Wald" dar.

Diese primitiven Verhältnisse waren auf die Dauer unhaltbar; als der „Umschlag" Anfang Februar endete, sanken die (anscheinend unter die Mitglieder vertheilten) Einnahmen so tief, daß man nach Lübeck zu gehen beschloß. Von hier aus wandte sich Ekhof, wie vor ihm, doch ohne Erfolg, schon Starcke gethan, an seinen ehemaligen Collegen Heinr. Gottfr. Koch, der seit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges (1756) seine Gesellschaft entlassen, aber die Garderobe und Maschinerien behalten hatte; diesem in Leipzig privatisirenden Haupte ohne Glieder trug er die Glieder ohne Haupt an. Koch, vielleicht erwägend, welche Kraft mit Ekhof für ihn gewonnen würde, griff jetzt zu, und so war beiden Theilen geholfen. Ende April 1758 befand sich der neue Principal der alten Truppe in Lübeck.

Er nahm das Personal in festen Sold, vervollständigte es durch einige wackere Künstler, gab zur Erzielung eines Zusammenspiels in Lübeck noch einige Vorstellungen und brach dann nach Hamburg auf, wo er im Opernhause am Gänsemarkte seine Vorstellungen im Mai 1758 begann. Wie wichtig Ekhof für Koch war, erhellt daraus, daß des Künstlers Schwägerin Steinbrecher (nebst Tochter) sogleich wieder engagirt ward; als Lehrer widmete sich Ekhof besonders dem jungen, in Liebhaberrollen brauchbaren Herlitz, und das Ganze lag ihm so am Herzen, daß er gelegentlich sogar Maschinisten- und Inspicientendienste that, „in der Coulisse verspätete Actricen ins Glied rief" u. s. w. „Ekhof war bei Koch alles!" lautet Löwen's ohne Zweifel aufrichtige Versicherung.

Digitized by Google

Fünf Jahre lang blieben nun die Hansastädte Hamburg und Lübeck die Hauptstützpunkte dieser „Königl. Pohlnischen und Churfürstl. Sächsischen Hof-Komödianten". Koch's Repertoire bewegte sich im ganzen auf niedrigerm Niveau, als das Schönemann'sche; der neue Unternehmer huldigte dem Wechsel, der Buntheit, dem Grellen. Zwischen den Aufzügen Lessing'scher Dichtungen italienische Intermezzisten auftreten zu lassen, schien ihm keine Entweihung; in Lübeck durfte Voltaire's „Zayre" ein „Brettschneider"-Ballet folgen, während vordem unter Ekhof's Aegide erklärtermaßen nur „moralische Stücke" gespielt worden waren. Gingen trotz aller Kunstgriffe die Geschäfte schlecht, so ließ Koch seine Schauspieler zuerst darunter leiden; Entbehrlichen kündigte er plötzlich, andere setzte er auf Halbsold.

Als „unentbehrlich" galt wol, je länger, desto entschiedener nur Ekhof, der jetzt auch nachhaltig für neue Stücke zu sorgen begann und Gelegenheitsdichtungen lieferte. Die dramatischen Arbeiten des Bühnenkundigen waren willkommen und blieben es wol zwei Jahrzehnte lang; höhere Bedeutung haben sie nicht; ihr Nachweis ist schwer, weil sie ohne Namen erschienen. Den Beginn machte, 1753, die Uebersetzung von de la Chaussée's „Mütterschule", welche Schönemann auch in die von ihm veranstaltete Sammlung der bei seiner Bühne gegebenen Stücke aufnahm; noch 1768 ist sie zu Hamburg (mit Ekhof als Argant) gespielt worden. Die inzwischen vorgeschrittene Kunst der Verdeutschung ließ damals die funfzehn Jahre alte Arbeit „nicht correct genug" erscheinen; „man wird in vielen Stellen den ängstlichen Uebersetzer und einen Mann gewahr, der die Sprache, worin er übersetzt, ebenso wenig ganz in seiner Gewalt hat, als die Sprache, woraus er übersetzt. Wir haben inzwischen hundert schlechtere prosaische Uebersetzungen als diese."

Aus dem Jahre 1757 (Vermerk Ekhof's) liegt mir vor: „Das Blinde-Kuh-Spiel"; nach Dancourt. Es ist ein kurzes Nachspiel, worin es sich um einen geprellten Alten handelt, dessen junge Mündel (die jener freien will) mit einem ihr an Jahren gleichen Liebhaber entflieht. Das Ganze, weder neu noch fein, ist dadurch merkwürdig, daß „Mathurin, Gärtner von Herrn

Digitized by Google

Robinot", die niedrigkomische Figur des Stücks, ein handfestes „Hämborger Plattdütsch" spricht, obwol Ekhof die Handlung nicht aus Frankreich weg verlegt, sondern die französischen Eigen- und Ortsnamen, wie Bourgenville u. s. w., beibehalten hat.

Unglücklich gewählt scheint auch „Die wüste Insel" gewesen zu sein, in Ekhof's Uebersetzung zuerst am 21. Januar 1762 auf Koch's Bühne dargestellt; das Original wenigstens ward schon 1758 von der Bibliothek der schönen Wissenschaften sehr abfällig besprochen. Antheil hatte Ekhof ferner an der zu Hamburg gedruckten Uebersetzung des „Verlorenen Sohn", wie an einer gereimten Bearbeitung von Destouches' „Verheirathetem Philosophen"; letztere hatte nach Lessing's Urtheil „wirklich viele glückliche Verse, aber auch viele harte und unnatürliche Stellen". Bescheiden genug, von seiner Unzulänglichkeit als Schriftsteller durchdrungen zu sein, nahm er seine bereits einstudirte Uebersetzung von Diderot's „Hausvater" zurück, als die Lessing'sche erschien. Etliche von Ekhof übersetzte Stücke blieben Handschrift, wurden aber oft aufgeführt; ein ihm (auch von Devrient) zugeschriebenes Lustspiel „Die Freimaurer" kommt jedoch nicht auf seine, sondern auf H. A. O. Reichard's Rechnung. In Beziehung auf zwei seiner Stücke besitzen wir Gelegenheitsgedichte von Ekhof; er besang Madame Starke, als sie in der „Wüsten Insel" die Constanze gespielt, und er besang sie, als sie am 18. März 1756 zu Schwerin zum ersten male die Marianne in der „Mütterschule" übernommen hatte.

Freundlicher als Ekhof der dramatische Dichter stellt sich der Verfasser hübsch gedachter Theaterreden dar; die „Sammlung theatralischer Gedichte" (Leipzig 1776) bringt von ihm einen schwung- und würdevollen „Prolog bei Eröffnung der Vorstellungen zu Lübeck" (2. October 1758), sowie eine „Rede, den 5. October 1759 in Hamburg gehalten". Ekhof, der Hamburger, ließ sich vor dem Parterre seiner Vaterstadt zum Lobe des Senats folgendermaßen vernehmen:

Gepriesne Väter, euch, die ihr von dem Geschicke
Zu Hamburgs Wohl ersehn, und jedem Fleiß zum Glücke:

Digitized by Google

Euch danket ehrfurchtsvoll durch mich die Schauspielkunst;
Ihr schützt auch unsern Fleiß, und schenkt uns eure Gunst!
Kein hartes Schicksal kann die Hoffnung unterdrücken:
Wen Hamburg schätzt und liebt, den weiß es zu beglücken.
Voll dieser Zuversicht, strebt unser Fleiß allein,
Ihr Gönner, eurer Huld beständig werth zu sein.
Ihr habt uns großmuthsvoll den Beifall oft geschenkt;
O, seht aus Aug' und Blick, was hier mein Herze denkt!
Laßt uns auch fernerhin, so wie bisher geschehn,
Ihr Gönner, eure Gunst vor unserm Schauplatz sehn;
Mit unermüdetem, verdoppeltem Bestreben
Wird unser Fleiß, durch euch gestärkt, sich Mühe geben.

Wärme und Mangel an hohler Phrase berührt bei dieser Rede wohlthuend; unschwer erhellt, daß Ekhof jetzt die Gesellschaft der Klapmeyer'schen Weinstube nicht mehr ausschließlich aufsuchte, sondern dieselbe mit geistreichern Kreisen zu vertauschen strebte. In der That gehörten Köpfe wie der mit Ekhof schon länger befreundete Löwen, ferner Bode, der einsichtsvolle Wessely, ja gelegentlich Lessing selbst zu seinem intimen Umgange; diese Männer hielten mit Koch und dessen ersten Schauspielern regelmäßige Abendversammlungen, welche unter befruchtendem Gespräch über Kunst und Bühne verflossen; auch war es während der nächsten Jahre von Ekhof's Aufenthalt in Hamburg — die nun in zusammenfassender Darstellung betrachtet werden müssen —, wo er seine Sonntage gewöhnlich „bei dem angesehenen hamburger Banquier S — n" (wol Kaufherr Lüppe Siemsen; Firma Peter Siemsen u. Co.) zubrachte. Dort liebte man ihn als Sohn und Bruder, lud ihn regelmäßig zu Tisch und ehrte ihn durch eine Extraschüssel. Die Unterhaltung betraf meist die Vormittagspredigt, welche Ekhof, ein fleißiger Kirchengänger, selten versäumte. „Er hatte Religion und besuchte die Kirchen ebenso wol aus einem Bedürfnisse seiner Empfindungen als wegen der Sitte der damaligen Zeit", betheuert Iffland. Auch bei den Kirchenmusiken Telemann's, welche dieser um das Jahr 1760 allsonntäglich zur Erbauung Andächtiger ausführte, fehlte Ekhof nie; mit Entzücken lauschte er den ergreifenden Klängen der Orgel. Jünglinge von Geist und Geschmack suchten seine Bekanntschaft, ein

Digitized by Google

Streben, welchem selbst sehr sittenstrenge Aeltern nichts in den Weg legten, denn Ekhof's rechtlicher Wandel, seine Lernbegier, Anspruchslosigkeit und Zuvorkommenheit machten ihn sogar Dienern am Worte Gottes, wie dem würdigen reformirten Prediger Pierre Jean Géraud (den Ekhof stolz „seinen Freund" nennen durfte) und dem allbeliebten Archidiakonus zu Sanct-Petri, Karl Johann Heise, so verehrungswerth, daß beide den „Komödianten" oft und gern unter ihrem gastlichen Dache sahen, obwol der berühmte Streit über die Sittlichkeit des Schauspiels, den Goeze, Schlosser und Nölting 1769 erbittert ausfochten, sozusagen schon in der Luft liegen mußte. Ebenso gehörte Hermann Samuel Reimarus zu denen, welche Ekhof dem Menschen sich förderlich erwiesen; etlichen Gelehrten und Kaufleuten, die sich in einem Gartenhause vor dem Dammthore einzufinden pflegten, schloß auch Ekhof sich an und lauschte begierig den Erörterungen des gern docirenden Gymnasialprofessors, der philosophische und religiöse Dinge als „vernünftiger Verehrer Gottes" zu besprechen liebte. Den Kaufleuten und Gelehrten, welche Reimarus später regelmäßig bei sich versammelte, gesellte er Ekhof bei, dem sonach die ersten Kreise Hamburgs nicht mehr verschlossen waren; aus dem Verkehr bei Reimarus entwickelte sich die „Patriotische Gesellschaft". Auch Ekhof's vormaliger Kunstgenosse, der nunmehrige Tapetenfabrikant Bubbers, hielt für die Mitglieder der hamburgischen Bühne offenes Haus; der Postmeister Meyer, der Satiriker Dreyer und Lessing gingen bei ihm aus und ein. Rege Beziehungen unterhielt Ekhof ferner zu dem Druckereibesitzer und Verlagsbuchshändler Mich. Christ. Bock, die sich noch enger knüpften, als aus dessen Officin und Verlage 1766 die Zeitschrift „Unterhaltungen" hervorging. Allerdings wurde Ekhof, der bei seiner knappen Gage (er bezog jetzt jährlich 300 Thaler, theilweise in Theaterbillets, die er durch Zwischenhändler auf der Straße erst in Baar umsetzen ließ) jede Ausgabe erwägen mußte, erst Ende 1767 Abonnent des Unternehmens, aber schon zum Augustheft 1766 lieferte er als „gefälliger Freund" eine Beschreibung des neuen hamburger Theaters; zum Februar- und Märzheft 1767 gab er die Ver-

Digitized by Google

zeichnisse der unter Ackermann's Direction gespielten Stücke. Er war gebeten worden, kritische Notizen über die Aufführung hinzuzufügen — eine Verführung zum Eigenlob, welche Ekhof voll Noblesse als „ihm nicht wohl anstehend" entschieden abwies; „das Urtheil komme den Zuschauern zu". Als Angehöriger des um die „Unterhaltungen" sich gruppirenden Kreises spann Ekhof seine unstreitig schon aus viel früherer Zeit datirende Bekanntschaft mit Daniel Schiebeler eifrig fort; zunächst in Göttingen, dann 1766, als Schiebeler in Leipzig studirte, brieflich; folglich bestimmt wiederum persönlich nach dessen Rückkehr in seine Vaterstadt, Ostern 1768. Auch einen andern Hauptmitarbeiter der aufblühenden „Unterhaltungen", Velthusen (wol Joh. Peter, später Herausgeber des „Hannöverschen Magazins"), zählte Ekhof 1766 zu seinem Umgange, nicht minder immerfort J. J. C. Bode. Von diesem ist bemerkenswerth, daß er seit 1761 Freimaurer war und als solcher mit dem berühmten Wundarzte Carpser intim verkehrte, dessen Haus einen Vereinigungspunkt der hamburgischen Schöngeister und witzigen Köpfe bildete; Carpser war zugleich Provinzial-Großmeister der Loge Absalom. Möglich, daß durch diese Verbindungen Ekhof's — in Hamburg erfolgter — Zutritt zum Freimaurerbunde bewirkt und er schon dort und um die Mitte der sechziger Jahre mit dem Zeitungsredacteur Joh. Wilh. Dumpf bekannt wurde, der später zu seinen gothaischen Freunden zählte und mit dem er daselbst 1774 eine Loge stiftete. Ein anderes Haus, das sich Ekhof in Hamburg gastlich öffnete, war das des Bankbuchhalters Dietrich Wilhelm Kummerfeld, der am 12. April 1768 die von Ekhof stets hochgeschätzte Schauspielerin Karoline Schulze heirathete. Endlich pflegte der Künstler mit Vorliebe seine Beziehungen zu Chr. D. Ebeling, dessen erste Bekanntschaft höchst wahrscheinlich in Göttingen und durch Schiebeler gemacht, aber in Leipzig, dann also auch in Hamburg treu gepflegt wurde, wohin Ebeling Ostern 1769 als Lehrer an Büsch's Handlungsakademie übersiedelte. Ekhof's Briefe an Ebeling, lehr- und inhaltreich, beweisen außerdem, daß der Künstler auch Eschenburg's „würdige Bekanntschaft" machte, der die „Unterhaltungen" zu Anfang redigirte. Rechnet man zu diesen vielen bedeu-

Digitized by Google

tungsvollen Namen, von denen kein einziger auf müßiger Conjectur beruht, noch den bedeutendsten: Lessing, dann erhellt, wie man sich Konrad Ekhof während jener ganzen Zeit, da er als Mitglied der Koch'schen, Ackermann'schen, zuletzt der Seyler'schen Gesellschaft die höchste Staffel seiner Künstlerschaft erklomm, zu Hamburg auch durchaus im vertrauten Verkehr mit den geistig wie gesellschaftlich hervorragendsten Männern, und als emsigst bedacht auf seine geistige Bildung vorstellen muß. Hatte doch seine Lernbegierde ihn schon 1756 veranlaßt, die Winterabende, an denen die Bühne geschlossen war, zum Studium des Englischen zu verwenden; er war willens, „The art of acting" zu verdeutschen. Im Französischen und in der Aesthetik bildete er sich fort durch Vertiefung in Bielfeld's „Progrès des Allemands dans les sciences", eine Schrift, welche als theilweise theatergeschichtlichen Inhalts so sehr in Ekhof's Fach schlug, daß, wie er Gottsched's für dies Gebiet hochwichtige Sammelwerke eifrig las, er auch den Abschnitt aus dem „Progrès" übersetzte, der vom deutschen Theater handelt. Die Arbeit trat 1780 ans Licht. Wichtige Vorfälle der deutschen wie der ausländischen Bühne stets wachsam beobachtend, sammelte er rastlos Materialien zu einer Geschichte der deutschen Schauspielkunst; besonders tauchte er tief hinab in deren local-hamburgische, an denkwürdigen Zügen überreiche Vergangenheit. Ohne seine grundlegenden Mittheilungen vom 14. November 1765 und 7. März 1766 wäre Löwen's Theatergeschichte ziemlich werthlos; der schlaue Literat fühlte seine Unsicherheit so gut, daß er Ekhof's umfangreiche Briefe wörtlich aufnahm, doch ohne die Quelle anzugeben. Den wahren Sachverhalt 1781 klarzustellen und Ekhof das ihm allein gebührende Verdienst um fast unsere ganze gegenwärtige Kunde der ältern Bühne ungeschmälert zuzuweisen, machte sich Reichard zur Pflicht, der auch 1779 im Auszuge, 1781 „auf Wunsch" vollständig jenen „ersten deutschen Hamlet" veröffentlichte, welchen er als theatralische Seltenheit ersten Ranges von Ekhof aus dessen beträchtlichem Vorrathe denkwürdiger Handschriften aus dem entferntesten Zeitalter des vaterländischen Schauspiels erhalten hatte. Ohne Ekhof wüßten wir schwerlich von einem

Digitized by Google

Gegenstande, dessen sich inzwischen die Forschung in hervorragender Weise bemächtigt hat, zuerst wol durch *r (W. G. Becker ?) in der „Zeitung für die elegante Welt", 1827, vom 10. März und 20. April. Ekhof's Handschrift schien 1847 im Original wieder aufzutauchen, doch hat sich deren Spur abermals verloren, obwol Prutz ihr in Nr. 1 seiner „Hamburger Dramaturgische Blätter" eifrig folgte.

Wie mit Ebeling und Löwen, so correspondirte Ekhof auch mit Weiße eifrig fort; aus einem noch ungedruckten Briefe des Künstlers an diesen lernen wir 1761 „Herrn Cornet von Gerstenberg", den damals in dänischen Diensten stehenden Dichter, als guten Bekannten Ekhof's kennen; beide verkehrten freundschaftlichst, als Gerstenberg in Altona verweilte, und häufig genug scheint dieser Ekhof's bescheidene Wohnung am Pilatus-Pol beim Lieutenant Singelmann besucht zu haben. Eben jener Brief nennt „Herrn Greichauff" als Freund Ekhof's, d. i. Franz Wilh. Kreuchauff, zubenamst „der Schöne", ein geborener Leipziger, Kaufmann und eifriger Kunstsammler. Infolge der Unruhen des Siebenjährigen Kriegs war er nach Hamburg gegangen, wo er sich ganz den Künsten und schönen Wissenschaften widmete. Für die Bühne, deren in- und ausländische Verhältnisse er genau kannte, bewies er gründliche Einsicht, trat auch als Bearbeiter französischer Schauspiele auf und lebte der Kunst wie deren Jüngern auch nach seiner 1764 erfolgten Rückkehr nach Leipzig. Seine Ermittelung als Bekannter Ekhof's ist in hohem Grade wichtig, denn Kreuchauff stand in Leipzig zu Thomas Richter, Gottfr. Winkler, Oeser (der Schauspieler oft malte), Bause (der diese Bilder in Kupfer stach) und andern in so engen Beziehungen, daß man überzeugt sein darf, Ekhof war auch an der Pleiße, wie am Ausfluß der Elbe, gerngesehener Gast in den besten Häusern, worauf ja auch seine Bekanntschaft mit Gellert deutet. In den Lebensschilderungen der hierher gehörenden Männer begegnet man denselben Freundesnamen immer wieder, und so liegt der Schluß nahe, daß alle jene, welche der Kunst huldigten, einen engen Verein bildeten, dessen Glieder den regsten Verkehr unter sich erhielten.

Digitized by Google

Das erwähnte Schreiben Ekhof's an seinen „liebsten Freund" Weiße (Hamburg, 6. Juli 1761) fragt zunächst dringend nach dessen Befinden, bittet um Nachricht darüber und fährt dann charakteristisch fort: „Zur Wiedervergeltung will ich Ihnen alsdann auch einen langen, langen Brief von unserm bisherigen Schicksale schreiben. Ihr «Richard III.» hat hier einen besondern Beifall, so wie er es verdient. Er und der «Codrus» beneiden sich. Ich habe mehr als einmal auf den Kaffeehäusern oder in Gesellschaften gehört, wenn jemand den «Richard» zuerst gelobt hat, daß ein anderer darauf versetzte: «Ja, aber Codrus ist auch schön!» Und ein ander mal, wenn zuerst zum Vortheil des Codrus gesprochen wurde, man ausrief: «Aber Richard! Was sagen Sie davon?» Ich habe in meinem letzten Briefe damals (im November 1759) versprochen, Ihnen meine Gedanken über den Richard zu eröffnen, und ich werde, wenn ich erst Ihre Adresse gewiß weiß und überzeugt bin, daß Sie mir meine freimüthige Offenherzigkeit nicht übel auslegen, mein Versprechen halten. — Die Durchl. Herzogin und die Prinzessin von Mecklenburg sind von Lübeck hier angekommen, den Brunnen zu trinken. Sie trinken ihn hier, unter uns gesagt, einestheils aus der Ursache, weil wir hier sind. Liebster Freund! Welch' eine Ehre für das deutsche Theater! — Sie wissen die mehrsten Scenen vom «Richard» auswendig und recitiren sie oft unter sich zu ihrem Zeitvertreib. Am Donnerstag wird er aufgeführt, und sie wünschen, daß heute Donnerstag wäre. Ein andermal werde ich Ihnen mehreres davon melden. Wenn doch viele deutsche Große so fürs Theater gesinnt wären!"

Ein Gruß von Ekhof's Frau macht den Schluß des merkwürdigen Briefes, auf welchen Weiße in aufmunterndstem Sinne geantwortet haben muß, denn Ekhof's Beurtheilung des „Richard" erfolgte nun in mehrern Briefen so gründlich, so eingreifend, von so manchen sehr annehmbaren Vorschlägen zu Veränderungen begleitet, daß Weiße hauptsächlich nach diesen Fingerzeigen eine wesentliche Umarbeitung seines Dramas vornahm und Ekhof voll dankbarer Anerkennung seinen schärfsten, gründlichsten und liebevollsten Beurtheiler nannte.

Digitized by Google

Leipzigs Weichbild selbst betrat Ekhof nach längerer Pause zuerst im September 1763 wieder; in diese Zeit muß man eine vorhandene freundlich lobende Notiz über ihn wie seine Frau verweisen. Beide waren immer noch Mitglieder der Koch'schen Gesellschaft, der allerdings für diesmal kein langer Aufenthalt in Sachsen gegönnt war; am 5. October 1763 starb zu Dresden Kurfürst August II. Friedrich, am 17. December 1763 ebenda Kurfürst Friedrich Christian, zwei Todesfälle, in deren Folge Landestrauer die Schauspielkunst untersagte und deren Jünger nach Hamburg zurücktrieb, wo sie am 9. Januar 1764 zuerst wieder spielten. Doch Mishelligkeiten Ekhof's mit Koch, welche jahrelang unter der Asche geglommen haben mochten (schon 1758 hatten sie Streit gehabt, bei welchem Koch die Hauptschuld gegeben wird), führten um diese Zeit einen Bruch herbei; man überwarf sich, Koch erklärte, Ekhof zur Fastenzeit entlassen zu müssen und dieser schied in so erbitterter Stimmung, daß er seinen vormaligen Principal noch 1778 einen „Mann mit schwarzer, giftiger Seele" nannte. Um Unterkunft nicht verlegen „gab sich" (wie es damals hieß) Ekhof bei seinem vormaligen Collegen Ackermann „an", der längst eine eigene Truppe errichtet hatte und sich eben in Hannover aufhielt. Am 24. April 1764, als die Gesellschaft just von einer Tanzprobe kam, hielt ein Frachtwagen mit Segeltuch bedeckt vor Ackermann's Hause; ein gebücktes Männlein, mit einer Art Weiberkappe bedeckt, kroch heraus. Es war Ekhof. Ackermann's Gruß beantwortete er ablehnend, nur mit der Sorge um zwei hübsche Hündchen beschäftigt, die ihm seine noch unter dem Segeltuch verhüllte Frau dringend ans Herz legte. Endlich entstieg auch die Gattin des deutschen Roscius nebst dessen Schülerin Sophie Schulz, gleichfalls in häßliche Kappen gehüllt, dem Frachtwagen; während sie in das Ackermann'sche Haus gingen, verweilte Ekhof am Wagen, bis alles abgepackt, hineingeschafft und jede Schütte Stroh durchwühlt war. Dann zankte er noch eine halbe Stunde plattdeutsch mit dem Fuhrmann wegen der Reisekosten; nun erst folgte er unter steter Klage über die mühselige Fahrt Ackermann auf dessen Zimmer, schlang hastig einige Bissen hinunter und wanderte so-

Digitized by Google

gleich ungeduldig mit dem ortskundigen Zettelträger davon, eine Wohnung zu suchen, die bald gefunden und ungesäumt bezogen war. So erschien Deutschlands erster Schauspieler 1764 auf dem neuen Schauplatze seiner Wirksamkeit.

Ackermann's Stiefsohn, Schröder, damals ein kaum zwanzigjähriger Sausewind, hatte bei Ekhof's erstem Anblick genau den Eindruck gewonnen, den eine ganze Reihe zuständiger Beurtheiler zu den verschiedensten Zeiten davontrug, daß nämlich der kleine, krumme, unansehnliche Mann schwerlich den Erwartungen entsprechen könne, welche sein Ruf erweckt. Aber dem schon zum Spott über Ekhof Gewappneten erging es bei dessen Debüt im „Oedipus" am 2. Mai gerade so, wie Nicolai, Engel, Kotzebue und Reichard, dessen Name auf Grund seiner noch ungedruckten Memoiren hierher gehört; als die „Stimme, der nie ein Herz widerstanden", voll „unnachahmlichen Wohllauts" anhub:

> Ihr Völker, die der Schmerz in diesen Tempel führt,
> Bringt Thränenopfer dar, vielleicht wird Gott gerührt,

— da schwoll dem bis dahin vorurtheilsvollen Schröder die Brust, und von diesem Tage an war er des Künstlers treuer Verehrer bis an den eigenen Tod; stets rühmte er Ekhof's „unübertreffbare Meisterschaft" auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete vollendeter Declamation. Daß Schröder nicht kritiklos Ekhof's blinder Anbeter war, daß er die Grenzen der Leistungsfähigkeit desselben enger zog als der Künstler, von welchem seine Collegin Karoline Kummerfeld sagt: „er konnte nie genug spielen": diese ganz natürliche Sache konnte nur kleinlich urtheilenden Nichtswissern Anlaß geben, Schröder's große Seele des erbärmlichsten Neides zu bezichtigen, obwol in den bekannten kurzen Bemerkungen des Jüngers über den Meister die begeistertsten Ausrufe nicht fehlen; es sind solcher nicht weniger als 57, denen nur 25 bedingt tadelnde gegenüberstehen, welche fast sämmtlich nichts anderes rügen, als daß Ekhof's Körper oder sein Lebensalter der gewählten Rolle nicht passend entsprach. Wer die Mühe nicht scheut, die Tageskritik über Ekhof aus dessen Glanzzeit an der Quelle zu studiren, wird überrascht erstaunen, wie unbedingt

Digitized by Google

die Recensenten jener Zeit der Meinung Schröder's beipflichten, der uns durchaus als oberste kritische Autorität in der Beurtheilung Ekhof's des Schauspielers gelten muß. Wo andere gewichtige Zeugen über Ekhof's Spiel mit dem classischen Richter Schröder nicht übereinstimmen, muß man bei diesem nicht niedere Schelsucht suchen, sondern bedenken, daß Ekhof an verschiedenen Orten, zu verschiedenen Zeiten und vor ganz andern Zuschauern die Farben sicher sehr verschieden auftrug; am grellsten offenbar in dem noch weit später von Löwen „roh" genannten Hamburg, „wo der Geschmack ein derbes Ueberladen ertrug" und von Karoline Kummerfeld geradezu dafür verantwortlich gemacht wird, „daß der in vielen Rollen unerreichbare Ekhof in niedrigkomischen Partien sich zum Pickelhering herabließ. Er wollte ein Talent erzwingen, das ihm die Natur versagte, denn nur zu dem trocken Komischen hatte er es; er entstellte sein Aeußeres zur scheußlichsten Fratze und wurde als Masuren, Lehrbursche im „Politischen Kannegießer", im „Bürgerlichen Edelmann", „Kranken in der Einbildung" u. s. w. in der That „ekelhaft". Dies Urtheil klingt weit herber als dasjenige Schröder's, der sich begnügt, Ekhof's Masuren (im „Poetischen Dorfjunker" nach Destouches) und die von ihm in Molière's „Kranken in der Einbildung" gespielten Rollen „Caricaturen" zu nennen. Reicht die flüchtigste Uebersicht des berühmten Ekhof'schen Rollenverzeichnisses hin, die hohe Kunststufe, das umfassende Vermögen, den bewundernswürdigen Fleiß Ekhof's zu beurkunden, so wird doch kein Verständiger den Künstler, der 47 Jahre alt noch den Gelbschnabel Franz in der „Hausfranzösin" oder den jugendlichen Wildfang von Kaltenborn (nicht „brunn" wie Meyer druckt) im „Testament" übernahm, von Misgriffen, Rollensucht und Verblendung freisprechen; eine nur seiner großen Begabung nicht verderbliche Schwäche, die den bewährtesten zeitgenössischen Kennern nicht entging. Namentlich war Ekhof „die Kunst, sich selbst zu belustigen und andere zur Fröhlichkeit fortzureißen", also „die sprudelnde Laune", wie gewichtige Stimmen versichern, gänzlich versagt; und indem er sich quälte, zu erkünsteln, was ihm nicht natürlich war, schuf er Zerrbilder, ja, muthete auch

Digitized by Google

andern zu, auf verwerfliche Hanswurststückchen einzugehen, „der Concertirung des Spiels" halber. Als er ein Ansinnen dieser Art einmal dem jungen Schröder stellte, ging dieser mit vollem Rechte nicht darauf ein, wie willig er sich auch um die nämliche Zeit vor Ekhof's „Kanut" als vor einer Glanzleistung beugte. Dies Stück — es hat Knut den Großen, König von England und Dänemark, 1015 — 36 zum Helden — ward damals in französischen Staatskleidern gegeben; in solcher unkleidsamen Tracht, mit Stern und Band, einer Knotenperrüke, einem goldbesetzten Federhute, einen Krückstock über die Rechte gehängt, die er selten aus dem Busen zog (die Linke pflegte er ein für allemal auf den Rücken zu legen) wirkte Ekhof — von körperlicher Bildung nicht begünstigt, ja, so fehlerhaft gebaut, daß römischen und türkischen Kleidern ein ausgestopftes Herz untergenäht werden mußte — durch den bloßen Schwung der Rede, den würdevollen Ausdruck seines Gesichts und das Ergreifende im Ton der Stimme geradezu überwältigend, nach Schröder's Meinung „alles um sich her überstrahlend", wie dieser auch Ekhof's Dorimond in der „Cenie" noch beredter pries als selbst Lessing.

Die anerkannt sittliche Führung der Gesellschaft erwarb dieser die Gunst, nach Göttingen ziehen zu dürfen, wo Ekhof die Liste der zu spielenden Stücke und deren Besetzung entwarf, herrschsüchtig auch wol das Zeichen der Führerschaft, die Glocke, an sich nahm, wenn Ackermann nicht zur Stelle war. Zum Theater diente auch hier eine Scheune; das Publikum bestand meist aus Studenten, unter denen viele Hamburger; zu einem von diesen gebildeten engern Bunde: „Die anonymische Gesellschaft" — deren Schose später die „Unterhaltungen" entkeimten — haben Ekhof's Freunde, Ebeling, Velthusen und Schiebeler, gehört; letzterer ganz besonders (und schon seit seinen Knabenjahren) ein Theaterenthusiast voll jugendlicher Schwärmerei. Oft stand er an der Spitze seiner Landsmannschaft, um die Schauspieler nach beendigter Vorstellung Revue passiren zu lassen; besondern Beifall schenkte man Ekhof's Mellefont in „Miß Sara Sampson". Am Schlusse der Vorstellungen kam eine Deputation Studirender auf

Digitized by Google

die Bühne, dankte den Künstlern für die bereiteten Genüsse und brachte ihnen ein dreimaliges Vivat; Schiebeler hatte schon zuvor die allgemeine Stimmung durch ein schwungvolles Gedicht an Ekhof ausgedrückt, welches diesen wahrhaft glänzend feiert. Es erschien anderthalb Jahre später in den „Unterhaltungen". Lichtenberg's Urtheil, der Ekhof neben Garrick stellte, bildete sich hier; ebenso fällt des Künstlers erste Bekanntschaft mit Gotter in diese Zeit. Interessant ist es, den Gesichtspunkt zu kennen, von dem aus Ekhof seine Freunde wählte; in einem mir vorliegenden Stammbuchblatte hat er sich darüber selbst folgendermaßen ausgesprochen:

Der Ritter Polidor, der einen Freund erwählet,
Fragt stolz: „wie viel er Ahnen zählet?"
Der Bacchus fragt: „wie viel er trinkt?"
Der Renommiste fragt: „ob er sich öfters ringt?"
Der Harpax: „wie viel ihm die Jahr' Int'ressen tragen?"
Und Liebmann: „was von ihm die Buhlerinnen sagen?"
— Ich frage nur: „ob er klug, redlich, scherzhaft ist?"
Und kurz: — so freundschaftlich, wie Du, Conradi, bist.

Dieser Conradi war Baudirector in Braunschweig, wohin die Gesellschaft von Göttingen aus für kurze Zeit reiste. Allein gedrängt durch Ekhof, der an der Ocker nie recht gefallen wollte, vertauschte Ackermann die kleine Residenz bald mit Hamburg, wo man ihn so herzlich aufnahm, daß er — namentlich auf Ekhof's unablässiges Zureden — am 9. Januar 1765 das Bürgerrecht der Stadt erwarb und ein eigenes Theater zu bauen beschloß; dasselbe, welches bis 1827 genügt hat. Ehe es vollendet war, gab Ackermann interimistisch in einem Concertsaale Vorstellungen, deren Leitung er Ekhof gänzlich überließ, da er selbst durch den Bau zu sehr in Anspruch genommen wurde. In diese Zeit wäre Ekhof's fünfundzwanzigjähriges Künstlerjubiläum gefallen, wenn man an dergleichen damals schon gedacht hätte; gespielt wurde am 15. Januar 1765 „Tartüffe". Später entschloß sich Ackermann noch zu einer Reise nach Bremen; am 22. Februar 1765 brach die Truppe von Hamburg auf, ging zu Wasser bis Buxtehude und dann mit Extrapost nach Bremen, wo unter stets wachsendem Zudrange des Publikums im sogenannten „Reithofe"

Digitized by Google

auf dem Walle gespielt wurde; zuerst am 10. April „Graf Essex". Ekhof brauchte an diesem Orte nicht für Kost und Unterkommen zu sorgen, denn beides ward ihm von einem bremer Einwohner sogleich bei seiner Ankunft aufgenöthigt. Eine ähnliche freudige Ueberraschung hatte er beim Scheiden; in eine schwere silberne Tabacksdose verpackt erhielt er 18 Stück vollwichtiger Dukaten von etlichen Kunstfreunden, die im Rathsweinkeller eine geschlossene Gesellschaft bildeten. Aber neben diesen Lichtblicken in des Künstlers Leben steht unmittelbar der tiefste Schatten, denn gerade hier in Bremen war es, wo Ekhof's Gattin, schon lange trübsinnig, völlig ihren Verstand verlor und fernerhin nicht mehr spielte, noch viele Jahre später schmerzlich vermißt von dem kundigen Löwen. Wodurch sie in Irrsinn fiel, hat Iffland in „Schlözer's Staatsanzeiger" gesagt: „Bremen", heißt es daselbst, „hatte bisher Intoleranz gegen Schauspieler"; eine Bemerkung, die durch Meyer's Angabe: „die geistlichen Volksredner sprachen auf ihrem Grund und Boden heftig wider das Theater" für die engere Grenze zelotischer Kreise bestätigt wird. „Ein Geistlicher zu Bremen", fährt Iffland fort, „hat durch sorgsam im Beichtstuhl erregte Gewissensscrupel die noch (1784) lebende Witwe E[khof]s um ihren Verstand gebracht." Es war ein stiller Wahnsinn, von dem sie befallen wurde; eine Trennung der Ehe machte er nicht nöthig. Auch mögen lichte Augenblicke nicht ganz gefehlt haben; wenigstens hielt man die Aermste nach ihres Mannes Tode für zurechnungsfähig genug, Gagenquittungen auszustellen. Dennoch läßt sich denken, wie grauenvoll dieser Schicksalsschlag auf Ekhof gelastet haben muß; wenn er von jetzt ab mit reißender Schnelligkeit alterte, so mag sein häusliches Unglück die Hauptschuld daran getragen haben.

Am 16. Juli 1765 notirt Karoline Schulze den Schluß der bremer Bühne mit „Muttersöhnchen" und einem Epilog; am 22. Juli reiste die Gesellschaft ab und traf am 24. Juli in Hamburg wieder ein; genau eine Woche später ward das neue, an der Ostseite des Gänsemarktes belegene (übrigens stark verpfuschte) Theater eingeweiht. Die Theilnahme der Hamburger

Digitized by Google

wandte sich dem Unternehmer erklärtermaßen deshalb besonders zu, weil Ekhof bei ihm angestellt war. Nur bedauerte man, daß er schon dem Alter entgegengehe; man fand, daß gewisse fast convulsivische Bewegungen, die er im starken Affecte anwandte, mit den Jahren zuzunehmen schienen. Im übrigen konnte ihm selbst der berüchtigte „Ackermann'sche Lichterputzer" in seinem „Schreiben an einen Marionettenspieler" kaum etwas am Zeuge flicken; neben einem harmlosen Scherze über „gelbe Stiefel, einen Säbel und ein Casquet mit Federn", womit sich Ekhof herauszuputzen liebe, steht sogar ein entschiedenes Bedauern, daß man ihn lange nicht als Richard III. gesehen habe.

Die ebengenannte Spottschrift Löwen's war bekanntlich eine der Minen, welche Ackermann's Unternehmen in die Luft sprengen sollten; es gelang um so leichter, als der Principal sich durch den Bau des neuen Hauses in so tiefe Schulden gestürzt hatte, daß er sogar die Gagen unregelmäßig zahlte. Sechs Maskeraden, die er in den ersten Monaten 1766 gab, brachten ihm einige Hülfe; Ekhof bestand darauf, daß kein anderer als er bei dieser Gelegenheit die Billete abnehmen dürfe. „Es sei ein Mann von Ansehen erforderlich, Ordnung zu erhalten und mit den Masken zu sprechen." Er bekleidete diesen Posten nicht ohne Gravität; auch der Maskenfreiheit wollte er das Ueberspringen einer gewissen Schranke nicht gestatten. Kurz zuvor, anläßlich des Besuchs einer fürstlichen Dame, hatte er den Principal schon bei dem Syndicus von Hamburg feierlich in Galatracht vertreten.

Inzwischen war der Zeitpunkt gekommen, an welchem Ackermann sein Theater und seine Schauspieler den Kaufleuten Abel Seyler und Joh. Mart. Tillemann, denen sich Bubbers beigesellte, in Pacht gab; am 6. März 1767 fand unter seiner Führerschaft die letzte Vorstellung statt. Während einige andere wichtige Mitglieder bei dieser Gelegenheit von Hamburg schieden, trat Ekhof mit einem von ihm angenommenen Schüler, W. C. D. Meyer aus Hamburg (er starb 1783 als Regisseur in Manheim), dem neuen Unternehmen bei, welches unter glänzenden Aussichten am 22. April 1767 eröffnet wurde; als Dramaturg war kein Geringerer als Lessing berufen, und Löwen „erhielt die Aufsicht" über das

Digitized by Google

nunmehrige „Nationaltheater", nachdem er schon früher mit einer „vorläufigen Nachricht" für die bevorstehende Veränderung des hamburgischen Theaters Lärm geschlagen hatte.

Das Schicksal dieser pompös angekündigten, aber durch und durch unhaltbaren Unternehmung ist allbekannt; sie scheiterte nach nur kurzem Bestehen vollständig. Für Ekhof, der sehr bald das Heft in die Hand zu bekommen wußte, hatte sie den großen Gewinn des Umgangs mit Lessing; seinem Nachruhme erwuchs der Vortheil des Lobes in dessen „Dramaturgie". Die verschiedensten Rollen, theils Heldenpartien, theils komische, theils schon dem Väterfache angehörige, in welches Ekhof allmählich überging, hat Lessing beurtheilt; allesammt, wenn man nicht den Schluß des siebzehnten Stücks der Dramaturgie ausnehmen will, lobend; und mag man auch an so etwas wie „Freundschaftskritiken" denken, mag man namentlich der lakonischen Anerkennung von Ekhof's notorisch zotenvollem „Patelin" in ihrer einsilbigen Kürze die Zwangslage des in verzwickten Verhältnissen zur Bühne stehenden, nichts weniger als völlig unabhängigen Referenten abmerken: gewiß bleibt, daß von allen neben Ekhof wirkenden Schauspielern keiner ebenbürtig ihm zur Seite treten konnte. Offen erklärte Lessing, wie er die wahren Regeln der Darstellungskunst von Ekhof zu lernen habe, und bedauerte, „nicht alle Rollen eines Stückes zugleich von ihm sehen zu können." Gleichwol stellte der Dichter den am 28. September 1767 zuerst von Ekhof gespielten „Tellheim" unter denjenigen von Brückner; auch ward die günstige Aufnahme der „Minna" in Hamburg durch Ackermann's Paul Werner entschieden. Gegen Lessing's ungünstige Meinung aber hat Ekhof an seinem angeblich „unerbittlichen Tadler" Schröder einen warmen Fürsprecher; dieser nennt seinen Tellheim „unübertrefflich"; nur daß „der Körper nicht ganz paßte". Eine Welt von Ausdruck lag nach Schröder's Bericht in den Worten: „Nimm mir auch Deinen Pudel mit; hörst du, Just?"

Zieht man in Rechnung, daß Ekhof's schlechtgebauter Körper in der militärischen Rolle besonders die Augen von Militärs beleidigen mußte, weshalb die kriegerischen Mitglieder des braun-

Digitized by Google

schweigischen Fürstenhofes ihn fast laut verlachten, dann wird angesichts der trotzdem gespendeten Lobsprüche Schröder's niemand mehr von „Neid" und „Animosität" sprechen dürfen, der nicht in frivoler Weise offenbarer Geschichtsfälschung sich schuldig machen will.

Noch besitzen wir das schöne Zeugniß Lessing's über Ekhof's Agamemnon in der „Iphigenie" Racine's; sein Spiel in dieser Rolle ehrt der Dichter durch den Ausruf: „Das, das war Kunst!" Möglich ist es sogar, daß die berühmte Inschrift in eines Schauspielers Stammbuch, derzufolge „Kunst und Natur auf der Bühne Eines nur" sein sollen, Ekhof gewidmet gewesen wäre; fast mit denselben Worten hatte schon am 28. September 1755 Löwen von diesem gesungen: „Du zeigst: ... Die Kunst sei die Natur, die man in Regeln zwinget." Jedenfalls konnte dem deutschen Theater kein schöneres Los fallen, als daß Lessing und Ekhof als Doppelsterne es segensreich erleuchteten; der wiener „Theaterkalender" von 1782 zeigt denn auch beider Porträts beziehungsreich vereinigt auf dem Titelkupfer.

Nur zu früh endigte bekanntlich Lessing's Besprechung der schauspielerischen Leistungen auf Hamburgs Bühne; in den „Unterhaltungen" jedoch findet sich der Faden fortgesponnen, den Lessing fallen ließ. Wol ist das Gewebe ungleich gröber; dennoch ist dessen Betrachtung hier nothwendig. Verschiedene Referenten, an erster Stelle Löwen, besprechen Ekhof zu den verschiedensten Zeiten bis in das Jahr 1770; möge das Wichtigste aus diesen Berichten in Kürze folgen.

Zuerst ist noch von der Zeit des „Nationaltheaters" die Rede; anknüpfend wo Lessing geendigt hat, besprechen die „Unterhaltungen" zuerst Weiße's „Romeo und Julie", worin Ekhof als alter Capellet „vollkommen" genannt und namentlich seine Wiedergabe der Stelle gerühmt wird, wo er (im vierten Acte) sich seiner Tochter naht, um sie zu umarmen, aber plötzlich zurückfährt. In einer andern Väterrolle (Hartley in Beaumarchais' „Eugenie") rührte er „durch die gesetzten Töne eines rechtschaffenen Mannes und die abwechselnden rührenden Töne eines zärtlichen Vaters, alles dies aus der Fülle des Herzens gesprochen"; wie ja auch Schröder „Reden gemischter Empfindung"

Digitized by Google

den Triumph von Ekhof's Kunst nannte und Iffland „den verbissenen Ton mit der gebrochenen Stimme und doch kaum laut werdendem Anklang aus Ekhof's Schule" mit Vorliebe copirte. Den „Unterhaltungen" zufolge bot letzterer als Hartley „das Muster einer Declamation, nicht zur Hälfte erreicht von irgendeinem andern Schauspieler". „Könnte (so heißt es über dieselbe Rolle an einer andern Stelle) dieser nun bald alte Mann doch etwas von seinem Feuer in die Brust der Jüngeren hauchen!" Kritiken wie diese machen es begreiflich, wenn Reichard noch 1789 im „Journal des Luxus" die „Epoche zärtlicher und gutherziger Alten auf der deutschen Bühne" geradezu als „mit Ekhof beginnend" bezeichnete.

In Lessing's „Weiberfeind" wird einzig Ekhof als „Solbist" von den „Unterhaltungen" „genügend" genannt; über Hippel's „Mann nach der Uhr" (dem von Lessing nicht ohne Spott besprochenen Stückchen) heißt es: nur wegen Ekhof's Darstellung der Titelrolle werde es noch gern gesehen. Von dessen Tellheim dagegen wird gewünscht, „er möchte ihn durchgehends mit mehr Würde spielen". Diderot's „Hausvater" aber war wie für den Künstler geschrieben; er spielte ihn „mit einer Einsicht und einem Gefühl, das Kenner und Nichtkenner bewunderten"; nur fiel er an einzelnen Stellen ein wenig „in das Declamatorische, in den Rednerton", z. B. „wenn er seiner Tochter ihre Pflichten vorhält". Doch sei dies „eigentlich ein Fehler des Diderot, nicht des Schauspielers". Trotz dieser Clausel aber scheint Ekhof oftmals zu salbungsvoll geworden zu sein; „seit einiger Zeit entwischen ihm", heißt es in einer Recension seines am 9. Juni 1768 gespielten Olban (in Voltaire's „Nanine"), „Stellen, bei denen man den Acteur ganz vermißt und den Declamator, den Redner hört. Graf Olban gehört hierher; statt daß sein Ton gefällig, einschmeichelnd sein sollte, wenn er Naninen zur Seite sitzt, so ist er declamatorisch und predigend. Es will uns auch nicht gefallen, daß der Graf mit übereinandergeschlagenen Beinen sich mit der Baronesse unterhielt." In Voltaire's „Mahomet" indessen, von welchem damals eine neue Uebersetzung in (reimlosen) fünffüßigen Jamben aus Löwen's Feder erschienen war,

Digitized by Google

stellten die „Unterhaltungen" ihn geradezu als Muster auf: „er declamirt meisterhaft und weiß den Jamben den wahren pompösen Schwung zu geben". Seine Rede war „melodisch ohne die geringste merkliche Scansion"; er verstand „die Kunst eines feierlichen Ausdrucks, die sich besser empfinden als erklären läßt". Schon seine erste Anrede an sein Gefolge, wenn er als Mahomet die Bühne betrat, „prägte Schreck und Ehrfurcht ein". Besonders trefflich und „hervorstechend ausgezeichnet" gelang ihm die Rede, als Seide in den Armen der Seinen stirbt:

So will ich alle meine Feinde strafen!
Den dummen Irrthum, die empörten Herzen,
Und — zittert! — selbst die heimlichen Gedanken.

„Schaudernd fühlte das ganze Parterre ein Grausen bei dieser Scene"; dem Recensenten aber — und er war der Uebersetzer! — machte es „ein unaussprechliches Vergnügen, Herrn Ekhof Schritt vor Schritt zu folgen, seine feinen Bemerkungen wahrzunehmen, die Kunstgriffe auszuspähen, wodurch er den gleichgültigsten Dingen Würde und den erhabensten Majestät geben" konnte. Bei solchen Erfolgen ist es unbegreiflich, wie Ekhof auf dem Hermann in Krüger's „Candidaten" beharren mochte, „der seine Rolle nicht mehr ist", wie er sich von dem Kritiker sagen lassen muß.

Gleichsam als Summe aller Urtheile bleibt bestehen, daß im Ausdruck gemischter Empfindungen einerseits, im würdevollen Pomp der Declamation andererseits Ekhof's Meisterschaft begründet lag. Nicht genug loben können die „Unterhaltungen" seinen Aufschrei, wenn er als Richard III. vom englischen Volke sagte: „O hätt' es nur Ein Haupt!" Er mischte „Stolz, Verachtung und Unwillen in diese Töne, die nicht sowol seufzend, als vielmehr beißend und mit knirschenden Zähnen artikulirt" wurden; hiernächst glänzte er in der „Erzählung großer Vorkommenheiten". Wie er nach Reichard's Versicherung ein ausgezeichneter Vorleser war, so gebot er auch über jene „facundia praesens, die Horaz von dem Acteur, der eine wichtige Begebenheit erzählen soll, verlangt; ein gewisses Pathetisches, wobei der Zuschauer die Handlung selbst zu sehen glaubt, die

Digitized by Google

der Acteur doch nur erzählt". So wirkte Ekhof lediglich durch die Glut und Innerlichkeit seines Vortrags zu einer Zeit, wo er das „Ansehen eines Sechzigjährigen" hatte, wo seine „Sprache durch den Verlust seiner Vorderzähne undeutlich klang" und wo das „noch andere Unannehmlichkeiten mit sich führende Alter" sich bei ihm geltend zu machen begann. Nicht etwa bestach Ekhof durch einen großen Aufwand von Lunge; „er schrie niemals", versichert Meyer, und der mit seiner „Vergleichung der Ackermann- und Kochischen Gesellschaft" (1769) soeben citirte Unbekannte fügt einem ähnlichen Lobe hinzu: wie Ekhof, „wenn andere reden, auf das Gesagte höre, alles fühle und solches Gefühl durch äußere Zeichen verrathe". Dies bestätigt eine Anekdote; eine Schauspielerin, welche in einem gewissen Auftritte nichts zu reden hatte, beklagte sich, sie könne denselben nicht ausfüllen. „Wie!" rief Ekhof, „sind Sie nicht die Tochter vom Hause? Und ist es Ihnen gleichgültig, ob Ihr Vater seine Magd heirathet?" Denn darüber ward in eben jenem Auftritte verhandelt.

Nach vorstehenden Urtheilen über Ekhof den Schauspieler, geschrieben in der Zeit seiner Vollkraft, wo sein Stern — mochte er sich auch neigen — glanzvoll strahlte, herrührend von wohlwollender, kenntnißreicher Seite, sich hinziehend durch viele Jahre, also nicht auf flüchtigem Eindrucke beruhend, scheint der mehrfach unternommene Versuch, Ekhof zum „theatralischen Seitenstücke Lessing's" zu stempeln, nicht eben glücklich zu sein. Vielmehr dürfte diese Parallele mehr blendend als haltbar, mehr geistreich schillernd als ernsthaft durchzuführen sein. Wie kann man auch einen Schauspieler, dem gerade Lessing's Stärke: klar bewußtes, scharfes und nüchternes Denken, nicht eigen war (denn sonst hätte er keine Accentuationsfehler gemacht), Lessing an die Seite stellen wollen: einem Dichter, der nicht in dem eminenten Sinne den Fluß und Schwung der Begeisterung aufzuweisen hat wie etwa Schiller, während doch Ekhof als Declamator gerade rhetorisch pomphaft aus dem Vollen geschöpft und „dem Instincte folgend", das Detail der Darstellung oftmals vernachlässigt, jedenfalls nie klug erwogen und berechnet zu haben scheint!

Ekhof's Darstellungen in Hamburg während der zweiten

Digitized by Google

Hälfte des Jahrzehnts bis 1770 gewannen übrigens durch eine seit 1765 neben ihm wirkende, als Schauspielerin keineswegs verdienstlose Frau, die später seine Principalin wurde, Sophie Friederike Hensel, geb. Sparmann. Geboren am 23. Mai 1738 zu Dresden als Tochter eines Generalstabsmedicus, hatte sie schon ein sehr bewegtes Mädchenleben geführt, als sie sich, sechzehn Jahre alt, der Schauspielkunst in die Arme warf, deren Jünger einen, den Komiker Hensel, sie Ostern 1755 heirathete, um sich sehr bald wieder von ihm zu trennen, denn während er bei Schuch in Danzig engagirt war, debütirte seine Frau am 18. März 1757 zu Halle bei Ackermann, mit dem sie sich über Straßburg nach Frankfurt a. M. durchschlug, wo am 17. October „außerhalb der Bühne" ihr ein „Glück" geboten wurde, welches anzunehmen die üppige und nichts weniger als sittenreine Frau kein Bedenken trug. Dies „Glück" dauerte anderthalb Jahre; am ersten April 1759 kehrte Madame Hensel zu Ackermann zurück. Sie ist ein versteckter, aber ungemein starker Hebel im Getriebe der Schauspielkunstgeschichte des vorigen Jahrhunderts; die Ate des deutschen Theaters, dessen wichtigste Phasen sie allein veranlaßt hat. Das hamburgische Nationaltheater war lediglich das Ergebniß ihrer Rollensucht und ihrer Ränke, denn voll Neid auf eine Schauspielerin, welche Ackermann, der ihr Dank schuldete, nie entlassen hätte, — die mehrgenannte Karoline Schulze, spätere Kummerfeld, Goethe's leipziger Jugendschwärmerei — bewog sie ihren Anbeter Abel Seyler, vom bankrotten Kaufmann, der er war, sich zum Bühnenführer umzuwandeln und Ackermann's Wesen in Pacht zu nehmen; sein ehemaliger Compagnon Tillemann nebst Bubbers schlossen sich ihm an, die Fahne nationaler Tendenzen wurde ausgehängt, um eine auf den unlautersten Beweggründen aufgebaute „Kunstthat" zu insceniren — und die Entreprise war fertig, Frau Hensel's Zweck, der Schulze ledig zu sein, erreicht. War es ein Wunder, wenn ein von vorn herein nicht auf sittlich-tüchtigem Grunde errichtetes Gebäude wie ein Kartenhaus zusammenstürzte, trotzdem ein Ekhof mit am Ruder stand? Nicht dreiviertel Jahre waren verflossen, so war das „Nationaltheater" nahezu bankrott, wie es die einst bril-

Digitized by Google

lante Firma Seyler und Tillemann als Kaufmannshaus gewesen; eine Wanderschaft nach Hannover unter Seyler's Aegide (Tillemann war überhaupt nie mehr als eine Strohfigur und verschwindet schon hier gänzlich) schien die einzig mögliche Rettung. Auf dem kleinen Schloßtheater dieser Stadt ward am 28. December 1767 unter Beifall und Zuspruch begonnen; Ekhof gefiel, obwol er gleich anfangs sich stark vergriff, denn eine seiner ersten Rollen war der lustige Bediente Bourguignon in Marivaux' „Spiel der Liebe und des Zufalls", den er mit ängstlicher Beobachtung aller den Franzosen nachgeahmten Possen spielte. Gleich beim Eintritt warf er (als vorgeblicher „Herr") den Muff über den Kopf zurück, worin er beide Hände versteckt gehalten; dann ließ er den (unter dem Arme getragenen) Hut denselben Weg gehen. Eine Tageskritik nennt diese Leistung „läppisch, marktschreierisch, ein Fratzengesicht", und versagt dem sonst warm gepriesenen Ekhof als Bourguignon durchaus „den Beifall des Kenners". Um so mehr entzückten seine ernsten Rollen; Iffland's schlicht bürgerliche Aeltern — der Kriegskanzleiregistrator Johann Rudolf Iffland und dessen Frau Elisabeth Friederike Karoline geborene Schröder, Tochter eines königlichen Futtermarschalls und Hoftrompeters — hatten trotz ihrer strengen Denkungsweise nichts dagegen, daß ihr damals achtjähriger jüngerer Sohn August Wilhelm mit seinen Geschwistern das Theater besuchen, namentlich Ekhof in moralischen Dramen bewundern durfte. So sank in die junge Seele des Knaben der Keim unbezwinglicher Liebe zur Schauspielkunst, die seine Schulkameraden, Karl Philipp Moritz an der Spitze, mit ihm theilten.

Nach viermonatlichem Aufenthalte in Hannover schloß Seyler daselbst am 6. Mai 1768; leichtfertig hatte er seine reichen Einnahmen vergeudet, statt Ackermann die Miethe des Inventars pünktlich zu entrichten. In Hamburg, wohin er mit der Truppe nun zurückging und die Bühne am 13. Mai eröffnete, warteten alte Gläubiger; die Geschäfte wurden bei der Sommerhitze schlecht und schlechter; Ekhof mußte zufrieden sein, statt jeden Sonnabend pünktlich, Mittwochs, falls an diesem Tage die Einnahme es gestattete, seine Gage zu erhalten; doch war

Digitized by Google

die Kasse beständig von Gläubigern umlagert, die ihre Forderungen oft mit lautem Geschrei geltend machten, sodaß Ekhof mit den seinigen den schwersten Stand hatte.

Es war natürlich, daß unter so trostlosen Verhältnissen die Principalschaft zuletzt an Ackermann zurückfallen mußte; wirklich einigte er sich um diese Zeit mit Seyler dahin, das Inventar — noch dazu gegen Entschädigung an dessen bisherigen Nutznießer — und die Führung der Truppe Ostern 1769 wieder zu übernehmen. Vorher aber pilgerte die Gesellschaft (27. November 1768) noch einmal nach Hannover, nachdem Weiße's „Eduard III.", ein Matrosenballet und die übliche Abschiedsrede aus Frau Hensel's Munde am 25. November 1768 den Beschluß des hamburger Aufenthaltes gebildet hatte. Das Personal war verstärkt worden durch die Familie Brandes, in deren Haupte Ekhof einen alten, ihm immer treu ergebenen Freund begrüßte; so ausgerüstet, begann Seyler seine Vorstellungen am 2. December 1768 zu Hannover „mit allergnädigster Bewilligung" auf der prächtigen Bühne des „großen Opernhauses", wo „Minna von Barnhelm", „Richard III.", „Hypermnestra" u. s. w. so starken Zulauf fanden, daß die Hannoveraner sich bereits am hellen Mittag zu dem (um 4 Uhr zu eröffnenden) Schauspielhause drängten und theilweise dort stehend ihre Mahlzeit verzehrten. Am 3. März 1769 wurde die Bühne Seyler's, der trotzdem aus tiefen Schulden so wenig herausgekommen war, daß einzelne Mitglieder, um ihre Gage zu erhalten, die Fäuste zu Hülfe nehmen mußten, geschlossen; vom nächsten Tage an war Ackermann wieder der anerkannte Führer der Gesellschaft, überließ jedoch seinem Stiefsohn Schröder Wahl und Besetzung der Stücke. Frau Hensel blieb in Hannover zurück; Abel Seyler hatte hier inzwischen heimlich Schritte gethan, die sehr wichtige Folgen haben und Ackermann's ganze Existenz bedrohen sollten; von diesem über seinem Haupte sich zusammenziehenden Gewitter nichts ahnend, führte der letztere, einem vortheilhaften Rufe gemäß, seine Künstlerschar inzwischen nach Braunschweig, wo am 15. März 1769 die Bühne mit „Richard III." eröffnet wurde, ohne daß der Inhaber der Titelrolle, Ekhof, sogleich

Digitized by Google

gefiel. Erst schrittweise mußte er sich die Gunst des Hofes und des Publikums erobern, doch schlugen Darstellungen wie sein „Hausvater" und alle Rollen von ähnlichem Gepräge zündend ein. Trotzdem diente seine Mitwirkung in der Stadt der Wurst und Mumme nie als Zugmittel für die Kasse, da man ihm die Eitelkeit nicht verzeihen konnte, alles spielen zu wollen. Zeigte er sich doch sogar als Zinngießerlehrbube Heinrich in Holberg's „Politischem Kannengießer"; dieser jugendlich-komische, hurtig-behende Naseweis, dargestellt von dem neunundvierzigjährigen, zahnlosen Manne, mußte mit Grund missfallen. Die Kälte des Publikums, verbunden mit den wohlbegründeten, unantastbaren Einwänden Schröder's gegen solche Rollensucht, mögen Ekhof verstimmt und nachhaltig erbittert haben; am 1. Juli kündigte er plötzlich Ackermann den Contract. Die in Hannover heimlich vorbereiteten Dinge waren inzwischen gereift; dem bisher als Bühnenführer gleichsam nur dilettirenden Seyler, der einerseits selbst keine Lust hatte, als Kaufmann mühevoll von neuem zu beginnen, andererseits aber auch immerfort noch unter dem nämlichen Banne jener spielwüthigen Schauspielerin stand, welche der Bühne um keinen Preis zu entsagen entschlossen war und die ihn einst um der schrankenlosen Befriedigung ihrer Rollensucht willen überhaupt zum Unternehmer gepreßt hatte — Abel Seyler war der große Wurf gelungen, sich die Hülfsmittel zu verschaffen, um fortan an der Seite seiner geliebten Madame Hensel eine eigene, nicht mehr eine nur gepachtete Bühne zu leiten. Unter dem 21. März 1769 hatte König Georg II. zu Saint-James ihm „die Gnade der Verleihung des Charakters eines Directeurs Königl. und Churfürstl. Teutscher Hof-Schau-Spieler gethan"; außer der Einnahme vom Publikum erhielt Seyler in Hannover freies Theater im Schlosse; die „prächtigen Decorationen und Kleidungen des weiland französischen Theaters" wurden ihm übergeben; gegen kleine Entschädigung genoß er freie Musik, und ein jährlicher Zuschuß von tausend Thalern aus königlicher Kasse ward ihm gesichert. Also privilegirt, durfte er „die vornehmsten Städte des Churfürstenthums" (mit Ausnahme von Göttingen, welches als Universitätsstadt vor der Pest deutscher Komödie

Digitized by Google

fürder durchaus gehütet bleiben sollte), sowie während der Messen Braunschweig bereisen; für die damalige Zeit in der That sehr ansehnliche Vergünstigungen, welche Seyler aller Wahrscheinlichkeit nach dem Einflusse seines Schwagers Joh. Gerh. Reinh. Andreae, Hofapotheker zu Hannover und der königlichen Kammer als wissenschaftlicher Sachverständiger sehr nahe stehend, verdankte. Als Gegenleistung für dieselben hatte er „eine Gesellschaft deutscher Schauspieler, so gut sie in Deutschland zu erhalten möglich", zu stellen.

Solcher Verpflichtung nachzukommen, reiste er im Mai 1769 nach Braunschweig und unterhandelte heimlich mit den ersten Mitgliedern der Ackermann'schen Bühne. Eine Anzahl Unzufriedener, darunter Ekhof, schloß sogleich Contracte mit ihm; gerade „die besten Broterwerber" verstand Seyler seinem Nebenbuhler abzudingen, und fahnenflüchtig kehrte auch Ekhof seinem langjährigen Freunde und Duzbruder den Rücken, genau so, wie er später wiederum Seyler verließ, als ihm eine Heimstätte in Gotha winkte. Kein Band wahrer Anhänglichkeit schlang sich in der Regel um Principale und Mitglieder; jene pflegten Entbehrliche zu entlassen, gleichviel, ob solche Hungers starben; diese wandten sich von jahrelang bewährten Führern ohne weiteres ab, wenn sie anderswo günstiger gestellt zu werden hofften. Es war nur das frostige Verhältniß des Besoldenden zum Söldling; einer schloß nur „mit dem Glücke des andern den Bund"; wenn man sich trennte, so war „kein menschlich Band zerrissen" —

Ein munt'rer Sinn bewegt die leichten Säfte,
Doch keine Seele wärmt das Eingeweide.

So war es durchweg, und Ekhof machte keine Ausnahme. Mit Ackermann unzufrieden, zog er davon; Ackermann seinerseits mag damals jene von herber Bitterkeit nicht freien Betrachtungen über Ekhof angestellt haben, welche Meyer bei Gelegenheit von Ekhof's Tode vorträgt. Die Bemerkung freilich bleibt wahr: daß der Künstler nach seinen Mitschauspielern nicht fragte, vielmehr Werth wie Wahl der Stücke lediglich danach abmaß, inwiefern er selbst darin glänzen könnte. „Leitung und Führung des Ganzen

Digitized by Google

war ihm Bedürfniß", er mußte an erster Stelle stehen. Er durfte es wollen; unglücklicherweise aber fand er bei Ackermann neben sich einen Schröder, und — Schröder war des Unternehmers Sohn! Eine Reibung war unvermeidlich. Die „etwas zu strenge Oekonomie" des Principals beschleunigte den Entschluß zur Entfernung bei Ekhof, er folgte Seyler als „kurhannöverscher Schauspieler" am 20. August 1769; mit ihm ein Häuflein Abtrünniger, deren keiner sich um Ackermann's Schicksal bekümmerte. Vergnügt zog die Schar in Hannover ein; schon erwartet von der ihrem Seyler getreu zur Seite gebliebenen Madame Hensel, die als Eingeweihte angesichts der Nähe einer Entscheidung der großbritannischen Majestät sich nicht erst die Mühe genommen hatte, auf so kurze Zeit mit Ackermann davonzureisen. Volle Befriedigung ihrer Theaterleidenschaft war ihr endlich gesichert; und wenn auch bitter, doch zutreffend ist Schröder's Wort in dessen zu Hannover verwahrten Papieren: nicht aus reinen Motiven, „nicht zum Behufe echter Kunst" sei jenes Privileg „erschlichen".

Der nunmehr selbstständige Prinzipal Seyler, als Predigerssohn zu Liestal am 23. August 1730 geboren, war seit 1764 Witwer; seine einzige Tochter heirathete 1781 den Dichter Leisewitz. Sie wurde erzogen bei ihrem Oheim Andreae, welcher seinen zum guten Wirthschafter ein für allemal verdorbenen Schwager über eigenes Vermögen zu unterstützen nicht müde ward. Anfangs zwar fand die mit einem „etwas zu poetischen" Prologe, den natürlich Madame Hensel sprach, und Weiße's „Rosamunde" am 4. September 1769 zu Hannover eröffnete Bühne großen Zulauf; weislich hatte Seyler, der Kluge, auch hier wiederum seine „nationalen Absichten" stark betont und officiös versichern lassen, auf der „durch königliche Huld" von „Thaliens August, Georg" einzeräumten Bühne solle nur „dem Nationalgeschmack" geopfert werden; die Gesellschaft „dürfe daher wol einen völligen Sieg über alle die Hindernisse hoffen, welche jetzt oder künftig Cabale und Vorurtheil gegen alles was deutsch ist oder Neuerung scheint, erregen möchten". Damit war der Besuch des Seyler'schen Theaters als Ehrenpflicht jedes Deutschen hingestellt, ein Ausbleiben fast zum Vaterlandsverrath gestempelt;

Digitized by Google

als Gegenleistung bot der „nationale" Principal Ballete, welche „zu Zeiten zu spielend, anderswo ekelhaft und voll von abgeschmackten Prügeleien" gefunden wurden; er bot zwischen den Acten ernster Dramen „pantomimische Spiele", worin Ohrfeigen, clownartig ausgetheilt, die Hauptsache waren; er bot ferner Operetten, für die er eigens den Kapellmeister Schweizer zu sich berief; er ließ gelegentlich eine Gesellschaft italienischer Operisten kommen und stellte übrigens sein Repertoire nur nach dem Gesichtspunkte zusammen: dankbare Aufgaben für Frau Hensel zu häufen, mochten die Stücke, in denen sie glänzen konnte, auch von Franzosen, Engländern, Italienern oder Spaniern herrühren. Die ausländische Bühnenliteratur etwa planmäßig durch eine deutsche zu ersetzen, fiel Seyler gar nicht ein; seine „nationale Culturmission" war lediglich ein Aushängeschild.

Die nun immer bedeutungsvoller und zusammenhängender auftretende Tageskritik, welche allerdings nicht gerade am Wege liegt und deshalb sogar von speciellen Fachschriften wie die „Chronik" der Bühne von Hannover völlig unberücksichtigt geblieben ist, nennt Seyler's damalige Truppe „eine der vorzüglichsten, obgleich nicht vollkommen", denn ungeachtet sie „mehr als vierzig Köpfe stark" sei (der unglückliche Pantoffelmann Seyler hatte sogar eine notorisch talentlose Nichte der Madame Hensel engagiren müssen), so bleibe doch, neben Ekhof, „noch ein Alter" erwünscht; letzterer selbst galt als Hauptzierde des Ganzen, als „vielleicht einziger gebildeter tragischer Schauspieler". Mit Beifall wurde er so überschüttet, daß es Madame Hensel nach Brandes' Versicherung nicht ertragen konnte und vor Neid je länger, desto nervöser wurde; in dieser Stimmung hielt sie bald nach Eröffnung der Bühne zu Hannover einmal das Kreischen einer schlecht geölten Logenthür für einen Pfiff, stürzte (wie sie dies öfter gethan hat) aufgeregt an die Rampe, rief dem Publikum zornig zu: „Wenn ich misfällig bin, so will ich mich entfernen" und verließ wirklich die Bühne, sodaß das Stück nicht ausgespielt werden konnte und der Vorhang fallen mußte. Diese Impertinenz war schuld, daß Seyler in Hannover keinen festen Fuß fassen konnte; „ein unvertilgbarer Unwille gegen diese

Digitized by Google

ehrsüchtige Schauspielerin" bemächtigte sich der weitesten Kreise. Die Rückwirkung solcher Stimmung auf die Kasse blieb nicht aus; nur wenige Wochen, und Seyler sah sich gezwungen, seine Truppe nach Lüneburg zu führen, wo am 27. September 1769 in einem nothdürftig zum Theater hergerichteten Brauhause (ein Schauspielhaus existirte noch immer nicht) mit „Essex" begonnen wurde; die „Einförmigkeit der Decorationen" (welche auf das Repertoire nicht ohne Einfluß blieb) ertrugen die Lüneburger willig, welche überhaupt dem Schauspiel große Theilnahme zuwandten und den Künstlern den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen suchten.

Namentlich war es Ekhof, „der überall Beliebte", den man feierte. Fast zwanzig Jahre waren verstrichen, seit er hier seine theatralische Laufbahn begonnen hatte; „mit Vergnügen" wurde an diesen Umstand in der Tagespresse erinnert und zahlreiche „Familien echter Biedermänner" wetteiferten, dem unterdessen gereiften und berühmt gewordenen Künstler ihre Hochachtung zu bezeigen. Der Bürgermeister Schmidt, der Syndikus Oldekop, die Doctoren Janssen und Kraut, der Hauptmann von Plathe — althannoverischem Adel entsprossen — alle rechneten sich den Umgang mit Ekhof zur besondern Ehre an, sodaß der Künstler sich in Lüneburg wie in einer zweiten Vaterstadt fühlte. Ein heller, erfreulicher Sonnenstrahl herzlich-warmer Theilnahme vergoldete hier den dornenvollen Erdenpfad des „deutschen Roscius"; dennoch liegt etwas Trübes in dem Gedanken, daß Ekhof nach zwanzigjähriger theatralischer Laufbahn noch immer wie an deren Beginn nichts anderes war, als ein heimatloser, vom Schicksal hin- und hergeworfener Wanderkomödiant.

Seinen Kunstleistungen folgte die Kritik mit Liebe; trotz des elenden scenischen Apparats rührte Ekhof jedes Herz. Wenn er, als Essex verhaftet, seinen Degen abgab, blieb kein Auge trocken; wenn er als Danaus in Le Miere's „Hypermnestra" seine Tochter niederwarf und ihr das Schwert auf die Brust setzte, stockte den Zuschauern der Athem. „Unvergleichlich" fand man den Oheim des verbrecherischen jungen londoner Kaufmanns „Barnwell", den Ekhof jetzt seinen Jahren gemäß übernommen hatte; einzig und allein als Tellheim „war er nicht völlig an seiner Stelle".

Digitized by Google

Nur zu rasch verflossen die schönen lüneburger Tage; die auf der primitiven Bühne „vorstellbaren" Stücke waren bald abgespielt, Wiederholungen durfte man dem kleinen Publikum nicht bieten, und so schieden die Künstler schweren Herzens am 3. November 1769 von der gastlichen Heidestadt, welche Ekhof nicht wieder sehen sollte; nach der „unter außerordentlichem Gedränge" gespielten Tragödie „Eduard III." (von Weiße) machte eine „Abschiedsrede" der Madame Hensel den Beschluß.

Der nächste Zufluchtsort war Celle, wo die Aufnahme gleichfalls den Charakter der Herzlichkeit trug; die ersten Darsteller wurden, „da sie nicht allein ihre Kunst, sondern auch ein anständiges Betragen zur Empfehlung hatten, öfters in den angesehensten Gesellschaften sehr glänzend bewirthet"; neben den Räthen des obersten Gerichtshofs der Krone gehörte der bekannte Rector Steffens nicht zu den letzten, die den Umgang der Künstler suchten. Zum Schauplatz diente in Celle das auf königlichen Befehl zum Zweck der Vorstellungen hergerichtete Reithaus; an der Vollendung des Schloßtheaters wurde eifrig gearbeitet. Die in Lüneburg so beifällig aufgenommene „Hypermnestra" — eine Glanzrolle der Madame Hensel — machte am 8. November den Beginn; vorher hielt diese Unersättliche zur Begrüßung eine „Anrede" an das Publikum. Auch die in Celle gegebenen Vorstellungen werden begleitet durch ausführliche Berichte, welche des Lobes voll sind über Ekhof; in Le Grand's „Der Wucherer ein Edelmann" gab er den Bruder des geadelten Wucherers in plattdeutscher Sprache zum Ergötzen der Cellenser; auch als „Herzog Michel" konnten sie sein Plattdeutsch bewundern. Am meisten pries man den Künstler aber doch in tragischen Rollen; sein „König Codrus" wird als lebens- und würdevoll gerühmt, bei seinem „alten Capellet" herrschte im ganzen Hause feierliche Stille. „Aus allen Ständen" strömten dem Theater um dessen anerkannter Vortrefflichkeit willen „Freunde" zu; als Prinz Ernst von Mecklenburg-Strelitz am 22. November 1769 unvermuthet in Celle eintraf, eilte er sogleich in die Komödie, wo ihn eine feierliche, weihrauchduftende Anrede (sie ist uns im Druck erhalten) als nichts

Digitized by Google

Geringeres, denn als „Schutzgott der Schauspielkunst" begrüßte; Sprecherin war natürlich Madame Hensel, die sich nachher auch noch als Melanide von La Chaussée vorführte. So feierte die „national-deutsche" Gesellschaft einen deutschen Fürsten! Und nach der letzten Vorstellung (Schlegel's „Trojanerinnen") hatte jene Frau die Stirn, eine „Abschiedsrede" mit der Versicherung zu halten: „das vaterländische Schauspiel werde bald den Schwung der Britten nehmen",

Wenn Deutsche sich nicht mehr des deutschen Namens schämen.

Dabei waren aber bis zum 18. December 27 Vorstellungen gegeben worden, von denen die Nachspiele fast durchweg, unter den einen Abend füllenden Stücken jedoch vierzehn auf Ausländer fielen; ein Product wie Weiße's „Romeo und Julie" ist dabei als „national-deutsch" gezählt! Ein Recensent mahnte denn auch Seyler zu einer Reorganisation seines Repertoires, die geboten sei, „wenn man nicht aus Noth den schon zu sehr, wie es scheint, herrschenden Geschmack des Publikums hiesiger Lande an kalten erzählenden französischen Trauerspielen noch allgemeiner machen und die Hoffnung auf ein Nationaltheater ein halbes Jahrhundert weiter hinaussetzen will". Damit ist der Beweis geliefert, daß Seyler mit dem Strome eines schlechten Geschmackes — wenn dieser wirklich vorhanden war — wohlgemuth schwamm; ein Märtyrer nationaler Tendenzen war er gewiß nicht.

Von Celle ging der Unternehmer zunächst nach Hannover zurück; dann wieder nach Celle, abermals nach Hannover, endlich nach Stade und zuletzt nach Hamburg, alles dies binnen genau sieben Monaten, denn am 17. Juli 1770 eröffnete er seine Bühne in Ekhof's Vaterstadt mit der unvermeidlichen „Hypermnestra", welcher eine von Madame Hensel gesprochene „Anrede" voraufging. Doch nicht genug, daß diese letztere als Schauspielerin und in Rollen glänzte, denen die alternde und feiste Dame längst entwachsen war: sie versuchte sich auch als Dichterin; ihr Drama „Die Familie auf dem Lande" (aufgeführt am 21. August 1770) wird jedoch „schwach an Plan, Charakteren und Dialog" genannt. Am 23. August ward die Bühne mit einem französischen Stück wie begonnen, so geschlossen;

Digitized by Google

Racine's „Mithridat" folgte eine „Abschiedsrede" in Versen, recitirt von Madame Hensel und (gleich der Begrüßungsrede) verfaßt von dem zum 1. October bei Seyler als Theaterdichter fest engagirten Joh. Benj. Michaelis, der diese Stellung eingestandenermaßen mit der Hoffnung antrat: „in der Gesellschaft eines Ekhof vergnügt zu leben". Michaelis, ein Freund Weiße's, Gellert's und Ebeling's, war Anfang 1770 von letzterm nach Hamburg berufen, um dort die Redaction des „Unparteiischen Correspondenten" zu führen; diese Arbeit ward dem ungeduldigen Manne aber bald zur Last, und auf Lessing's Empfehlung trat er zu Seyler's Truppe, wo er es jedoch nicht länger, als am Redactionspulte aushielt. Er starb schon am 30. September 1772.

Trotzdem nun von der Gesellschaft, deren Zierde Ekhof bildete, in Hamburg gerühmt wurde: „Steifheit des Geberdenspiels sei entfernt und natürlicher Conversationston bei ihr eingeführt", so waren doch die Geschäfte anfangs nicht glänzend, bis die unerwartete Ankunft König Christian's VII. von Dänemark und seiner Gemahlin zu Altona hierin erfreulich Wandel schuf, da der Monarch wiederholt das hamburger Theater besuchte und eine Menge Neugieriger herbeizog. Er ließ ein königliches Geschenk für die Kasse zurück, die dadurch wieder flott ward; eins der „auf allerhöchstes Verlangen" gegebenen Stücke war „Minna von Barnhelm", worin aber Ekhof als Tellheim nicht mehr durchweg ansprechen wollte. Dagegen finden wir ihn wiederum in herzlichen Beziehungen zu dem inzwischen durch sein 1768 erschienenes Trauerspiel „Ugolino" besonders berühmt gewordenen H. W. v. Gerstenberg, während Joh. Matth. Dreyer, Ekhof's alter Freund, den Brandes irrthümlich um diese Zeit noch lebend einführt, seit Jahresfrist gestorben war. Albrecht Wittenberg jedoch, dieser merkwürdige literarische Klopffechter, der eine so stark hervorstechende Rolle in der hamburgischen Journalistik spielt, wird, wie mit Brandes, so auch mit Ekhof umgegangen sein, der ja in des Licentiaten Uebersetzung der „Ericia" schon am 27. October 1768 den Oberpriester gespielt und damit einen neuen Erfolg errungen hatte. Unzweifelhaft öffnete sich Ekhof auch gastlich das Haus der Legationsräthin Zink, eines „Frauen-

Digitized by Google

zimmers von Einsicht und Geschmack", welche am 16. August 1770 eine bürgerliche Tragödie nach dem Englischen des Rowe: „Kalliste oder die schöne Büßende" hatte aufführen lassen; Frau Zink war eine Gönnerin von Michaelis, der sie „seine hochgebietende Dame" nannte. Professor Dusch in Altona endlich, „unter der Last seiner sehr unpoetischen Mitbürger seufzend", suchte mit Vorliebe den Umgang dramatischer Künstler, den diese ihm nicht versagten.

So erfreute sich Konrad Ekhof fortdauernd wärmster Gunstbezeigungen in seiner Vaterstadt, bis er aus derselben schied; am 24. August 1770, fast genau funfzig Jahre, nachdem er daselbst das Licht der Welt erblickt, verließ er Hamburg für immer; er hat dies Land seiner steten Sehnsucht nachher nicht wieder gesehen. Dem Forscher aber bleibt die Wahrnehmung merkwürdig, wie Ekhof, Schröder, Iffland, Sophie Schröder, Friedrich Ludwig Schmidt — diese vornehmsten Säulen und eigentlichen Träger des Tempels deutscher Schauspielkunst — sämmtlich dem protestantischen Norden, ja, theilweise einem sonst als nüchtern und prosaisch geltenden Boden entsprossen, alle aber, mit einziger Ausnahme Iffland's, in Hamburg zu ihrer eigensten Vollkommenheit gelangt sind; auch Iffland nannte das hamburger Theater ausdrücklich „seine erste Schule".

Seyler führte nun seine Truppe nach Lübeck; am 29. August 1770 begann man daselbst mit „Hypermnestra", gleichzeitig das Versprechen gebend, „bei Künstlerehre sich der Gewogenheit des Publikums beständig würdig zu machen". Im ganzen scheint dies — wenn wir einem Berichte in Schmid's „Parterr" glauben dürfen — gelungen zu sein; Ekhof namentlich hat fast ausschließlich lobende Censuren, nur daß man von seinen niedrigkomischen Charakteren wünschte, er möge sie etwas gemildert haben. In Dancourt's „Weinlese" gab er den Gärtner Tulms „in der obersächsischen Bauernsprache; vielleicht aus dem Grunde, weil im Niedersächsischen keine großen Weinlesen gehalten werden. Allein er bedenkt nicht, daß diese Sprache in Niedersachsen unverständlich wird, daß er sie sehr hart spricht und eben dadurch viel Komisches verloren geht". Es scheint, andere Dialekte als den plattdeutschen nachzuahmen, habe nicht zu den starken Seiten

Digitized by Google

Ekhof's gehört. In Väterrollen riß er wiederum die Zuschauer zu ungetheilter Bewunderung hin; in den Charakter des Capellet „verwandelt er sich" geradezu selbst; „seine Empfindungen sind Capellet's Empfindungen, seine Bewegungen Capellet's Bewegungen". Als Hausvater „übertraf er noch die vorgefaßte gute Meinung". In einer andern Väterrolle (Wohlau in Sturz' „Julie") half „er allein dem Stücke auf und gab ihm Würde"; eine Wiedersehensscene im vierten Acte zwischen ihm und seiner Tochter gilt dem Berichterstatter „als Meisterzug". Ebenso spielte er als Oberst Rivers in der „Zärtlichen Zurückhaltung" den „Auftritt mit seiner Tochter vortrefflich und voll Empfindung". Immer sind es die Töne, die aus dem Herzen quellen, deren Fülle und Kraft man bei Ekhof bewundert; sie klopften denn auch nie vergebens an die Herzen der Hörer, welche sie vielmehr mit urkräftigem Behagen gezwungen zu haben scheinen. Auch Heroen wie der Augustus in Corneille's „Cinna" geriethen ihm, vorzüglich dank seiner Meisterschaft in der Declamation der Verse; daß er dabei nie in den hohlen Staatsactionston verfiel, beweist die gelegentliche Bemerkung: „Ekhof spricht natürlich und überzeugt. Oft spricht er zu natürlich, vergißt die Würde, die sein Charakter auch in der Sprache erfordert und erregt Gelächter." Vielleicht waren die Lübecker von 1770 dem Ideal von Einfachheit und Wahrheit, welches Ekhof auch für die Tragödie aufstellte, nicht reif; sie fanden es wenigstens sehr hübsch, als Madame Hensel in ihren Königinnen „stets mit Majestät" sprach, „sodaß man die Königin hörte". Große dieser Erde konnten sie sich anscheinend nicht anders denken, als auf Stelzen schreitend und wie die Nachmittagsprediger redend, gerade wie Kinder sich Könige nie ohne Krone und Scepter vorstellen; in den Märchen gehen die Majestäten bekanntlich mit diesen Attributen ihrer Würde sogar zu Bette.

Merkwürdigerweise wollte Ekhof's Schüler Meyer, der inzwischen schon zu ersten Rollen aufgerückt war, in Lübeck durchaus nicht gefallen, während z. B. die Lüneburger ihn sehr gern gesehen hatten. „Er zeigt viel guten Willen, aber wenig Talente. Zu einem Liebhaber, zu einem Manne von Erziehung und

Digitized by Google

Sitten schickt er sich am wenigsten. Sein Dialekt verräth den Niedersachsen, sein Gesicht ist ängstlich, seine Stellung steif, seine Action voller Zwang. Verse declamirt er ziemlich; mit der Zeit möchte er Fähigkeit zu raisonnirenden Alten erlangen." Man glaubt, Ekhof's Bild mit verzogenen Linien in einem Bezirspiegel zu sehen! Hoffentlich nur — unter solchen Umständen — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe" übernahm der funfzigjährige Ekhof gelegentlich noch Liebhaberrollen, muß sich aber sagen lassen, daß, mit wie viel Kunst, mit wie viel Leben er sie auch spiele, „Sprache, Gesicht, Körper und — Alter" doch „dem Liebhaber nicht entsprechend seien". Diesen einzigen Tadel unterdrückt selbst ein Referent nicht, der für den Künstler eine gewisse menschliche Theilnahme mitgebracht zu haben scheint; er eröffnet seine Besprechungen mit einem warmen Berichte über Ekhof's Lisimon (in Falbaire's „Galerensklaven"), der „vollkommen" gewesen sei; „man kann nichts Rührenderes sehen. Das zitternde Alter, das ehrwürdige Gesicht — alles erregte Aufmerksamkeit und Ehrfurcht. Jetzt öffnete der fromme Greis den Mund und alles schwamm in Thränen; er schwieg, und tiefe Seufzer aus der beklommenen Brust belohnten den Meister." Sehr schön und mit einer gewissen Pietät heißt es dann weiter: „Und dieser Mann — ist es möglich! — dieser Mann, der in unserm Herzen die edelsten Empfindungen rege macht, der gesittete Bürger, ja, oft Christen bildet, dieser rechtschaffene Mann muß seinen Unterhalt gleich dem niedrigsten Possenspieler von Stadt zu Stadt suchen!"

Diese letzte trübe und doch so wahre Thatsache findet sich nur an jener einzigen Stelle öffentlich hervorgehoben; vielleicht ist sie der gedruckte Widerhall einer mündlich von Ekhof gegen den Berichterstatter ausgesprochenen Klage. Denn allerdings steigern sich die Ortsveränderungen Seyler's in dieser Zeit auf fast unglaubliche Weise; alle vier, fünf Wochen finden wir ihn anderswo. Am 19. October 1770 fiel der Vorhang in Lübeck zum letzten male; selbstverständlich erst nach einer Abschiedsrede aus Madame Hensel's Munde. Sie mußte überall das erste und das letzte Wort haben, der erste und der letzte Beifall durfte

Digitized by Google

nur ihr gelten. Das nächste Reiseziel der Truppe war Hannover, wo Seyler aber durchaus nicht mehr so willkommen war wie ehedem, weil er seinen Besuch zu oft wiederholte und die häufig gesehenen Schauspiele — deren ganz natürlich wegen der vielen Reisen keine neuen einstudirt werden konnten — ihre Anziehungskraft versagten. Wenige Wochen also, und Seyler führte am zweiten Weihnachtstage 1770 seine Schar nach Hildesheim, wo in einer „überall durchlöcherten Komödienhütte mehrentheils im Schneegestöber" gespielt wurde; ein unbehaglicher Aufenthalt, den die Hildesheimer denn auch mieden, sodaß bereits am 17. Januar 1771 Osnabrück als eine Art von Winterquartier aufgesucht werden mußte, wo die Aufnahme der Gesellschaft freundlich war, weil die Einwohner seit langer Zeit kein Schauspiel gesehen hatten. Namentlich fand das Domkapitel Vergnügen an den theatralischen Belustigungen und nahm sämmtliche Schauspieler liebenswürdig genug auf, ihnen Küche und Keller bereitwillig zu öffnen; sogar von fern her kamen Standespersonen, das Spectakel zu sehen, wie z. B. der Dombechant Ernst Idel Jobst von Vincke aus Minden, Vater des berühmten Oberpräsidenten von Westfalen. Ein warmer Schauspielfreund war auch der osnabrückische Oberhofmarschall Frhr. von Münster.

Nun hatte Ekhof zwar schon an manchen Orten sich auf einem sehr engen Theaterchen behelfen müssen; das engste aber, auf dem er jemals gespielt hat, war unzweifelhaft dasjenige zu Osnabrück. Es war kaum für ein Puppenspiel groß genug; man durfte sich daher hier ebenso wenig wie vordem in Lüneburg, Stade u. s. w. auf Stücke einlassen, die eine Verwandlung der Bühne erforderten. Die Maschinerien waren dem Raume des Schauplatzes angemessen, auffallend lächerlich aber die Decorationen. Auf jeder Coulisse, welche „Wald" vorstellen sollte, erblickte man ein weidendes Schaf, daneben eine zierlich gemalte Stockrose und im Prospecte Bäume, unter denen einige Personen lustwandelten, sich natürlich aber ebenso wenig wie die Schafe von der Stelle bewegten, sondern stets gegenwärtige „steifleinene" Zuschauer abgaben.

Merkwürdig war die Stimmung des Publikums, von welchem Seyler abhing; während der Adel und das Domkapitel ihm

Digitized by Google

durchaus gewogen war, verhielt der mittlere Bürgerstand sich kühl, da er die gewohnte „lustige Person" vermißte; der Pöbel aber — in dem Wahne, daß „die Komödianten große Reichthümer aus der Stadt schleppen würden" — nahm je länger, desto mehr eine so feindselige Haltung an, daß etliche brutale Rädelsführer wiederholt während der Vorstellungen Steine durch die Fenster aufs Theater warfen, wodurch die Scheiben zertrümmert und die Schauspieler beschädigt wurden. Gegen diese Rohheiten des Pöbels gab es kein Mittel, als Entfernung von Osnabrück, leider ohne die vermeinten „großen Reichthümer". Seyler zog Ende Februar wieder nach Hannover, fand aber elf Wochen lang gar keinen Zuspruch und versuchte sein Heil wiederum in Hildesheim, wo die vordem von Schneeflocken feucht begrüßten Künstler jetzt, während sie „arbeiteten" (wie man damals noch ganz allgemein sagte), von den Strahlen der durch das Dach scheinenden Sonne des wundervollen Monats Mai belästigt wurden; da der vollkommene Ebbestand der Kasse jedoch eine Abstellung dieses Uebels nicht gestattete, so mußte man dulden, was nicht zu ändern war.

Inzwischen hatte Seyler aber- und abermals um die Vergünstigung gebeten, in Göttingen Vorstellungen geben zu dürfen. Umsonst. „Eine Schaubühne werde den Studirenden zu übermäßigen Ausgaben sowie zu allerhand Ausschweifungen und schädlichen Zerstreuungen gar zu große Gelegenheit geben, könne einfolglich mit dem Nutzen und der Absicht der Universität nicht bestehen"; dabei blieb es. Weil Seyler aber erklärte, dann müsse er zu Grunde gehen, da, wenn diese wichtige Stadt ihm verschlossen bleibe, das Kurfürstenthum ihn und seine Truppe nicht erhalten könne, so erhielt er im Frühjahr 1771 die Erlaubniß, auch außerhalb der hannoverischen Grenzen Vorstellungen geben zu dürfen; nur auf etwa fünf Monate jährlich solle er nach Hannover zurückkehren. Hierfür verblieb ihm der Zuschuß der tausend Thaler, auch wurde das in Hannover nöthige technische Hülfspersonal fortan vom Hofmarschallamte besoldet.

Frohere Hoffnungen mochten Seyler's Brust beleben, als er — dieser Vergünstigungen sicher — Ende Mai wieder nach Hannover zog. Dort aber war das Publikum der sich ihm be-

Digitized by Google

ständig aufdrängenden Madame Hensel so gründlich satt, daß der entschiedenste Unwille gegen sie sich ungescheut kundgab. Es wurde fast täglich vor leeren Bänken gespielt; die durch das fortwährende Reisen ohnehin erschöpfte Kasse kam um so weniger zu neuen Kräften, als sogar der fällige königliche Zuschuß mit Beschlag belegt ward, denn die nach und nach gemachten Schulden abzutragen, ja, auch nur deren Zinsen zu bezahlen, war Seyler's Sache nicht gewesen. Die Lage war also im höchsten Grade bedenklich; der Bankrott — Herrn Abel Seyler, vom Chronisten der hannoverischen Bühne zubenamst „der ehrliche", eine nicht mehr ungewöhnliche Sache, — war vor der Thür.

Da war es Konrad Ekhof, der die Gesellschaft aus so verzweifelten Umständen rettete. Seine Persönlichkeit flößte Seyler's Schwager, dem Hofapotheker Andreae, das Vertrauen ein, noch einmal, und tiefer als je zuvor, in seine Tasche zu greifen und „eine beträchtliche Summe" zur Aufrechthaltung des dem Untergange nahen Werkes herzugeben. Er knüpfte seine Hülfe jedoch an die ausdrückliche Bedingung: der „ehrliche" Seyler, sein Schwager, dürfe mit der Führung des Ganzen auch nicht das Geringste mehr zu thun haben; Ekhof ward von ihm als derjenige bestimmt, welcher den verfahrenen Thespiskarren wieder aus dem Sumpfe ziehen sollte.

So hatte denn Ekhof unerwartet die volle Verantwortlichkeit für das Fortkommen des Künstlerhäufleins. Die Führung der Bühne wie die Verwaltung der Kasse sollte ihm contractmäßig und „mit Bewilligung sämmtlicher Schauspieler" übertragen bleiben, bis das lecke Schiff wieder flott sei. Keine demüthigendern Bedingungen für Seyler lassen sich denken; er nahm sie an, um nicht schon jetzt seine Zahlungsunfähigkeit erklären zu müssen. Madame Hensel jedoch reichte ihre (halbjährige) Kündigung ein, bewarb sich um eine Anstellung in Wien und erhielt sie. Seyler reiste nach Wetzlar, um der Gesellschaft die Erlaubniß auszuwirken, dort zu spielen; sie wurde ihm ertheilt und gegen Ende Juni 1771 zog die nunmehr in der Theatergeschichte geradezu als „Ekhof'sche Truppe" vorkommende Gesellschaft in die Mauern jener altehrwürdigen Stadt ein, welche

Digitized by Google

damals das Reichskammergericht umschlossen. Der Weg war über Göttingen und Gießen genommen worden, in welcher letztern Universitätsstadt der Herausgeber des „Parterr", Christian Heinrich Schmid, als „Professor der Dichtkunst" lebte; unter dem Titel „Erscheinungen" (Gießen 1771) schrieb er ein sehr schmeichelhaftes Lobgedicht auf die vorzüglichsten Mitglieder der Ekhof'schen Truppe — ein Unterfangen, welches ihm als eine „Entweihung der Feder" vom Universitätsrector so übel genommen wurde, daß eine gerichtliche Belangung in Darmstadt darauf folgte, die aber den Professor so wenig anfocht, daß er nun erst recht oft nach Wetzlar fuhr, um die Schauspieler in Wirksamkeit zu sehen; in der That ward denn auch jene Klage abgewiesen. Schmid's Besuche in Wetzlar aber regten zuerst dessen „Theaterchronik" (Gießen 1772) an, und festigten ferner in ihm jene Urtheile, welche er 1775 in seiner „Chronologie des Deutschen Theaters" niederlegte, und die namentlich über Ekhof sehr schmeichelhaft sind, der überhaupt auf diese wichtige Schrift von unmittelbarem Einflusse war, indem er, wie ein ungedruckter Brief des Künstlers an Nicolai beweist, Schmid die von ihm gesammelten Materialien zu einer Geschichte der Schönemann'schen Bühne für die Abfassung der „Chronologie" zu Gebote stellte. Aus dem Vorworte dieses — der berühmten Corona Schröter gewidmeten — Werkes, sowie aus dessen „Nachtrage" geht überdies hervor, was der soeben erwähnte Brief bestätigt: daß nämlich Ekhof dasselbe vor der Veröffentlichung genau gelesen hat. Durchweg ist der größte Einfluß des in der Geschichte seiner Kunst gründlich bewanderten Schauspielers auf die „Chronologie" unverkennbar, wobei es abermals zu Ekhof's Gunsten spricht, daß auch hier wieder mancher Umstand, den ein Held der Reclame benutzt haben würde, sich selbst im Brillantfeuerwerk ausgezeichnetster Verdienste strahlen zu lassen, gar nicht oder nur andeutungsweise erwähnt wird.

Die Vorstellungen zu Wetzlar begannen am 29. Juni 1771 mit „Richard III." und einem Prologe aus Gotter's Feder. Seit geraumer Zeit war kein gutes Schauspiel am Orte gewesen, die Ekhof'sche Gesellschaft ward daher mit offenen Armen aufgenommen; voll ungesuchter, wahrer Herzlichkeit empfing seinen

Digitized by Google

alten Freund Ekhof namentlich Gotter, nunmehr Legationssecretär. Bekanntlich gehörte derselbe in Wetzlar zu jener berühmten Tafelrunde, welcher kurze Zeit später auch Goethe beitrat; Ekhof wird diesem, der von dem Künstler wol zuerst in Leipzig durch Tradition ein Bild erhalten hatte, aus Gotter's begeisterter Schilderung alsdann näher bekannt geworden sein.

Je länger, desto höher stieg der Antheil, den sich Ekhof's Gesellschaft durch ihre Vorstellungen wie durch ihr untadelhaftes sittliches Betragen zu Wetzlar sicherte; die Theaterkasse wurde durch den fleißigen Besuch der Einwohner sehr bald in so guten Stand gesetzt, daß nicht nur die rückständigen Gagen an die Mitglieder nachbezahlt werden konnten, sondern dank Ekhof's weiser Sparsamkeit wurde sogar ein kleines Kapital für die Zukunft gesammelt. Ehrgeizig setzte der Künstler sicher seine ganze Kraft daran, den ihm zutheil gewordenen Auftrag glänzend zu erfüllen, und hierher möchte man aus Schütze's in Betreff der Zeitfolge völlig confusem Kapitel über Ekhof die Angabe setzen, er habe „oft seine Hände, ja nothfalls den ganzen Körper mit angelegt, um eine unbehülfliche Maschine vom Theater zu ziehen oder eine verworrene Decoration zu entwirren". Sparsamkeitsrücksichten geboten die weitestgehenden Einschränkungen; da war es Ekhof, der mit Kopf und Arm, mit seiner Begabung wie mit seiner Hände Arbeit das Aeußerste aufbot, einen schimpflichen Bankrott abzuwenden. Es gelang; ja, ein unerwarteter Glückszufall sollte die Lage der Ekhof unterstellten Schauspieler bald noch weit vortheilhafter gestalten. Die Herzogin-Regentin Anna Amalie von Sachsen-Weimar, welche eine Zeit lang die Koch'sche Truppe an ihren Hof berufen hatte, richtete — da diese nach Berlin abging — ihr Augenmerk auf die in Wetzlar agirenden Schauspieler, deren Principale sie unter sehr günstigen Bedingungen eine dauerhafte Anstellung bot. Nichts konnte willkommener sein; das Erbieten ward sogleich angenommen, und am 18. September 1771 schloß Ekhof seine Bühne in Wetzlar mit Greßet's „Sidney" und einer Abschiedsrede von Gotter, der in seiner aufrichtigen Antheilnahme sich immer gleich geblieben war. Nachdem man so dem Publikum für dessen „bis-

Digitized by Google

herige liebreiche Unterstützung herzlich gedankt", eilte man der sich darbietenden gesicherten Versorgung fröhlichen Muthes entgegen.

Wol war das Weimar von 1771 noch in keinem Betracht dasjenige, als welches es von 1775 an in allmählich steigender Entwickelung vor dem geistigen Auge jedes Gebildeten steht; dennoch mußten die so lange ruhelos hin- und hergetriebenen Künstler sich hier wie im Himmel fühlen. Die Gesellschaft fand gleich bei ihren ersten Vorstellungen den Beifall der Herzogin und des nur aus geladenen Gästen des Hofes bestehenden Publikums; die Fürstin sprach bei nächster Gelegenheit ihre Zufriedenheit persönlich gegen die Künstler aus, denen sie zugleich erlaubte, bei Concerten und andern öffentlichen Hofluſtbarkeiten fortan ungehindert zu erscheinen. Auch finanzielle Vergünstigungen blieben nicht aus; unter anderm wurden die Schauspieler von der Bezahlung aller „Accise- und Trankſteuer" befreit.

Es war am 7. October, als Ekhof's Gesellschaft in Weimar ihre Vorstellungen (mit Beaumarchais' „Eugenie") begann; ſie war zu dreimaligem Auftreten in der Woche verpflichtet und erhielt dafür eine ansehnliche, allſonnabendlich bezahlte Summe; außerdem ward alles Nöthige geliefert; das mit guten Decorationen ausgestattete Theater befand sich zu ebener Erde im untern Saale des Reſidenzſchloſſes an der Ilm; Beleuchtung und Muſik waren frei, ſogar Wein und Speiſen wurden geliefert, „wenn es einem Dichter gefallen hatte, in ſeinem Werke änrichten zu laſſen". Wenn ein Stück neue Kleider und Decorationen erforderte, ſo ließ die Herzogin dieſelben aus ihrer Schatulle herſtellen. Das Wichtigſte blieb aber doch die fortdauernde perſönlich-unmittelbare Theilnahme der genialen Anna Amalie am Wohl und Wehe der einzelnen Bühnenmitglieder; in damaligen Zeiten mußte es als ſehr merkwürdig gelten (und wurde auch in dieſem Sinne öffentlich verzeichnet), daß eine Fürſtin „mit dem deutſchen Schauſpieler huldreich und gnädig ſprach; ihn lobte, tadelte — nach Verdienſt — und ihn zu fleißigem Fortgange in ſeiner Kunſt ermunterte".

Dem ſpäter als Schauſpieler, Bühnendichter und Director

Digitized by Google

bekannt gewordenen Großmann ist es zu danken, wenn wir in einem „Sendschreiben über die Ekhof'sche Schauspielergesellschaft" vom Eröffnungstage an bis zum 29. Mai 1772 eine mehr oder minder ausführliche Kritik besitzen, welche bisweilen den kecken Muth der Jugend und ein schnelles Fertigsein mit dem Worte verrathen mag (Großmann zählte 25 Jahre, als er das — anonym erschienene — „Sendschreiben" verfaßte), die aber trotzdem im höchsten Grade beachtungswürdig ist. Fast unmittelbar auf dieses gedruckte Material folgt als mir vorliegende, bisjetzt unbenutzte handschriftliche Quelle ersten Ranges ein von Ekhof selbst am 22. Juni 1772 angelegtes und bis elf Tage vor seinem Tode immer eigenhändig fortgeführtes „Comedien- und Operettenverzeichniß", die Angabe der zu Weimar, Leipzig, Altenburg und Gotha gespielten Stücke mit zahlreichen Bemerkungen Ekhof's enthaltend; ein wahres „goldenes Buch" der deutschen Bühne und voll der wichtigsten Aufschlüsse. So kann die Forschung den Künstler an dessen Lebensabend um so mehr fast Schritt für Schritt begleiten, als in Gotha ein Mann an seine Seite treten sollte, der in richtiger Erkenntniß von Ekhof's Bedeutung Unschätzbares für die Aufhellung seiner Lebensumstände gethan hat: Heinrich August Ottokar Reichard.

Aus Ekhof's Notizen geht zunächst die bedeutende Höhe der Summe hervor, welche die Regentin auf ihr Theater verwendete; es waren über 10,000 Thaler. „Bei solchen Vortheilen", bemerkt Großmann, „kann eine Gesellschaft schon mehr leisten als jede andere, deren Einnahme von dem Eigensinn eines Parterre abhängt." Dies der Gesichtspunkt, von dem aus er Ekhof's Leitung bemängelt: „seine Wahl der Stücke taugt nichts. Er ist mit den neuern Producten der Engländer, Franzosen und selbst der Deutschen nicht bekannt und leiert also alte, abgenutzte Sachen her, die bei keiner andern Gesellschaft mehr gäng und gebe sind. Wie man sich ins Ohr flüstert, geschieht es darum, weil er in selbigen die Hauptrollen spielt, diese vollkommen innehat und mit Erlernung neuer Rollen sein Gedächtniß nicht gern martern will. Neue Stücke werden also selten gegeben, und wenn er sie gibt, kann er seine Rolle darin nie-

Digitized by Google

mals ohne Anstoß. «Emilia Galotti» war bei dieser Gesellschaft im October 1772 noch nicht aufgeführt! Man beschuldigt Herrn Ekhof ferner, daß er in Austheilung der Rollen und Kleider gleich parteiisch sei; ich möchte lieber sagen, daß er es nicht verstehe. Er vernachlässigt das Costüm, oder ist zu haushälterisch, einen Uebelstand mit etlichen Thalern abzukaufen. Griechen und Römer treten oft in einerlei Uniform auf und tragen seidene Strümpfe und Schuhe." Welche Bestätigung der Meyer'schen Worte: „Ekhof hatte den ersten Theil einer guten Wirthschaft, Ersparung, wol begriffen, aber er hielt diesen Theil für das Ganze. Daß es einträglichen Aufwand geben könne, blieb ihm fremd!" Und das Gedächtniß soll überhaupt Ekhof's schwache Seite gewesen sein; an völliger Treue desselben habe es ihm, versichert Schütze, von jeher gefehlt. Nicht nachlässig, aber schwer memorirte er; „die Wahrheit seines Ausdrucks, die Bedeutsamkeit seines Mienenspiels" mußte dann den Mangel an Sicherheit in dem vom Dichter vorgeschriebenen Texte „minder bemerklich" machen. Nur in diese Zeit kann auch die von Brandes erzählte Anekdote fallen, daß Ekhof in der Väterrolle des „Zweikampfs" — jenes Bühnenstückes des Predigers Schlosser, das Goeze's Streit wider die Sittlichkeit des Schauspiels hervorrief — stecken blieb und dadurch so den Kopf verlor, daß er den Souffleur auf offener Bühne ausschalt. Endlich half ihm dieser wieder in den Text — und nun feierte Ekhof allerdings einen seiner größten Triumphe; „die Zuschauer waren noch wegen seines Gedächtnißfehlers beunruhigt und die Illusion durch den Zwischenfall gänzlich gestört, selbst die Mitspielenden außer Fassung gesetzt. Ekhof sprach eben jetzt gewiß nicht aus dem Herzen, aber seine rührenden Töne, sein redendes Auge, sein ausdrucksvolles Gesicht rissen jeden sogleich und so allgewaltig zur innigsten Theilnahme zurück, daß allgemeines Schluchzen entstand und selbst die Mitspieler, gerührt, Erholung bedurften."

„Aber muß", fragt Großmann, „ein großer Acteur darum auch ein guter Directeur sein?" Leider kann der Vorwurf nicht entkräftet werden, Ekhof habe für das neu erwachende Leben der deutschen dramatischen Literatur immerfort nur wenig entgegenkommendes

Digitized by Google

Verständniß gezeigt; „Clavigo" ließ er erst am 19. April 1776 aufführen; „Götz von Berlichingen" war für ihn gar nicht vorhanden; „Hamlet" erschien unter seiner Direction erst am 30. Januar 1778; „Stella", „Erwin und Elmire" — beide 1776 in Hamburg gegeben — rührte Ekhof nicht an; den „Kaufmann von Venedig" und „Maß für Maß" ebenso wenig. Zwischen dem Verzeichniß der unter Ekhof in Gotha und der gleichzeitig unter Schröder in Hamburg gegebenen Stücke, die uns ja beide erhalten sind, herrscht ein schreiendes Misverhältniß; in Gotha Zopf, „alte Leier", wie Großmann sagt, und ein langweiliges, stagnirendes Repertoire; in Hamburg Leben, frische, fröhliche Kraft. Eine untergehende und eine glanzvoll neu heraufziehende Zeit: diese Gegensätze waren 1774—78 nicht weiter voneinander getrennt, als Gotha von Hamburg entfernt liegt. Ekhof hatte sich überlebt; er war nur noch eine Ruine, wenn auch eine stolze, und obschon seine schauspielerischen Leistungen noch mit Recht bewundert wurden, wo — die Eitelkeit den Künstler nicht verführte, sich zu vergreifen. In Hagen's „Magazin" begegnet man der alten Klage: „Ekhof's Sucht, junge Rollen, sobald es Hauptrollen sind, zu spielen", sei eine „Thorheit", vor der seine Jahre den Künstler billig schützen sollten; er wird ermahnt, „sein graues Haar zu bedenken", und wie er „durch solche Thorheiten bei dem Zuschauer die Achtung schwäche, welche er sich so rühmlich erworben, wenn er in seinem Fache geblieben sei". Dies ist das Thema, welches auch Großmann in seinem „Sendschreiben" in allen möglichen Tonarten variirt, und es macht in der That den widerwärtigsten Eindruck, Ekhof von seiner Spielwuth gelegentlich bis zur brutalen Rücksichtslosigkeit gegen seine Kunstgenossen fortgerissen zu sehen. „Herr Ekhof ist in den mehrsten Rollen groß; wer ihn aber noch nie gesehen hätte, würde ihn wahrlich im Mellefont (8. November 1771) nicht gefunden haben. Er hatte nicht memorirt! Es gehört ein großes Maß närrischer Eigenliebe und sehr wenig Achtung gegen den Zuschauer dazu, wenn Ekhof uns überreden zu können glaubt, er wäre der Mann, um den eine Sara Sampson eine Thorheit begehen könne. Kein Küchenmensch, nicht die Auf-

Digitized by Google

wärterin in dem elenden Wirthshause würde sich in einen solchen Mellefont verlieben. Und wenn es noch der Gesellschaft an einem jungen tüchtigen Schauspieler fehlte! Aber Böck würde den Mellefont gut gemacht haben, und Ekhof könnte als Sir Sampson jedes Auge zu Thränen bringen, statt daß Brandes sein junges, männliches Gesicht mit Bleiweiß färben, die Augenbrauen anstreichen und in eine grämliche Perrüke kriechen mußte, um sich lächerlich zu machen." Am 7. Januar 1772 spielt Ekhof den Tellheim. „Pfui! Fräulein Minna! Was haben Sie für einen Geschmack!!" ist Großmann's ganze Kritik. Den Harpagon des Molière „gibt Ekhof (am 13. Januar) sehr gut, nur schien ihm das Gedächtniß oft untreu zu werden. Daß er die alten Lazzi mit dem Lichtauslöschen und -anstecken im fünften Acte beibehalten hat, ist zu verwundern, da er selbst empfinden sollte, wie sehr die Aufmerksamkeit der Zuschauer dadurch unterbrochen wird; daß er das eine Licht löscht, ist ein guter Einfall, den Charakter zu bezeichnen; die öftere Wiederholung macht ihn lahm. Das Licht in der Hand, im Busen oder in der Tasche anzünden zu lassen, ist eine übertriebene Posse."

Zehn Tage später bezauberte Ekhof als Dorimond in der „Cenie" der Fr. v. Graffigny alle Herzen noch gerade so wie zur Zeit des hamburger Nationaltheaters, wo Lessing ihn „ganz Dorimond" nannte. Großmann versichert mit Wärme, diese Rolle habe Ekhof „ausnehmend schön" vorgestellt; „man kann es nicht genug wiederholen, daß er in dergleichen Rollen unübertrefflich ist". Auch Goldoni's „gutherzigen Murrkopf" spielte der Künstler (24. Februar) „mit allem ihm eigenen Feuer"; nichts verfehlend, „was den Charakter in sein gehöriges Licht setzen konnte". Nur den feinern Anstand vermißte Großmann, „das vortreffliche Bild, mit etwas mehr Würde verbunden, würde solches mehr herausgehoben und dadurch anziehender gemacht haben." Nun folgt eine sehr interessante Abschweifung des Kritikers: „Ekhof setzt im Capellet und andern dergleichen Rollen, um seinem Spiel den möglichsten Grad von Wahrheit zu geben, die Würde seiner Person gemeinhin um einige Punkte herab; sein Spiel wird dadurch weniger affectirt, er nähert sich

Digitized by Google

der Natur, aber — von ihrer minder edeln Seite. Und die Bühne soll uns die Natur von ihrer feinsten, edelsten Seite zeigen! Dies beiseitegesetzt, dürfte der Bourru bienfaisant von keinem Schauspieler eigenthümlicher herausgebracht werden, da zu Ekhof's Kunst noch sein natürlicher Charakter kommt, der mit dem Bourru bienfaisant besondere Verwandtschaft haben soll."

Man muß darauf hinweisen, wie gerecht, wie warm Großmann über Ekhof urtheilt, sobald dieser Väter spielt; in solchen Rollen will er geradezu „nie einen andern Schauspieler sehen", doch als Nikander (in Schlegel's „Triumph der guten Frauen") — als Liebhaber, als Wüstling — „widersprach seine Figur (am 16. März 1772) allem, was er sagte". Gleichsam abschließend und den Gesammteindruck von Ekhof's Leistungen summirend, fährt dann der Bericht über diese Rolle fort: „Herr Ekhof ist ein Mann von sechzig Jahren, von einer kleinen, nicht allzu vortheilhaften Figur; alle Kunst, die er anwendet, seinem Gesichte und seiner Gestalt ein jugendliches Ansehen zu geben, verhindert nicht, den alten, steifen Mann zu erkennen. Und dennoch unterläßt der Mann nicht, die Rolle des Spielers zu übernehmen, von dem im Stücke selbst gesagt wird, man müsse seiner großen Jugend etwas zugute halten! Dies wird ihm von Brandes gesagt, einem Manne, der beinahe dreißig Jahre jünger ist! Diesen denke man sich als Vater, Ekhof als Sohn, — heißt das nicht den Augen und Ohren der Zuschauer Gewalt anthun? Er spielt ferner den Mellefont, und zwar aus bloßer Wollust, denn Böck, der die Rolle recht gut spielen würde, hat in dem Stücke nichts zu thun. Wie ihm der Tellheim gerathe, unterlasse ich zu beurtheilen; Ekhof vergißt u. a., welcher von seinen Armen blessirt sei und spielt einen Act mit dem linken, den andern mit dem rechten Arm. Im «Tartüffe» straft ihn jedes Wort Lügen; dieser feiste Wollüstling — wie paßt dazu die dürre, hagere, steife Figur, wie der beschneite Kopf Ekhof's! Diese Widersinnigkeit ist in einer Menge Rollen offenbar; mit so ausnehmender Feinheit er den Orosman spielt, so darf dies seine Rolle nicht mehr sein. Er hat gar keinen Anstand, nicht die Hoheit, nicht den Adel der Figur, und in einem Ekhof'schen

Digitized by Google

Alter beherrscht die Liebe einen Sultan in dem Grade nicht mehr, um so viele Schwachheiten darum zu begehen. Dafür spiele er den Lusignan, reiße alles mit sich fort, erweiche jedes Herz, presse dem Unempfindlichsten Thränen aus und zwinge die hölzernen Statisten zum Weinen. Hier erkenne ich den großen, den unnachahmlichen Schauspieler; nicht im jungen Stutzer, nicht im feurigen Liebhaber, nicht im Nikander, der auf seine Kunst, Frauenzimmer zu erobern, reist. Nichts wird Herrn Ekhof so beschwerlich, als auf die Knie zu fallen; dazu muß er ordentlich Anstalten machen, denn seine Knie sind nicht mehr biegsam genug und auf den Beinen ist er ohnedies nicht sicher; daher scheint sein Gang ein immerwährendes Stolpern zu sein."

Deutlich erhellt, daß alles — Jahre, Körper, Gesichtsbildung und Mangel an Gedächtniß — den Künstler auf das Väterfach ausschließlich hinwies. Er scheint sich wenig behaglich darin gefühlt zu haben; als er den Lusignan (in „Zayre") wirklich übernahm, spielte er daneben noch den Orosman; den „gutherzigen Murrkopf" hielt er in Gotha bis zum 31. Mai 1776 zurück; die Glanzrolle des „Hausvater" („vollkommen!" nennt ihn darin der „neidische" Schröder, und fügt hinzu: „Ich hätte mich nicht mit ihm messen mögen!") brachte er nur zweimal wieder auf seine Bühne, gar nicht wieder erschien unter seinem Directorat „Emilia Galotti". Zuerst am 30. December 1772, zuletzt am 20. Mai 1775 notirt Ekhof's „Goldenes Buch" dies Drama, welches von Seyler's Truppe in Weimar neun-, in Gotha zwei-, in Leipzig drei-, im ganzen vierzehnmal gegeben wurde; einstudirt ward es unter Seyler, nicht unter Ekhof, der aber wol immer Odoardo war und in dieser Rolle Schink, Kotzebue, Engel und Nicolai zur Bewunderung hinriß, mochte auch sein Gedächtniß schwach, seine Repräsentation des „Obersten" und des Italieners zu bemängeln sein. „Sein Odoardo war das Nonplusultra der Kunst", bemerkt Schink; „alles, was ich über diesen Charakter schrieb, ist sein Werk; ich habe gleichsam nur sein Spiel abgeschrieben"; gerade wie einst Lessing gesagt: „Was man Lehrreiches (in der Ausschweifung über den Vortrag moralischer Stellen) findet, hat man lediglich den Beispielen des Herrn Ek-

Digitized by Google

hof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abstrahiren gesucht." Schink's Lob kennt keine Grenze: „Was auf Odoardo-Ekhof's Stirn wühlte, was in seinen Augen rollte, auf seinen Wangen glühte, in allen Bewegungen seines Körpers zitterte — das kann kein Pinsel, kann der feurigste Ausdruck nicht malen. Seine Töne des erstickten Zorns, der knirschenden Wuth, des zusammengebissenen Schmerzes, sein Lachen der Verzweiflung — wer kann das malen! Sein «Doch, doch, meine Tochter!» — nie ist es noch wieder in eines Schauspielers Seele, in eines Schauspielers Mund gekommen." Aehnlich so urtheilt Nicolai, der Ekhof am 4., wo nicht am 25. Mai 1773 als Odoardo gesehen hat; des Künstlers Spiel war von „wunderbarer Wirkung"; es enthüllte dem mit dem Stücke genau vertrauten Zuschauer gleichwol „noch manche feine Züge". Und Engel schien durch die bloße Erinnerung an Ekhof's Odoardo im Jahre 1802 „förmlich verjüngt" zu werden, wie F. L. Schmidt berichtet, dem Engel die Hauptscenen des Dramas im Zimmer vorspielte, wie Ekhof sie einst gegeben hatte.

Die Uebereinstimmung des Lobes aller Zeugen für diese Rolle berechtigt, sie für den Triumph von Ekhof's Kunst zu halten. Immer wieder hat man dabei die Vergänglichkeit schauspielerischer Leistungen zu beklagen, denn es ist außerordentlich auffallend, wie sehr die Urtheile der Zeitgenossen über Einzelnheiten in Ekhof's Spiel abweichen. „Wer machte, so wie er, Corneille's Todtengerippe zu seelen- und kraftvollen Wesen, Herz und Geist interessirend?" fragt Schink begeistert; „einen Corneille'schen Helden von Ekhof zu sehen, der dem pomphaften Dialoge seine prosaische Declamation gab, war in der That komisch", versichert Engel. „Mit Eins tritt der fortschreitende Fuß fest auf; die Arme sinken, der ganze Körper zieht sich in wagerechten Stand. Eine Pause, und dann die Reflexion"; rühmend beschreibt dies Lessing. „Ekhof wußte nichts von feierlich abgemessenen Schritten, vom Tragen des Körpers nach Tanzmeistermanier, vom kunstmäßigen Erheben und Sinkenlassen des Arms", widerspricht der Verfasser der „Mimik" dem der „Dramaturgie" schnurstracks. „Sein Gedächtniß war zum Bewun-

Digitized by Google

dern; eine Rolle von vier bis fünf Bogen memorirte er in beinahe ebenso viel Stunden", sagt Brandes; „es fehlte Ekhof an einem völlig treuen Gedächtnisse", sagt Schütze, und Großmann pflichtet ihm bei. „Sein theoretisches Studium der Kunst war begrenzt, und auf anhaltende, zweckmäßige Lektüre verwendete er keine Zeit", hebt Brandes hervor; für das Gegentheil besitzen wir die Beweise! Der „critische" Danziger findet 1757: „Ekhof's größte Stärke ist in niedrigen komischen Rollen"; — „so gemeine Hanswurstspäße wie Ekhof erlaubten sich Ackermann und der doch jugendlich muthwillige Schröder nie", betheuert die Kummerfeld, und Lessing redet von „unanständigen Grimassen". Iffland versichert: „Ekhof trug seine Brust auf der Bühne mit unübertrefflichem Adel"; Brandes meint: „Wenn Ekhof eine Person von Stande vorstellte, bemerkte man Mangel an Erziehung." Reichard nennt Ekhof „in seinem Umgange, gesellig, offen und vertraut", Brandes klagt über seine Verschlossenheit und Wortkargheit. J. D. Beil lobt Ekhof's ausdrucksvollen Kopf; dem „critischen" Danziger erschien „seine Gesichtsbildung nicht reizend". Die „gefällige Wahrheit, das feine Leben, die glückliche Laune" bewundert Iffland an Ekhof, namentlich in höhern komischen Charakterrollen; Schröder spricht ihm eigentlich jeden „Anstrich des Komischen" ab. Ja sogar Wahrnehmungen, zu denen man gar kein Kunsturtheil, sondern nur die nüchternste Beobachtung braucht, werden heftig umstritten: „Ekhof's Redegewalt trug ein Organ von donnernder Macht, das bis heute ohne gleichen ist auf der Bühne", schwärmt Iffland; „Herrn Ekhof's Organ ist ziemlich schwach und nicht sehr angenehm", berichtet jener leipziger Anonymus von 1769, dem schon 1757 der danziger Referent beigestimmt hatte: „Herrn Ekhof's Stimme ist nicht angenehm", allenfalls sei sie „deutlich"; während wiederum Reichard „die Kraftstimme" und Meyer „die stille Gewalt und den Wohllaut des Ekhof'schen Vortrags unerreicht" nennt. Brandes, Iffland und Beil haben neben Ekhof gespielt; jener erzählt: „Nur selten setzte sich Ekhof ganz innig in die Empfindungen, welche die Handlung forderte, aber er täuschte die Zuschauer durch seine Kunst. Ohne alles Mitgefühl wußte er die Herzen zu rühren";

Digitized by Google

Iffland läßt (wie Beil) den Altmeister vom eigenen Spiele so ergriffen werden, „daß er sich selbst die Thränen aus den Augen wischte. Mit Verschwendung aller Seelenkräfte wußte er zu rühren". Das ist die prosaische Umschreibung von Löwen's Versen:

— Dein Affect, den die Natur dir gab,
Freund, prophezeit dir nichts als nur ein frühes Grab.

Ein so völlig unvereinbar auftretendes pro und contra von Zeugen, deren jeder auf gleiche Glaubwürdigkeit Anspruch erheben kann, vermag der Biograph, der es hier nicht mit der Parteien Gunst und Haß zu thun hat, lediglich zu registriren. Gewiß ist, daß Ekhof in Weimar das beste Andenken hinterließ; nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch wußte er sich ein dauerndes Gedächtniß zu stiften. Am letzten October 1772 legte er sein interimistisch verwaltetes Amt als Führer der Truppe nieder; „hier war (notirt er) eigentlich die Zeit, wo, nach der Erlaubniß, die Gesellschaft nach Hannover zurück mußte; man wollte sie gern in Weimar behalten. Herr Seyler nahm, weil mein Contract zu Ende war, die Direction wieder, forderte in Hannover seinen Abschied, erhielt ihn und engagirte sich in Weimar auf drei Jahre mit Zulage der tausend Thaler, die er in Hannover einbüßte; er erhielt also von nun an wöchentlich 245 Thaler." Wenige Zeit später (Anfang November) kam denn auch „Madame Hensel von Wien wieder, Herr Seyler reiste ihr entgegen und ließ sich eine Meile vor Weimar, in Osmanstedt, mit ihr trauen". Das öffentliche Aergerniß mochte denn doch zu arg geworden sein. So kam sie „als Madame Seyler nach Weimar". Die Geburtstage des Erbprinzen, des Prinzen Konstantin und der Herzogin werden stets feierlich begangen; nicht wenige Neuigkeiten der einheimischen Dichter und Musiker, wie Musäus, Bertuch, Wieland, Einsiedel, Wolff, Schweitzer, schritten über die Breter; am 28. Mai 1773 zum ersten male „die ernsthafte Oper Alceste", wie Ekhof schreibt; mit Text von Wieland, eine Kunstthat, auf welche bekanntlich der Beginn der modernen Oper zurückgeführt wird. Wieland machte für sein Werk brav Reclame im „Mercur", wo er auch einmal von Ekhof bemerkt, derselbe sei „unstreitig einzig in seiner Art".

Digitized by Google

Neben Wieland, Einsiedel und Bertuch verkehrte namentlich Musäus gern mit den Schauspielern; die Oberdirection der Bühne war dem Geheimrath v. Witzleben übertragen. Schwere Zeiten waren durchzumachen: die große Hungersnoth, welche ein Jahr nach Ekhof's Einzuge in Weimar Thüringen heimsuchte, erzeugte Epidemien; Krankheit und Mangel waren allgemein. Bei so trüben Zeiten erfreuten dann die Besuche lieber Freunde, welche Ekhof begrüßten: Professor Schmid kam aus Gießen; Gotter aus Gotha — meist in Gesellschaft von Ekhof's späterm Directionsgenossen Reichard — ferner erschien Großmann, namentlich aber („im Mai" 1773) Fr. Nicolai, begleitet von seinem buchhändlerischen Collegen August Mylius aus Berlin. Diese beiden Männer — wol durch die leipziger Buchhändlermesse in die Nähe Weimars geführt — konnten Ekhof nur den Odoardo spielen sehen; von dem Wunsche beseelt, an weitern Proben seiner Kunst sich erfreuen zu dürfen, besuchten sie ihn, geleitet von Nicolai's langjährigem Correspondenten Musäus, in früher Morgenstunde. In Schlafrock und Nachtmütze empfing sie Ekhof; sie erschraken über den tiefen Ausdruck des Kummers in seinem gefurchten Gesichte, auf dem der Gram über den Irrsinn seiner Gattin lag. Nach den ersten Begrüßungen — Ekhof war Fremden gegenüber stets so scheu, daß er oft aus Verlegenheit stotterte — setzte der Künstler, um dem Wunsche der Reisenden zu willfahren, seine Brille auf, und nun recitirte er einen affectvollen Monolog aus Cronegk's „Codrus" so schön, daß die erstaunten Hörer Brille, Nachtmütze und Schlafrock vergaßen. Dann ließ Ekhof die Scene des Wiedersehens des greisen Lusignan mit seinen Kindern folgen; die schlechten Alexandriner der deutschen Uebersetzung des Voltaire las er sitzend ab, wobei ihn der kleine Druck seines Buchs bisweilen zum Stocken brachte. Statt der Kinder standen zwei alte Stühle da, die Ekhof umarmte; den drei Hörern liefen dabei die Thränen über die Wangen. Als der Schauspieler diese Wirkung sah, sprang er auf, warf den Schlafrock ab und gab des Contrastes halber eine Scene seines plattdeutschen „Bauern mit der Erbschaft" zum besten, die von der heitersten Wirkung war. Nicolai schied von

Digitized by Google

Ekhof als dessen enthusiastischer Bewunderer; ein Briefwechsel folgte. Rührend bescheiden bat der Künstler, der Reisende möge doch ja, ja nichts drucken lassen über den bewußten Morgenbesuch! Daß es ihm gelungen sei, ohne „die Requisiten seines Metiers" Thränen in des Besuchers Augen zu locken und diese nachher durch Lächeln zu verdrängen, sei ihm der schönste Lohn. Nicolai willfahrte; erst 1784 sprach er öffentlich lobend über Ekhof; 1806 schrieb er auf Iffland's Anregung eine Skizze jenes denkwürdigen Morgenbesuchs für dessen ersten Bühnenalmanach. Doch nicht versagen konnte er es sich, dem ersten Stücke von Band 23 seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (1774) Ekhof's Bildniß, von Schleuen in Berlin nach einem von J. E. Heinsius zu Weimar gemalten Originale gestochen, vorzusetzen; als Unterschrift des Kupfers dienen die Worte des Cicero: „Etenim Roscius, cum artifex ejusmodi sit, ut solus dignus videatur esse, qui in scena spectetur, tum vir ejusmodi est, ut solus dignus videatur, qui eo non accedat." Noch vorhandene Briefe eines gemeinsamen Freundes, des weimarischen Hofapothekers Dr. Bucholz an Nicolai, beweisen, daß Ekhof ausdrücklich für letztern gemalt ward; Johann Ernst Heinsius, ein geborener Hildburghäuser, nachmals „Cabinetsmaler" und Lehrer am freien Zeicheninstitut zu Weimar, war zu seiner Zeit ein beliebter, namentlich in Weimar und Rudolstadt viel beschäftigter Porträtirer, der auch Ekhof's Freund Musäus gemalt hat.

In den Februar 1773 aber sollte die Erscheinung Fremder zu Weimar fallen, welche — obwol sie sich damals um Ekhof und seine Collegen sicherlich nicht gekümmert haben, außer daß sie dieselben (und zwar unter anderm am 13. Februar in „Emilia Galotti") spielen sahen — dennoch später von wichtigstem Einflusse werden sollten: Ekhof notirt den Besuch des Hofstaats von Gotha. Im November machte der weimarische Hof in der benachbarten Residenz seinen Gegenbesuch, weshalb die Schauspieler vom 8. bis 13. dieses Monats nicht zu spielen hatten; auch vom 9. bis 21. October 1771 war die Bühne „wegen Inoculation der Blattern an des Prinzen Karl August Durchlaucht" geschlossen geblieben.

Digitized by Google

Ein theatralisch interessantes Ereigniß bezeichnet den 17. Februar 1773: „Der Kranke in der Einbildung mit Zwischenspielen und Promotion, das erste mal; Notabene zum hundertjährigen Andenken von Molière's Sterbetag", notirt Ekhof, des großen Kunstgenossen pietätvoll sich erinnernd. Bei weitem folgenreicher aber war, was am 6. Mai 1774 berichtet ist: „Hausvater. Sollte aufgeführt werden, aber um Ein Uhr Nachmittags (die Vorstellungen begannen seit 6. October 1772 um 6 Uhr) entstand unter'm Dache über der Küche Feuer im Schlosse, wodurch dasselbe bei einem starken Nordwestwinde gänzlich in die Asche gelegt wurde." Die Herzogin lag beim Entstehen des Feuers unpäßlich zu Bett; nur mit einem leichten Nachtkleide angethan, mußte sie sich retten; eine Bürgersfrau reichte ihr auf dem Schloßhofe einen Mantel, um sie vor Erkältung zu schützen. Zu Grunde gingen die werthvollsten Schätze: Garderobe, Möbeln und Bibliothek der Herzogin, sowie das Theater, dessen Mitglieder sich aufopferungsvollst beim Retten betheiligten.

Die Herzogin Anna Amalie bewies bei diesem schweren Schlage die größte Standhaftigkeit und noch mehr Herzensgüte; trotz der schweren eigenen Verluste belohnte sie alle reichlich, welche an dem Rettungswerke Antheil gehabt, und entschädigte diejenigen, denen das Feuer Schaden verursacht hatte. Zu den letztern gehörte Ekhof, sowie der Schauspielunternehmer, dem ein beträchtlicher Theil seiner Garderobe verbrannt war; Ekhof notirt: „Seyler wurde nach vier Wochen mit vierteljähriger Gage und Schenkung der Schulden, die er noch an die Kammer restirte, entlassen, mit eigenhändigem Schreiben von der Herzogin an den Herzog von Gotha versehen, worauf die Gesellschaft auf ein Vierteljahr daselbst engagirt wurde. Am 5. Juni aus Weimar gereist und in Gotha angekommen, logirte ich beim Hofrath Jäger und zahlte fünf Thaler Monatsmiethe." Ekhof's Frau blieb zunächst noch in Weimar zurück. Die Entlassung der Schauspieler wurde, obwol die Maßregel unerlaßlich war, allseitig bedauert; Wieland allerdings hatte (in einem Briefe an Zimmermann) nur Sinn dafür, „daß er seine «Alceste» dabei verliere"; nebenbei beklagte er auch den „rechtschaffenen Andreae", der nun um das

Digitized by Google

Seine kommen werde, was auch geschehen ist. „Der Genius der dramatischen Kunst möge die guten Leute nach Gotha begleiten."

Der eigenhändige Brief Anna Amalie's an Ernst II. hatte also die besten Folgen gehabt; vorläufig war Ekhof's Zukunft gesichert. Am 8. Juni wurde auf dem kleinen Theater des gothaischen Residenzschlosses „Friedenstein" — demselben, welches jetzt noch vorhanden und in der neuesten Zeit wiederholt vom Herzog Ernst von Koburg zu Privataufführungen benutzt ist — mit „Richard III." angefangen; „hier bezahlten die Zuschauer!" notirt Ekhof. Die von der Gesellschaft gegebenen Vorstellungen verzeichnete Reichard 1775 in seinem ersten „Theaterkalender"; dies für die Kunde der ältern deutschen Bühne unentbehrliche Unternehmen, welches bis 1800 bestand, ist auf die von Seyler's Truppe ausgehende Anregung zurückzuführen; auch Ekhof hat manchen Beitrag von Werth dazu geliefert. Der Herausgeber des „Kalenders" verkehrte täglich mit den Künstlern, denen der Verleger jenes Jahrbuchs, Reichard's Schwager Ettinger, gastfrei sein heiterster Geselligkeit gewidmetes Haus öffnete; daneben wirkte Gotter anregend und befruchtend. Die angesehensten Familien wetteiferten, die Schauspieler freundschaftlich bei sich aufzunehmen und diese den Tausch gegen Weimar in keiner Weise nachtheilig empfinden zu lassen. Auch der Hof bewies sich gnädig, wie jener der Nichte König Friedrich's. Fremde von Ruf wurden durch den Reiz der Vorstellungen herbeigezogen; auch Großmann erschien wieder, um sich nunmehr der Bühne zu widmen; Ekhof, so bitter er sich über jenes „Sendschreiben" Nicolai gegenüber geäußert, war gutmüthig genug, den Anfänger in jeder Weise zu fördern. Großmann debutirte als Riccaut; den Tellheim endlich Böck abzutreten, hatte Ekhof sich entschließen müssen. Für ihn war das ein Ereigniß; er verzeichnet es mit großem „Notabene!" — Um zu sehen, wie die Künstler in Gotha aufgehoben seien, wol auch um dem Herzoge für sein hülfebereites Dazwischentreten zu danken, erschien vier Wochen nach Beginn der Vorstellungen in der Nachbarresidenz am 6. Juli 1774 Anna Amalie mit ihren

Digitized by Google

beiden Söhnen, blieb zehn Tage und besuchte das Theater; Ekhof führte bei dieser Gelegenheit seinen Odoardo vor.

Seyler's Bedingungen, die ihm in Gotha zugestanden waren, gestatteten ihm den Besuch der leipziger Messe; so brach er denn mit den Seinen am 24. September 1774 aus Gotha auf, kam am 26. in Leipzig an und begann am 29. in einer Bude vor dem Grimmaischen Thore (das am 6. October 1766 von Koch neu eröffnete Schauspielhaus hatte der bekannte Principal Döbbelin inne) seine Vorstellungen mit einer Begrüßungsrede in Versen von Chr. F. Weiße, dessen „Richard III." und einem Ballet. Zunächst war die Gesellschaft nicht auf Rosen gebettet; brotneidisch hatte Döbbelin ausgesprengt: Seyler's Bude werde zusammenstürzen, wenn Zuschauer sie besetzten; einige gute Freunde von ihm hatten Bänke losgebrochen, welche am Eröffnungsabend während der Vorstellung zusammenkrachten; ein Geschrei: „Die Bude stürzt ein!" ließ allgemeinen panischen Schrecken entstehen und die Zuschauer stürmten tumultuarisch gegen den Ausgang. Da trat Ekhof vor, redete voll Fassung, die sogar seinen Collegen abhanden gekommen war, welche costümirt und geschminkt ins Freie stürzten, das Publikum an, wußte sich Gehör zu verschaffen und setzte es mit seinem Ansehen durch, die Aufgeregten zu beruhigen und den Ungrund der gehegten Befürchtungen darzuthun. Zuschauer und Schauspieler fanden sich allmählich wieder ein, das Stück begann von neuem und konnte nun ungestört beendigt werden. Doch wurde laut Ekhof's Notiz mit dem 17. October „am Ranstädter Thore" — wo das Koch'sche Schauspielhaus lag — gespielt, denn Döbbelin war abgezogen; nun schritt am 18. October zum ersten male die mit Spannung erwartete Vorstellung der „Emilia Galotti" über die Breter. Als „Meßfremder" war Nicolai wieder anwesend; er verkehrte viel mit dem damals noch in Leipzig ansässigen J. J. Engel, der Ekhof nie zuvor auf der Bühne gesehen hatte, gegen „Emilia Galotti" im besondern aber sehr eingenommen war. Vergebens hatte ihm Nicolai vorgestellt, wie er dem Stücke unrecht thue, wovon ihn namentlich Ekhof's Spiel überzeugen werde, der eine bewundernswürdige Kenntniß des Innersten des

Digitized by Google

Odoardo-Charakters darthue, überhaupt „an Stellung, Bewegung, Gang, Miene, ja, Gestalt des Gesichtes immer der Mann sei, den er vorstellte." Engel schüttelte den Kopf; er blieb skeptisch, bis am 18. October abends der Vorhang zum letzten male gefallen war. Da rief er Nicolai zu: „Ich möchte mich todtärgern, daß Sie recht behalten. Um «Emilia Galotti» ganz zu fassen, muß man Ekhof den Odoardo spielen sehen." So begaben sich die beiden Freunde in eine kleine, doch erlesene Gesellschaft vorzüglicher leipziger Gelehrten, zu welcher auch Ekhof und Seyler gebeten waren; noch ganz aufgeregt trat Engel in diesen Kreis. „Ein Teufelskerl, dieser Ekhof", war sein erstes, energisch ausgerufenes Wort, „er hat mein ganzes Blut in Aufruhr gebracht, alle Adern sind mir geschwollen." Man machte ihn aufmerksam, wie der Gegenstand seiner Huldigungen schon anwesend sei; bescheiden hatte sich Ekhof zurückgehalten, doch im ersten Feuer flog Engel auf ihn zu und umarmte ihn. Dann aber trat er weit zurück, maß den Künstler von Kopf bis zu den Füßen und rief, indem er erstaunt die Hände erhob: „Nimmermehr ist das Männchen da Odoardo! Der war acht Zoll größer, stark und stämmig!" Und nun umarmte der vor Freude trunkene Gelehrte das „Männchen" zum zweiten male. Später wurde inter pocula viel über das Stück gesprochen; Ekhof zeigte hier, daß er jede Nuance im Charakter des Odoardo — und er brachte deren sehr geistreiche an — reiflich erwogen hatte. Mit lebhafter Theilnahme lauschte die Versammlung dieser bevorzugten Köpfe der Auseinandersetzung; jedes andere Gespräch verstummte, alle hatten nur Ohren für Ekhof. Zuletzt sagte Nicolai: „er sei erstaunt, wie tief der Künstler in seinen Gegenstand eingedrungen sei und wie er dem Dichter nachgearbeitet habe", worauf Ekhof mit feinem Lächeln antwortete: „Wenn der Dichter tief in das Meer der menschlichen Gesinnungen und Leidenschaften taucht, so muß der Schauspieler ihm ja wol nachtauchen, bis er ihn trifft. Das ist freilich mühsam und mislich; aber nur wenige Autoren machen es den Schauspielern so schwer wie Lessing. Man kann sie leicht haschen, denn sie schwimmen oben auf wie Baumrinde." — „Sie nur können Lessing

Digitized by Google

haſchen", unterbrach Engel den Sprecher; „wenn andere es Ihnen nachmachen wollten, würden ſie erſaufen wie die Ratten."

An dieſem denkwürdigen Abende mag Ekhof auch ſeinem Verehrer Nicolai das ihm von demſelben ſchon früher durch Vermittelung des Dr. Bucholz in Weimar abgenommene Verſprechen erneuert haben: das Merkwürdigſte ſeines Lebens „ſo vollſtändig als möglich mit allen minutissimis" aufzuzeichnen und es Nicolai einzuhändigen, damit dieſer es nach des Künſtlers Tode zu einer Biographie benutze; leider iſt ſolche nie ans Licht getreten. Engel aber gewann hier und feſtigte noch kurze Zeit ſpäter in Gotha jene lebhaften Eindrücke von Ekhof's Spiel, die er ſpäter in ſeine „Mimik" verwebte.

Außer dieſen neu gewonnenen Freunden verſchönte aber auch den Umgang mit ältern den diesmaligen Aufenthalt Ekhof's in Leipzig; der ehrliche Gellert allerdings war todt, aber Chriſtian Felix Weiße wie Kreuchauff ſchloſſen ſich wieder innig an den Künſtler, deſſen gegen Nicolai geäußerte Todesahnung nur zu tief in ſeinem ſchwankenden Geſundheitszuſtande begründet war. Noch gewann Ekhof an dem ſpäter berühmten Dramaturgen Schink, der als neunzehnjähriger Student der Theologie eigens von Halle gekommen war, die Seyler'ſche Truppe zu bewundern, einen feurig-enthuſiaſtiſchen Verehrer; die jugendliche Ueberſchwenglichkeit ſeines damaligen Urtheils ſpiegelt ſich treu in ſeinen ſpätern Bemerkungen über Ekhof wieder, was bei der Schätzung ſeines Urtheils wohl erwogen ſein will. Um dieſe Zeit ſpäteſtens muß es auch geweſen ſein, wo Anton Graff, ſeit 1766 Hofmaler zu Dresden, den vornehmſten Künſtler der Schauſpielertruppe ſeines Landsmanns Seyler malte; das Bruſtbild, gleich dem von Heinſius Ekhof im rothen Sammtrock, Beutelperrüke und Spitzenjabot darſtellend, kam ſchon Ende 1774 in das Cabinet Herzog Ernſt's II. von Gotha, nachmals aber in die dortige herzogliche Gemäldegalerie, deren Katalog es jetzt in der zweiten Abtheilung („Deutſche Meiſter des 17. und 18. Jahrhunderts") unter Nr. 7 verzeichnet. Das Original, auf Leinwand gemalt, iſt vielfach nachgebildet worden; zuerſt, geſtochen von Geyſer, vor Reichard's

Digitized by Google

Theaterkalender von 1775, dessen Herausgeber es treffend ähnlich genannt hat.

Am 4. November 1774, als die Messe in Leipzig beendigt war, wurden die Vorstellungen dort mit einer Wiederholung der „Emilia Galotti", einem Ballet und einer Abschiedsrede geschlossen; fünf Tage zuvor, am 31. October, hatte Ekhof das Reformationsfest andachtsvoll begangen; er gedenkt des für jedes protestantische Herz erhebenden Tages in seinen Aufzeichnungen.

Zu Gotha wurde am 8. November mit dem „Edelknaben" und Ballet angefangen; die Vorstellungen dauerten unter stets wachsender Theilnahme Einheimischer und Fremder bis zum 7. April; am 18. desselben Monats ward zu Leipzig am Ranstädter Thore mit „Merope" und voraufgehender Rede von Weiße begonnen und die ganze Ostermeßzeit hindurch fortgespielt. Am 24. Mai notirt Ekhof: „Minna von Barnhelm. Danksagungsrede von Minna Brandes, wegen des Benefizes zum Institut einer Pensionskasse; Autor der Rede: Großmann." Schon hier also war ein Gedanke wirksam, den Ekhof noch kurz vor seinem Tode kräftig zu entwickeln Schritte that; es handelte sich dabei um nichts Geringeres als um dasjenige, was mehr als zwei Menschenalter später die „Perseverantia" wieder aufnehmen, erst in jüngster Zeit aber die „Deutsche Bühnengenossenschaft" weiterführen sollte. Am 26. Mai ward mit „Romeo und Julie" geschlossen, worauf noch eine von Weiße verfaßte, von Madame Seyler gesprochene Abschiedsrede folgte; am 27. Mai schied Ekhof für immer von der Stadt, die ihn so oft in ihren Mauern gesehen, mit der so viele Fäden herzlichen Gedenkens ihn verknüpften. Der „alte Capellet" war die letzte Kunstleistung Ekhof's auf den leipziger Bretern.

Bereits am 30. Mai begannen die Vorstellungen wieder auf dem Schloßtheater zu Gotha; Seyler hatte in Leipzig Vorschläge zu einem vortheilhaften Engagement seitens des dresdener Hofes erhalten, nahm sie an und wollte mit Ablauf seiner (inzwischen verlängerten) Verpflichtungen gegen Herzog Ernst II. — 2. September 1775 — Gotha gänzlich verlassen. „Aber (erzählt Reichard in seinen noch ungedruckten Lebenserinnerungen) an die

Digitized by Google

Entbehrung des vortrefflichen Schauspiels dachte in Gotha hoch und niedrig nur mit Schrecken; andererseits hatte ein großer Theil der Schauspieler die Stadt sehr lieb gewonnen, sodaß der Gedanke des Tausches ihres gesitteten Parterre gegen ein stürmisches großer Städte, wie sie es soeben wieder in Leipzig kennen gelernt, ihnen höchst widrig erschien. Da ich mit den meisten dieser Künstler auf vertrautem Fuße stand, so machten sie gegen mich kein Hehl daraus, daß sie mit beiden Händen den geringsten Anlaß ergreifen würden, für immer in Gotha zu bleiben."

Und so geschah es; Reichard faßte im Gespräche mit diesen Misvergnügten, als deren Stimmführer Ekhof gelten muß, den Gedanken, dem Herzog Ernst Vorschläge zur Errichtung eines eigenen Hoftheaters zu unterbreiten. Als Mittelsperson hierbei diente — merkwürdig genug — der Oberconsistorialpräsident Klüpfel.

Der Herzog genehmigte alles; nur scheinen ihm die von Seyler gezahlten Gagen zu hoch gewesen zu sein, denn er ließ den Mitgliedern, welche in Gotha bleiben und den durch anderweitig zu verschreibende „Subjecte" noch zu verstärkenden Stamm eines „Hoftheaters" — des ersten im modernen Sinne des Wortes! — bilden wollten, drei Viertheile ihres bisher bezogenen Gehaltes anbieten; Ekhof war einer der ersten, die auf diese Bedingungen eingingen, mit ihm das Ehepaar Böck, sein Schüler Meyer u. a., außer der Familie Brandes. Bemerkenswerth ist, daß in Reichard's Vorschlägen zur Errichtung der Bühne sogleich Bestimmungen über eine Pensionirung getroffen waren.

Seyler, seiner besten Mitglieder beraubt, sah sich durch eine rächende Vergeltung in die nämliche Lage versetzt, die er selbst einst Ackermann in Braunschweig bereitet hatte; contractmäßig mußte er dem Hofe noch nach Altenburg, wo inzwischen ein Landtag ausgeschrieben war, folgen; dort spielte seine Truppe vom 16. August bis zum 15. September 1775. „Hier verließ Seyler das gothaische Engagement", notirt Ekhof, „und zog das dresdener vor; ich und verschiedene blieben zurück und der Herzog errichtete daraus ein stehendes Theater, worüber nebst

Digitized by Google

mir dem Herrn Bibliothekar Reichard die Direction aufgetragen wurde." Mit Seyler's Abzuge löste sich die Spannung der Situation, welche bisher nicht behaglich gewesen war; ein neuer, wichtiger Abschnitt in Ekhof's Leben, der letzte, begann.

Schon mittels Reglements vom 17. Juli 1775 war „des so redlichen und alle darzu nöthige Kenntniß und Erfahrung besitzenden Herrn Ekhof's Incumbenz" festgestellt worden; er hatte die Gage wöchentlich zu bezahlen, die Proben anzusetzen und zu leiten, die Maschinerie und Erleuchtung der Bühne zu besorgen, die Costümirung zu überwachen — kurz, er war die eigentliche künstlerische Seele des Ganzen, denn er entwarf mit Reichard auch das Repertoire, welches der Herzog zu billigen hatte. Die Kasse führte Reichard, „Oberdirecteur" der Bühne wurde der Oberhofmarschall von Studnitz, später der Kammerherr von Ziegler, endlich Herr von Lenthe. Die noch nöthigen Engagements schloß Ekhof ab, der bei dieser Gelegenheit in seiner alten Freundin Starcke (die inzwischen verwittwet war) eine treffliche Kraft gewann; ebenso berief er die Aeltern der später berühmt gewordenen Henriette Hendel-Schütz, geb. Schüler, die als kleines Kind unter Ekhof's Augen ihre ersten Schritte auf der Bühne that.

In Altenburg war, wie zu Gotha, auf dem Schloßtheater gespielt worden; zur Eröffnungsvorstellung (Operette: „Die treuen Köhler") hatte die Herzogin neue Kleider nach altenburgischer Tracht besonders machen lassen. Seyler scheint das Scheiden nicht leicht geworden zu sein; desto vergnügter waren die Zurückbleibenden und hatten Ursache dazu. Unter den mit zollhohen Buchstaben geschriebenen Worten: „Neues Herzogliches Theater" notirt Ekhof: „Am 18. und 20. September sind die Stücke von den zurückgebliebenen Gliedern der Gesellschaft gespielt und die Einnahme vom Herzog an dieselben als ein Benefiz überlassen worden."

Nun kehrten die Schauspieler mit dem Hofe nach Gotha zurück, wo inzwischen die neu Geworbenen eingetroffen waren, und der 2. October 1775 muß als Eröffnungstag des ersten deut-

Digitized by Google

schen Hoftheaters gelten, das einen Ekhof zum artistischen Director hatte.

Leider hat er „seinen eigentlichen Standpunkt", wie Meyer sich ausdrückt, zu spät gefunden; „den Tod in der Brust zog der lebensmüde Greis nach Gotha", sagt Iffland. „Es flammten wol noch einzelne Lichtblicke auf, aber der matte Schimmer erwärmte nicht mehr." Gleichwol zwang er noch jetzt dem Kapellmeister Schweitzer die Versicherung ab: „die Gewalt und Harmonie des Ekhof'schen Organs versetze ihn wechselsweise in Erstaunen und Entzücken."

So war der Künstler, der — Herr über die Besetzung der Rollen — am 2. October 1775 sich eine Freiheit erlaubte, welche unter keinen Umständen und von keinem Gesichtspunkte aus zu entschuldigen ist. Als Eröffnungsvorstellung für die neue Hofbühne war Voltaire's „Zayre" nach einer „alten Uebersetzung" (welche Ekhof etwas verbessert hatte) gewählt worden; wahrscheinlich ist es die von „Gottsched's Altgesellen", dem „M. Joh. Joach. Schwaben" angefertigte gewesen. Trotzdem nun das Herrenpersonal des Theaters zahlreich genug war, „Zayre" ausreichend zu besetzen, so ließ sich Ekhof dennoch zu der unverantwortlichen Eitelkeit hinreißen, an jenem Abende den Orosman und den Lusignan zugleich zu spielen.

Ohne Erläuterung möchte das Kunstwidrige dieses schnöden Theatercoups nicht gleich jedermann einleuchten, deshalb sei bemerkt, daß Lusignan, nur im zweiten Acte der „Zayre" auftretend, worin Orosman unbeschäftigt ist, im Stücke als „alter Greis, den viele Jahre drücken", bezeichnet wird. Er hat „60 Jahr für Gottes Ruhm gekämpfet" und „20 Jahr mit Fesseln angethan" im Kerker geschmachtet, ist also ein hinfälliger Achtziger, der auch wirklich im Verlaufe des Stückes vor Entkräftung stirbt. Orosman dagegen, Zayre's Geliebter, ein Charakter, nach dem Lessing seinen Sultan Saladin gemodelt haben könnte, der am Schlusse in den Othello umschlägt, kann nur ungefähr dreißig Jahre zählen. Indem nun Ekhof den Vater Zayre's — Lusignan — und deren Geliebten zugleich spielte, führte er ein verdammungswerthes Effectstückchen aus, das der Würde der Kunst geradezu ins Ge-

Digitized by Google

sicht schlägt. Die rächende Nemesis hat gewollt, daß ein Schauspieler, der als Urbild eines lächerlichen und hohlen Coulissenreißers gilt — K. Th. Döbbelin — derjenige ist, den die Kunstgeschichte mit dem gleichen Effectstückchen an Ekhof's Seite stellen muß; eine für letztern tief beschämende Nachbarschaft! Ekhof aber hätte sich um so weniger von seiner Eitelkeit zu einem so raffinirten Coup verführen lassen dürfen, als er der Schädlichkeit seines Beispiels sich bewußt sein mußte. „Quod licet Jovi" u. s. w. ist keine Entschuldigung. Auch spricht es sehr wider Ekhof, daß er die Dreistigkeit hatte, sich dem Publikum fast als Solodarsteller in „Zayre" aufzudrängen, denn habe ich recht gezählt, so hat Schwabe's Uebersetzung 1642 Alexandriner überhaupt; davon sprechen die in dem Stücke auftretenden sieben Männer 1206, und zwar Orosman 551 und Lusignan 122. Innerhalb dieses gesammten Versgefüges von derselben Stimme eines und des nämlichen Schauspielers nicht weniger als 673 jener holperigen Alexandriner recitiren zu hören, während fünf neben ihm wirkende Männer sich mit nur 533 begnügen mußten, ist geradezu als Attentat auf die Nerven der Hörer anzusehen, denen die statistisch nachgewiesene Monotonie denn allerdings auch widrig genug gewesen sein muß; „man wollte Herrn Ekhof seine Eitelkeit nicht zum Besten auslegen", sagt 1776 der „Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters". Auch Eduard Devrient gibt zu, daß Ekhof sich an jenem denkwürdigen Abende „eine starke Blöße gab und ein böses Beispiel aufstellte"; bemerkenswerth ist indessen die entschuldigende Betrachtung, welche an die Erzählung dieses Uebergriffs von einem ausübenden Künstler selbst geknüpft wird. „Man muß (sagt Devrient) eine falsche Rollensucht nicht schlechthin als Erzeugniß der Eitelkeit bezeichnen; viel öfter ist es eine Verirrung des Schöpfungstriebes, welcher bei einer vollkommenen innern Anschauung von einer Rolle die eigenen Mittel zur Ausführung nicht genug in strenge Rechnung zieht."

Besoldet wurde der Künstler in Gotha alles in allem mit zwölf Thalern wöchentlich; außerdem erhielt er sieben Klafter Flößholz zum Brennen während des Winters. Der Bescheidene,

Digitized by Google

der dabei dennoch „milde und rasch gab, wo seine Hülfe nöthig war", wird nie im Leben sehr viel höhere Einnahmen gehabt haben, „sein Vermögen bestand in seinem Herzen und seinem Genie". Hatte er doch schon 1755 in einem Gedichtchen von sich selbst gesagt:

Laß Garrick nur Guineen zählen;
Mir wird es nie an Glücke fehlen —
So lang' mein Fleiß gefällt, ich Zähren ernten kann,
Bin ich, obgleich nicht reich, doch ein glückfel'ger Mann.
Und wenn dereinst bei meiner Gruft
Ein Kenner nur gerühret ruft:
„Die Zähr', die er erzwang, soll hier freiwillig fließen" —
So ehrt's mich mehr, als wenn mich Sammt und Stein' umschließen.

Und an Ehren fehlte es dem alternden Ekhof nicht; im März 1776 bot ihm der Intendant des kurfürstlichen Theaters zu Manheim, Graf Porcia, das Amt eines „Lehrers in den Grundsätzen der Dramaturgie" am Theater zu Manheim (andern Nachrichten zufolge das Directorat) mit lebenslänglicher Versorgung an; der greise Künstler lehnte die Berufung jedoch ab. Aus allen Theilen Deutschlands liefen Briefe ein, deren Schreiber keine höhere Instanz als Ekhof kannten, um Belehrung oder Rath zu erhalten; die ihm vorgelegten Fragen gingen oft ins Drollige, so z. B. wollte einmal jemand wissen, woher es doch komme, daß die rothen Absätze an den Schuhen auf der Bühne noch gebräuchlich, im Leben aber aus der Mode gekommen seien? Von vielen Seiten strömten junge Leute herbei, welche sich der Bühne widmen und, geführt von einem Ekhof, die ersten Schritte auf ihrer theatralischen Laufbahn zurücklegen wollten; die meisten wurden abgewiesen, wie z. B. der nachher als Schriftsteller mit Glück aufgetretene K. Ph. Moritz, der ausdrücklich Ekhof den Magneten nennt, der ihn zur Bühne gezogen habe. Im vierten Theile seines psychologischen Romans „Anton Reiser" hat er erzählt, mit welchen Hoffnungen er nach Gotha kam, wie treuherzig ihn Ekhof aufnahm und wie geistvolle Bemerkungen der greise Schauspieler über seine Kunst äußerte. Auch den Proben wohnte Moritz bei „und sah mit

Digitized by Google

Vergnügen zu, wie durch Anstrengung und Aufmerksamkeit eines jeden Einzelnen das schöne Werk entstand, das am Abend die Zuschauer vergnügen sollte". Angenommen wurde er jedoch nicht; im Gegensatze zu seinem Jugendfreunde Iffland, in dessen Zulassung sich Ekhof's Scharfblick für schauspielerische Begabung darthut. Man weiß, wie glücklich diese Wahl war, und wie gerade Iffland mit seinen Freunden Beil und Beck den Ruhm der gothaischen Hofbühne, Pflanzstätte tüchtiger Kräfte gewesen zu sein, begründet hat. Seltsam, daß die Debuts dieser drei in die nämliche Zeit fallen: am 3. Februar 1777 kam Beil von einer Wandertruppe in Erfurt, am 15. März betrat Iffland zuerst die Bühne, am 1. April gab Beck seine erste Rolle. Gleiche Liebe zur Kunst, gleiche Jahre vereinten die Jünglinge schnell auf ihrer Bahn; Iffland freilich wurde der bedeutendste von ihnen. Er ist es auch, dem wir ein schwerwiegendes Zeugniß über Ekhof verdanken, von dem er „nur noch schöne Reste" sah, „dennoch einige Momente mit seiner ganzen Kraft ausgestattet; allmächtige Wahrheit in edlem Gewande, tiefste Wirkung durch die einfachsten Mittel". Iffland zweifelt, ob Ekhof's Kunst mehr wirkte, oder mehr sein reges Gefühl; „allein das weiß ich", versichert er, „Ekhof konnte meine Thränen fließen machen, wann er wollte, und ich erinnere mich nicht — oder höchst selten —, daß die Reflexion mir nachher Vorwürfe über meine Thränen gemacht hätte". Daß Ekhof „nur Naturalist" gewesen, bestreitet Iffland sehr bestimmt; er nennt ihn einen „vortrefflichen Redner", und ein solcher sei durchaus zu unterscheiden von dem „guten Declamator", denn jener müsse „selbst überzeugt sein. Auf seinem Angesichte muß die Gedankenfolge vor dem Hörer entstehen, sein lebendiger Athem muß den Geist der Sache der Ueberzeugung des Hörers wohlgefällig machen. Ein Redner dieser Art war Ekhof, und das konnte er nicht ohne Genie, ohne Bildung und Feinheitssinn." Verse ließ er nicht blos „nach einer prächtigen Melodie" ins Gehör schallen; sein Vortrag derselben war „Darstellung des erhöhten Seelenzustandes, aber stets blieb dabei der Charakter fest bestehen; nie erkaltete leere Pracht des Redners den Hörer. Prosaischem

Digitized by Google

Dialoge gab er das Leben der guten Gesellschaft; Gefühle und Sentenzen predigte er nicht, sondern gab sie als Resultate des Nachdenkens, der Erfahrung, Liebe und Sorge. Er weinte den Kummer nicht heraus, er klagte die Vaterleiden nicht vor. Er gab den Seelenzustand selbst; er ging vom Herzen zum Herzen und traf stets die Ueberzeugung." Auch in „Anstandsrollen und Vätern" habe sich Ekhof in höchstem Grade bewährt; für Könige und Helden „ließ seine fast kleine Gestalt im Anfang zu wünschen, wenn auch die ihm eigene persönliche Würde bald diesen ersten Eindruck verschwinden ließ". Ja, Iffland betheuert sogar, als Ekhof den Tellheim längst nicht mehr gespielt habe, hätten „Männer, welche Kunst und Künstler zu würdigen gewußt", ihn lieber an der Stelle eines jüngern und geschmeidigern Nachfolgers zu sehen gewünscht. Dennoch wagt der enthusiastische Schüler die Frage, ob der Meister „auf dem Gebiete idealischer Darstellungen, womit Schröder am Ende von Ekhof's Leben eine eigene, neue Periode begann", Großes hätte leisten können, nicht zu bejahen; Shakspeare's Dramen — so sehr Ekhof sich ihres Erscheinens freute — flößten diesem doch die Besorgniß ein, ihre Einführung auf der deutschen Bühne würde zum Heile der Kunst nicht gereichen, da die Schauspieler sich vernachlässigen würden, wenn sie ohne besondere Mühe kraftvolle, pikante Dinge zu sagen hätten, die ohne ihr Zuthun Beifall erwürben.

Ekhof, der Director, spielte in Gotha so oft wie alle andern Schauspieler; daß er stets mit ganzer Hingabe bei der Sache war, beweist die vorhandene Schilderung von seiner Darstellung des Billerbeck (in „Geschwind, ehe es jemand erfährt"), welche Iffland „seinen Schwanengesang" nennt; sein Spiel griff ihn so an, daß Brustschmerzen, die er den ganzen Abend mit Jünglingsmacht unterdrückt hatte, ihn endlich hörbar und sichtlich überwältigten. Neben solcher Innerlichkeit war es besonders „der verständige, seltene, immer bestimmte Gebrauch, den er von den Richtungen des Halses, des Kopfes machte; die weise Verwendung seiner Schritte, die kluge Deutung seiner Händesprache", welche die Jüngern von ihm lernen konnten. Weniger befrem-

Digitized by Google

deten sich diese mit gewissen „Tuch-, Scepter-Actionen und kleinlichen Ausmalungen, welche der kräftige Deutsche von der ältern französischen Bühne aufgenommen hatte"; Iffland bezeichnete das als „unnütze Flittern".

Dem Innern der Ekhof'schen Directionsführung macht Iffland ziemlich unverhohlen den Vorwurf der Pedanterie, die er zuletzt auch „in leisen Streifungen" an dem Künstler wahrgenommen haben will; der alte Herr hatte sich ganz das Zunftmäßige, an den steifen Formenzwang des Innungswesens Erinnernde bewahrt, wie er es einst als Anfänger vorgefunden. „Vom Meister, Altgesellen, Gesellen und Burschen", von der „Gilde und Lade kam dabei manches sehr deutlich vor", so deutlich, daß es oft „in Härte ausartete", Widerwillen und Auflehnung der Jüngern erregend, die sich durch Spott und Neckereien rächten. Dahin gehört der Einfall, bei einer der beiden Darstellungen des „Hamlet", die hier nur in Frage kommen können, während der Unterredung des Geistes mit dem Dänenprinzen unversehens den mitternächtlichen „Perpendikelschlag der königlich dänischen Hofkirchenuhr" durch das Geklapper auf zwei Holzbretchen nachahmen zu lassen, worüber Ekhof auf der Scene als Geist laut zu fluchen begann; dahin gehört der von Reichard in dessen Erinnerungen aufgezeichnete „Jux", dem Anführer einer Abtheilung aufmarschirender „Stummer" einzuschärfen: sie müßten — zur Bezeichnung, daß sie „stumm" seien — mit auf den Mund gelegtem Zeigefinger der Rechten feierlich langsam über die Bühne schreiten. Wirklich wandelten die Statisten auf diese Weise im Gänsemarsche hintereinander drein; Ekhof, der den Gang jeder Vorstellung von der ersten Coulisse aus zu überwachen pflegte, wurde bei diesem Anblicke fast vom Schlage gerührt. „Finger 'runter!" ruft er mit unterdrückter Stimme, einen kräftigen Fluch nachschickend; doch der Anführer der Statisten wendet sich, salutirt militärisch und sagt auf offener Scene entschuldigend: „Herr Director, wir sind ja Stumme!" Ekhof war über diesen Schalksstreich außer sich, denn die Würde der Vorstellungen war ihm heilig. Nicht die Klingel ließ er in andere Hand kommen, und Iffland erblickt „auch in dieser anscheinenden Kleinigkeit den festen

Digitized by Google

Ordnungssinn, der alles, was Ekhof betrieb, auszeichnete. Er selbst wollte jedesmal überzeugt sein, daß alles für die Vorstellung bereit sei und sich darin auf keinen andern verlassen; außer wenn er das Bett hüten mußte, wollte er sein Geschäft ganz und selbst, ohne eines andern Mitwirkung thun." Gleiches verlangte er von jedem; „die Ueberzeugung, daß ohne diese Weise kein Zusammenhang und Fortschritt des Ganzen möglich sei, belebte ihn durchaus." So war sein Eifer für die Kunst „unermüdet bis an sein Ende"; wie ernst er es selbst mit den Proben nahm, zeigt die bekannte Anekdote von den zwei jungen Schauspielern, welche in „Inez de Castro" als Granden von Spanien nur über die Bühne zu gehen und den König zu grüßen hatten. Ein Probiren dieser „Kleinigkeit" war ihnen sehr überflüssig erschienen, doch Ekhof belehrte sie „mit furchtbarem Ernste", wie „ihre Linkheit am Abend unfehlbar Scandal erregen würde, da sie ein spanisches Compliment zu machen hätten, ohne dabei umzufallen." Nun ließ er die beiden jungen Sausewinde zu deren großer Beschämung das „spanische Compliment" vor versammeltem Personal so lange üben, bis es ohne Anstoß ging, damit sie „Achtsamkeit für ihre Obliegenheiten lernen" möchten. So achtete er den Geist der Ordnung über alles; ja, „manche Schranken der Weltverhältnisse, über deren wahren Werth er richtig empfand und sich gelegentlich äußerte", hielt er nur der „heil'gen Ordnung" willen in Ehren.

Dank dieser Ordnung hatten die Vorstellungen unter Ekhof „Zusammenhang überhaupt und manchmal Glanz". Mit Ausnahme des Schröder'schen Theaters waren damals, nach Iffland's Zeugniß, keine Verhältnisse in ganz Deutschland günstiger zu erdenken, um Talente für die Bühne zu bilden, als die in Gotha; der Hof hatte einen großen, edeln Ton, das Publikum meist sichern Takt und lebhaftes Gefühl für Schönes, Gutes. Fast ganz Gotha war abonnirt; unter den täglichen Zuschauern waren Namen, wie die von Lichtenstein, Thümmel, Gotter, Mereau, Benda, Schweitzer u. a.; hinreichend, das Aufgebot aller Kräfte zu bewirken. Das gesellige Leben in der kleinen Stadt blieb immerfort zwanglos und fröhlich; die Nähe von

Digitized by Google

Weimar, Göttingen, Leipzig, Kassel brachte viele Fremde. Zu diesen gehörte im Juli 1776 Schröder, der damals — wol durch Ekhof — Gotter's Bekanntschaft machte; seine noch ungedruckten Briefe an letztern gedenken des greisen Meisters stets mit Herzlichkeit. Um dieselbe Zeit muß A. M. Sprickmann in Gotha gewesen sein, denn nur jetzt kann er Ekhof und Madame Starcke zugleich als „Aeltern" im „Deserteur aus Kindesliebe" gesehen haben, die er als „seel'-erschütternd" in einem kleinen Gedichte feierte. Im nämlichen Jahre, nur etwas später als Schröder, erschien auch Ekhof's ehemaliger Schüler J. H. F. Müller, den Madame Starcke schon in Leipzig auf der Durchreise (sie ging von Gotha nach Hamburg, zu Schröder) darauf vorbereitete, er werde den guten Ekhof sehr stumpf finden. Dennoch ward er durch des Künstlers Agapito im „Verstellten Kranken" (von Goldoni) am 29. November — den er unerkannt in einen Winkel gedrückt zu sehen Gelegenheit hatte — förmlich elektrisirt; „meisterhaft" und „einzig" sind die Beiworte, die er für Ekhof hat. „Er ist unstreitig der beste deutsche Schauspieler. Solange ich das Theater kenne, habe ich noch keinen gefunden, der ihn erreicht hätte. Sein sonorischer Vortrag, die Wahrheit, die verschönerte Natur, das Geistvolle, was dieser würdige Mann in sein Spiel bringt, reißt jeden hin, der ihn zum ersten male sieht." Unwillkürlich entlockten einzelne Reden Ekhof's dem Beobachter ein leises Bravo, endlich laute Beifallszeichen. Am Sonntag darauf begrüßte dann Müller seinen „lieben, würdigen Ekhof" persönlich und fand bestätigt, was Reichard vorausgesagt: „wie wird sich der gute Alte freuen!" Gar nicht trennen konnte sich dieser von dem ehemaligen Schüler; stundenlang behielt er ihn bei sich, Müller mußte erzählen, wie es ihm inzwischen ergangen sei, und an allem nahm Ekhof den lebhaftesten Antheil. Dann begleitete er seinen Gast nach dessen Wohnung. Ekhof's „Bartholo" (in Beaumarchais' „Barbier") entzückte Müller am nächsten Abend; ferner sah er den Altmeister noch in einem Stückchen von Goldoni. Einem Müller zu Ehren gegebenen Festessen wohnte auch Ekhof bei, der dem Freunde dann noch auf dessen

Digitized by Google

Zimmer folgte, um bis abends spät mit ihm zu plaudern. Erst am 8. December schied Müller von dem gastlichen Gotha.

Zu den dort eintreffenden Fremden gehörte auch Herzog Karl August von Weimar; „gar zu neugierig" waren „die Leute" außerdem auf den seit dem 7. November 1775 in letzterm Orte weilenden Goethe. Schon 1773 hatte dieser in einer Recension des wiener Theateralmanachs von Heufeld und Klemm Ekhof's (wenngleich ohne ihn zu nennen) als „des einzigen tragischen Schauspielers in ganz Deutschland" gedacht; später setzte er ihm im 13. Buche von „Wahrheit und Dichtung" bei Besprechung „ehrbarer Bürger- und Familienstücke" ein Denkmal mit den schönen Worten: „Ekhof durch seine edle Persönlichkeit, die dem Schauspielerstande eine gewisse Würde mittheilte, deren er bisher entbehrte, hob die ersten Figuren solcher Stücke ungemein, indem der Ausdruck von Rechtlichkeit ihm als einem rechtlichen Manne vollkommen gelang." An einer andern Stelle nennt Goethe Ekhof „als Menschen schätzbar".

Diese Eindrücke walteten in Weimar vor, als man von dort aus im Winter 1777 den Künstler „verschrieb" (wie Reichard sagt), „um daselbst in Gesellschaft des regierenden Herzogs, des Prinzen Konstantin, Herrn Goethe und verschiedener Damen und Cavaliere den «Westindier» auf einem Privattheater vorstellen zu helfen, worin er die Rolle des Stockwell machte". Ekhof selbst notirt: „Ich den 7. (Januar 1778) nach Weimar gereist und den 14. wiedergekommen."

Es war die letzte Ehre, die Ekhof im Leben genoß, zugleich aber die höchste. Neben Knebel, Fr. Hildebrand v. Einsiedel, den Hofdamen v. Wöllwarth und Luise v. Göchhausen gehörte besonders noch Musäus, Ekhof's alter Freund, zu den im Stücke Mitwirkenden; er gab den zwischen Tugend und Schurkerei schwankenden Advocaten Varland. Herzog Karl August spielte einen treuherzigen, bärbeißigen Major gesetzten Alters, den Iren O'Flaherty; Prinz Konstantin den schmachtenden, Edelmuth aus allen Poren schwitzenden ersten Liebhaber des Stücks, Karl Dudley. Goethe gab die Titelrolle, den Westindier Belcour — einen Sausewind, der unbeschreiblich reich und noch gutmüthiger

Digitized by Google

als reich ist, übrigens aber an „zu heißem Blute" leidet und keinen Vater hat, als welcher sich am Schlusse des Stücks der Kaufmann Stockwell — ein thränenreicher, biedersinniger Alter — entpuppt. Dieser Alte war Ekhof.

Merkwürdig würde es sein, daß man in Weimar gerade auf den „Westindier" verfiel, um ihn privatim zu spielen — denn das Stück hat eben keine besonders hervorragende Schönheiten, sondern ist nur eine wackere Dutzendarbeit —, wenn die Lösung des Räthsels nicht in dem überaus scharfen und frappanten Zuschnitte der einzelnen Charaktere läge. Diese sind so bestimmt gezeichnet, daß ein Vergreifen bei keinem möglich ist; ungeübte Dilettanten waren daher der Wirkung des „Westindiers" von vornherein sicher. Dazu kam die überfließende Biederkeit einiger Figuren des Stücks! In Hamburg, wo der „Westindier" lange Zug- und Kassenstück blieb, legten die Leute „Freude und Beifall am lautesten an den Tag, wenn der Major und andere das so heraussagten, was der liebe Gott in den Grund der Herzen aller Menschen gelegt hat; Menschlichkeit und Mitleiden mit seinen Nebengeschöpfen und Unwillen über Bosheit". Das Stück war also der schönste Hintergrund für Ekhof's ganze Persönlichkeit, der als Stockwell in eminenter Weise an seiner Stelle war; denn fünf Acte lang steht er seinem Sohne, dem Westindier, gegenüber, ohne daß dieser es ahnt; das Publikum natürlich kennt das Verhältniß und der Schauspieler hat Gelegenheit, als Stockwell ein geschicktes Doppelspiel an den Tag zu legen; immer muß er sich zurückhalten, um sich nicht zu verrathen, und gerade in der Wiedergabe solcher unterdrückten Gefühle war Ekhof Meister.

Am Nachmittage des 7. Januar 1778 kam er zu Weimar an; er empfing noch denselben Tag den Besuch Goethe's. Am 8. war die erste Probe, bei welcher ohne Frage Ekhof den Regisseur und dramatischen Lehrer abgegeben haben wird; am 10. Januar erhielt er abermals einen Besuch Goethe's, der ihn auf Sonntag den 11. Januar bei sich zu Tisch sehen wollte; Ekhof folgte der Einladung und man war sehr vergnügt, Ekhof erzählte seine Lebensgeschichte. Der Dichter that seinem Gaste die Ehre an, ihn mit „ganz altem Weine" zu regaliren, trotzdem er von

Digitized by Google

so edelm Naß nicht mehr viel in seinem Keller hatte, überhaupt sehr sparsam damit war. Die „leibliche Nahrung" für das Mahl scheint Frau von Stein geliefert zu haben, bei der sich Goethe dafür mit dem Zusatze bedankte: „Der alte Ekhof sei bei ihm."

Am Montag fand alsdann die letzte Probe, am Dienstag, 13. Januar 1778 nachmittags, die Aufführung des „Westindiers" statt. Sie wurde „so brav ausgeführt, als man noch von keinem Societätstheater sah"; es sei „vortrefflich gespielt worden", berichtete der treue Philipp Seidel sofort an Goethe's Mutter. Der Dichter, „in einem weißen Frack, blauseidener Weste und Beinkleidern — von dem Futter des weißen Kleides — mit silbernen Knöpfen, mit falschen silbernen Tressen und hübsch roth geschminkt, sah so schmuck aus und flink, daß die bloße Figur die Rolle schon spielte". Ekhof, als Stockwell, — „war eben der Vater des schönen Belcour"! Auch dem jugendlichen Herzog Karl August gelang der alte Schnurrbart O'Flaherty vortrefflich. Herzlich war die Freude des kleinen Parterre, in Ekhof „den berühmten Nestor der deutschen Bühne wieder zu sehen"; nur beklagte man, daß seine Gesundheit „leider! sehr schwach und kränkelnd" sei. Unter den Zuschauern befand sich auch Prinz August von Gotha.

Abends nach der Vorstellung war Ekhof noch der Gast des Herzogs, der ihn zur Tafel geladen hatte; auch Goethe speiste mit. Am nächsten Morgen brach der Künstler wieder auf nach dem heimischen Gotha, ohne Zweifel nicht ohne ein greifbares Zeichen des fürstlichen Dankes für seine Mitwirkung zu einem Zwecke, der in jeder Weise auf das befriedigendste erreicht worden war.

Wie am Hofe zu Weimar, so war Ekhof auch an demjenigen zu Gotha bestens angeschrieben; bei dem regierenden Herzog Ernst, einem überaus fein organisirten, geistreichen Fürsten, hatte anfangs „der Künstler den Menschen empfohlen, aber in der Folge redete der Mensch dem Künstler das Wort", wie Meyer in seiner geschraubten Weise versichert. Einen sehr bestimmten Beweis für die Schätzung Ekhof's besitzen wir von des Herzogs eben erwähntem jüngerm Bruder, dem reichbegabten, originellen Prinzen August, der leider selbst von sonst berufenen Federn bisher fast

Digitized by Google

durchgehends mit seinem Neffen August Emil Leopold verwechselt worden ist. Prinz August (gestorben am 29. September 1806) richtete am 21. November 1775, dem Tage nach der ersten Vorstellung des „Essighändlers" von Mercier, den der gothaische Oberst v. Helmolt übersetzt hatte, an letztern ein kleines Gedicht, welches er H. A. O. Reichard abschriftlich mittheilte, der es in seinem zweiten Theaterkalender abdruckte; die dort als Anmerkung des Herausgebers stehende Note ist aber, wie ich aus Reichard's Papieren ermitteln konnte, der Hauptsache nach wörtlich vom Prinzen August bei Uebersendung seiner Abschrift gesagt worden; namentlich rührt von ihm das Urtheil her: Ekhof als Essighändler habe „seinem Spiele so viel Einfachheit, Natur und Wahrheit gegeben, daß es unmöglich gewesen sei, davon nicht auf das lebhafteste bewegt und gerührt zu werden".

Das wichtigste Zeugniß für die unbedingte Achtung, in welcher Ekhof bei jenen beiden hochgestellten und sonst sehr zurückhaltenden Männern namentlich auch als Mensch gestanden haben muß, ist jedoch ohne Zweifel darin zu suchen, daß Herzog Ernst wie Prinz August dem Bunde der Freimaurer zu einer Zeit (Juli 1774) beitraten, wo der arme Komödiant Meister vom Stuhle einer gothaischen Loge war, die er kurz zuvor erst gestiftet hatte. Wann Ekhof selbst in jenen Bund, für dessen Reorganisation später Schröder so Großes that, aufgenommen wurde, verräth auch Lenning's „Encyklopädie der Freimaurerei" nicht; er war aber ein so eifriger Bruder, daß er an drei Orten Logen ins Leben gerufen hat; zuerst in Hannover, wo einige Glieder der Seyler'schen Gesellschaft, welche Freimaurer waren, in Ermangelung einer gesetzmäßigen Loge ihres (des Zinnendorf'schen) Systems unter dem Beistande einiger ortsansässigen Maurer eine sogenannte Winkelloge errichteten, in welcher Ekhof den Vorsitz hatte. Alsdann war jene Winkelloge in Weimar fortgesetzt worden; endlich begann die Arbeit in diesem Fache — und nun, dank der Theilnahme des eifrigen Dumpf, schon weit regelmäßiger — auch zu Gotha. Hier hatte bis 1774 noch keine Loge bestanden; der 25. Juni jenes Jahres gab zur Gründung einer solchen Anlaß. Die Freimaurer der Seyler'schen

Digitized by Google

Gesellschaft, an Zahl fünf hamburger Brüder, hatten mit Dumpf — demselben, der vormals zu Hamburg Redacteur der 1767 von ihm begonnenen „Adreß-Comtoir-Nachrichten" gewesen, seit 1771 jedoch als Pagenhofmeister in Gotha angestellt war — verabredet, das Johannisfest des Ordens dem Herkommen gemäß feierlich zu begehen; da jedoch, weil am 24. Juni Schauspiel („Der Geizige") war, der eigentliche Tag nicht gefeiert werden konnte, so kamen am 25. Juni mittags jene fünf hamburger Brüder mit noch vier andern aus gothaischen Civildiensten im Gasthofe „Zum Mohren" vor dem erfurter Thore zusammen; Ekhof „eröffnete die Tafelloge mit einer kurzen Rede an die Versammelten, worin er seine Freude über ihre Anwesenheit bezeugte, und nachdem er jedem derselben eine weiße und rothe Rose ausgetheilt hatte, übergab er dem hochwürdigen Bruder Dumpf den Hammer, welcher denselben kurze Zeit führte und ihn hierauf dem sehr ehrwürdigen Bruder Ekhof zurückgab. Solchergestalt ward diese Tafelloge mit allen Ceremonien der Freimaurerei gehalten, auch für die Armen eingesammelt." Das Protokoll, dem Vorstehendes entlehnt ist, erzählt dann noch, wie abends bei der Tafelloge der Vorschlag, eine gerechte und vollkommene Loge unter dem Namen „Kosmopolit" in Gotha zu errichten, angenommen und Ekhof zum Großmeister derselben ernannt worden sei; der Principal Abel Seyler ward erster Aufseher. Diese maurerische Festlichkeit blieb bei Hofe und in der Stadt nicht verborgen, und bald meldeten sich mehrere Personen, welche sich als Freimaurer zu erkennen gaben; rüstig wurde fortgearbeitet, und Bretschneider's Freimaurerkalender für 1852 bezeichnet Ekhof geradezu als „die Seele der jungen Loge", welche die wahre Wiege aller nachmaligen Maurerei in Gotha geworden ist. Sie hat den Stamm gepflanzt, aus welchem die drei Zweige „Rautenkranz", „Kompaß" und „Ernst zum Kompaß" unter diesen einander folgenden Benennungen als Logen in Gotha emporblühten — ein Aufblühen, zu welchem der Umstand wesentlich beitrug, daß, wie erwähnt, sehr bald nach Errichtung des „Kosmopolit" Herzog Ernst und dessen erlauchter Bruder dem Freimaurerbunde beitraten; ihnen zu Ehren nahm die Loge am

Digitized by Google

23. September 1774 vom Schmuck und Bilde des sächsischen Wappens den Namen „Rautenkranz" an, nachdem am gleichen Tage der erste Stifter, Bruder Ekhof, weil er am nächsten Morgen mit der Seyler'schen Gesellschaft nach Leipzig ziehen mußte, den Hammer niedergelegt hatte. Doch schon am 12. November 1774 nennt das Präsenzbuch der Loge „Zum Rautenkranz" Ekhof's Namen aufs neue, und von nun an bis zu des Künstlers Tode fehlt derselbe nur sehr selten; Ekhof war gewissenhaft genug, fast niemals fortzubleiben. Wie viel er in den letzten Jahren seines Lebens trotz seiner andern zeitraubenden Geschäfte „für die Loge durch maurerische Arbeiten sowol als durch den Zauber seiner Persönlichkeit" wirkte, ist aus den noch vorhandenen Protokollen der Loge sehr genau ersichtlich; nur im letzten Jahre seines Lebens scheint er wegen andauernder Kränklichkeit weniger unmittelbar theilnehmend gewesen zu sein.

Auch auf die Bühne des Hoftheaters brachte Ekhof die Maurerei; unter seinen alten Handschriften fand sich die Copie eines von einem Bruder Clément 1740 herausgegebenen französischen Lustspiels in einem Acte: „Les Fri-Maçons", welches er seinem Collegen Reichard einhändigte, der es unter dem Titel „Die Freimaurer" neu bearbeitete, als Schlußscene aber eine Tafelloge hinzufügte. Das Lustspielchen, am 30. October 1775 zuerst gegeben, erlebte mehrere Wiederholungen, und da gewöhnlich die wirklichen Brüder Stückchen Kuchen mit nach Hause zu nehmen pflegten, so ermangelte auch Ekhof nie, zur Freude aller Eingeweihten bei der Vorstellung eins in die Tasche zu stecken.

Bis zu welchem Maße Ekhof als Freimaurer „Ernst dem Bruder," seinem Fürsten und Herrn, etwa menschlich näher trat, ist nirgends ersichtlich; jedenfalls aber lieh der Herzog allen von dem greisen Künstler ausgehenden Anträgen und Vorstellungen ein williges Ohr; denn auf Ekhof's unabläßiges Betreiben läßt sich die Errichtung der Pensionsanstalt am gothaischen Hoftheater zurückzuführen, welche mit dem 1. October 1776 definitiv ins Leben trat. Schon am 13. April 1776 waren Bestimmungen getroffen, welche die Zukunft der Schauspieler sichern sollten; sie schienen jedoch Ekhof noch nicht bündig genug for-

Digitized by Google

mulirt. Eigenhändig faßte er daher ein Memorandum ab, welches er an höchster Stelle einreichte, und wirklich traf der Herzog auf Grund desselben noch genauere Festsetzungen. Ein warm und herzlich empfundener, dennoch nichts weniger als kriechender Brief von der Hand Ekhof's, der über die gnädigen Bestimmungen des „mild-gerechten" Fürsten ganz besonders erfreut war, dankte dem letztern wegen seiner Fürsorge.

Aber Ekhof war nicht beruhigt durch den Gedanken, daß nun sein Loos vor Mangel gesichert sei. Selbstlos und treu wollte er diesen Vorzug auf alle deutschen Schauspieler ausgedehnt wissen; er entwarf deshalb den Plan einer allgemeinen Pensions- und Todtenkasse für Bühnenangehörige, den er zunächst demjenigen Manne vorlegte, den blinder Unverstand zu seinem „unerbittlichen Tadler" stempeln will, nämlich Fr. L. Schröder. Ekhof's letzter Brief an ihn, den Meyer mitgetheilt hat und der mir im Original vorliegt, entwickelt die Idee in rührendster Weise. Achtunddreißig Jahre lang hatte der alte Mann in täglicher Anstrengung für die Erhaltung der Bühne, wo er lebte, aufopferungsvoll gewirkt; ermüdende Reisen und Sorgen für die Bedürfnisse des Ganzen hatte er empfindlich gefühlt, hatte viel Leid und wenig Lust erfahren und sah sich von mühsam errungenen Hoffnungen zu herben Entsagungen und endlich zum Zweifel an jedem Erfolg geworfen. Jahrelang hatte er neben einer blödsinnigen Frau gelebt, die ihm bei seiner Uebernahme des Directorats nach Gotha gefolgt war; liebevoll duldete er ihre Last, aber deren Druck trug doch nicht dazu bei, die Annehmlichkeiten seines Daseins zu erhöhen. Seit 1777 hustete und kränkelte er, und zwar infolge „von Kränkungen der niederträchtigsten Undankbarkeit;" seit seiner Rückkehr von Weimar litt er an einem schleichenden Fieber, welches er nur mühsam „mit 72 Chinapulvern zur Flucht gebracht"; immer noch nahm er Medicin. Gleichwol konnten alle diese Hindernisse Ekhof's edler Neigung, „so viel Vortheilhaftes für das Werk zu stiften als möglich", keinen Abbruch thun, und glühend lebte in der siechen Brust des todkranken Greises der einzige Wunsch, sein Alter und sein Ansehen zu gebrauchen, „der Komödianterei über-

Digitized by Google

haupt so viel zum Besten zu thun, als er könne". Zu diesem Zwecke schrieb er jenen erschütternden Brief an Schröder, dem er sein ganzes Herz rückhaltslos offenbart und den er gleichsam zu seinem Testamentsvollstrecker ernennt. „Ich habe alles versucht, blos durch mich die Ordnung wiederherzustellen, wie ich sie bei meinem Anfange gefunden habe", klagt Ekhof; „ich habe wie Herkul das blutige Hemd der Dejanira getragen und bei der Omphale gesponnen. Umsonst. Die Erfahrung, die ich gemacht, war: ist man strenge, so schreit man über Tyrannei und Despotismus, ist man gelinde, so treten sie einem auf den Kopf und spielen auf der Nase .... aber — ich sehe aufs Ganze und lasse mich durch die Individuen nicht abschrecken; ich möchte gar zu gern noch einen guten Gedanken mehr mit in die Grube nehmen: segnen, die mir fluchen, wohlthun denen, die mich hassen. Ich will Ihnen meinen Plan vorlegen; nach Ihrer Antwort soll das Circular an alle mir bekannten Gesellschaften wegen einer allgemeinen Pensions- und Todtenkasse für alle deutschen Schauspieler abgefaßt werden. Sie sollen mein Flügeladjutant sein, dem ich meine Dispositionen anvertraue, damit, wenn der Tod mich in der Ausführung übereilt — Sie vollenden, was mir nicht möglich ist. Welch eine Wonne für mich, wenn ich auf meinem Sterbebette denken kann: Gottlob! nun kann sich der Mangel zwischen keinem deutschen Schauspieler und seinem Grabe mehr einschleichen; die Aussicht eines gewissen Einkommens, auch nach seinem Tode, wird ihm Credit und Unterhalt verschaffen, und er darf nicht mehr betteln gehen oder den Bauern zu diesem Behuf die Gänse hüten." Mit der Zeit sollte dieser materielle Halt auch sittliche Folgen haben: Ekhof wollte „ins große Ganze mehr und engere Verbindung und Rechtschaffenheit bringen", sodaß sein Stand eine feste Geschlossenheit erhielte und organisirt würde gleich einem Orden.

Das waren die großherzigen Plane, welche den greisen Meister voll in Anspruch nahmen, als er selbst sich nur zu deutlich schon dem Grabe nahe fühlte, das ihn bald aufnehmen sollte. Denn schon hatte die körperliche Schwäche begonnen, der er unterliegen sollte, ja, die sogar seinen Geist zeitweise umnachtete.

Digitized by Google

Sein Tagebuch hat Ekhof jedoch niemals ausgesetzt; es nennt die gegebenen Stücke Tag für Tag, bis zum 5. Juni; auch die eingestreuten kurzen Notizen fehlen nicht. Zum ersten male zwischen dem 3. und 7. März 1777 wird Ekhof von Krankheit überfallen und muß während derselben zu Hause bleiben; doch schon am 15. kann er Iffland's ersten Schritt auf die Bühne — als Jude in Engel's „Diamant" (an jenem Tage zum ersten male und zwar als Nachspiel zur „Bestraften Neugierde" gegeben) — überwachen. In der zweiten Woche des Mai reisen alte Collegen durch Gotha, Ekhof feiert ein Wiedersehen mit seinen Freunden bei der Seyler'schen Gesellschaft. Auch kleine Theaterskandale fehlen nicht, und Ekhof notirt sie mit misbilligendem Notabene: „Am 19. September 1777: «Irrthümer einer Nacht.» Herr Dauer abgegangen und Fräulein v. Extorf heimlich mit ihm gereist." Auch die Besuche der weimarischen höchsten Herrschaften vermerkt Ekhof immer gewissenhaft; wenn die Herzogin-Mutter erscheint, oder der regierende Fürst allein, oder mit seiner Gemahlin; nicht minder die Familienereignisse am gothaischen Hofe, wie den am 5. Februar 1776 erfolgten Tod der Prinzessin Luise, Schwester des Herzogs Ernst, und die Geburt des (schon nach fünf Tagen wieder gestorbenen) Prinzen Ludwig. Wegen des Ablebens der erstern blieb die Bühne bis zum 21. Februar geschlossen, auch erhielt Ekhof „gleich den übrigen herrschaftlichen Bedienten" zur Anschaffung von Trauerkleidern eine Vergütung von der Kammer. Am 28. November 1777 mußte Iffland wegen Ekhof's „Brustkrankheit den alten Baron Abslut spielen"; am 19. December den Ogleby in der „Heimlichen Heirath". Am 11. Februar 1778 endlich notirt Ekhof: „Zuletzt vor meiner Krankheit"; die Vorstellung war der am 30. Januar 1778 überhaupt zuerst gegebene „Hamlet", welcher ohne Ekhof am 11. März und am 6. April wiederholt wurde. In der Charwoche nahm der Kranke Urlaub auf drei Monate und zog nach Remstädt, einem Dorfe von 400 Einwohnern bei Gotha, zum Schulmeister Gellert, „für 10 Thaler", wahrscheinlich Monatsmiethe; „aber nach vierzehn Tagen wegen meiner zunehmenden Krankheit wie-

Digitized by Google

der in die Stadt ziehen müssen", lautet des Dulders Notiz; „die Direction ist ad interim Herrn Böck übertragen."

Spielen konnte Ekhof nicht mehr; mit immer noch fester Hand, vielleicht im Bette liegend, denn die Zeilen werden schräg und schräger, trägt er aber jedes theatralisch denkwürdige Ereigniß ein; jede Novität, jedes Debut. In der zweiten Juniwoche endlich versagte ihm dazu die Kraft; am 8. Juni konnte er bereits nicht mehr schreiben. Denn nur drei Vorstellungen — meist Montags, Mittwochs und Freitags, beginnend um 5 Uhr nachmittags — wurden in Gotha gegeben; „(Freitag) den 5.: «Argwöhnische Ehemann»..." — das sind die letzten Worte, die Konrad Ekhof geschrieben hat.

Seine letzte Rolle war am 11. Februar im „Hamlet" der Geist gewesen; ganz richtig sagt Iffland: „Er sank hinab mit den Worten: «Gedenke meiner» —", woraus sentimentale Phrasendrescherei die „Thatsache" gemacht hat, jene Worte seien die letzten gewesen, die Ekhof auf der Bühne gesprochen habe. Aber in Schröder's „Hamlet" (in keinem andern hat Ekhof gespielt) tritt so gut wie im Original der Geist noch einmal auf in der berühmten Scene zwischen Hamlet und seiner Mutter; „dieser Besuch hat nur die Absicht, deinen fast stumpfen Vorsatz zu wetzen. Aber sieh, Erstaunen ergreift deine Mutter;... rede mit ihr, Hamlet!" — nach diesen Worten und nach kurzem, stummem Spiel verließ Ekhof die Breter, auf denen er fast vierzig Jahre geglänzt hatte, um sie nicht mehr agirend zu betreten. Reichard meint, da sich zur Zeit, als Ekhof den Geist im „Hamlet" gespielt, schon Anfälle seiner Schwäche geäußert hätten, so müsse man für „die letzte Rolle, womit der Künstler seine rühmliche Laufbahn schloß, mehr den Agapito im «Verstellten Kranken» halten, und den Vater im «Duell», das am nämlichen Tage (am 23. Januar 1778) das Nachspiel ausmachte. Der Fürst im «Julius von Tarent» (zuerst 3. October 1777) und Billerbeck in «Geschwind, eh' es jemand erfährt» (zuerst 12. September 1777) sind seine letzten neuen Rollen, und er spielte sie ganz wie Ekhof." Iffland's eingehender Bericht über diese beiden Rollen bestätigt das Gesagte; „Julius von Tarent" wurde am

Digitized by Google

21. November 1777 vor Karl August und Luise von Weimar aufgeführt. Nur mit dem Aufgebote seiner letzten Kraft kann Ekhof den Geist gespielt haben; nach jener Vorstellung des 23. Januar hat er augenscheinlich nicht mehr auftreten wollen; „zuletzt vor meiner Krankheit" steht schon hier, ist aber wieder ausgestrichen.

Reichard hatte den Schmerz, „die Flamme von Ekhof's Genius verlöschen zu sehen, wie das Licht einer Lampe abstirbt". Immer merklicher war des Künstlers Schwäche geworden; wunderbar aber flackerte seine alte Kraft kurz vor seinem Tode noch einmal auf; die Seele erhielt „ihre völlige Munterkeit, Geschäftigkeit und Spannkraft" wieder, obwol der Körper schwer gegen „Schwindsucht und Wassersucht" rang; das Kirchenbuch spricht von „Geschwulst". „Er ging dem Tode mit einem Muthe, einer Gelassenheit und Standhaftigkeit entgegen, die alle Zeugen seiner Leiden innigst rühren mußte." Reichard bewunderte den festen Blick, mit dem Ekhof seine Auflösung kommen sah; noch mehr aber das christliche Vertrauen des Künstlers auf den Urheber aller Dinge. Mit Recht konnten wiederholt Geistliche auf diesen frommen Sinn „als beste Widerlegung des Vorurtheils wider den Schauspieler" öffentlich hinweisen.

Theilnahmsvolle Geschäftigkeit und Gegenwart des Geistes blieben ihm eigen bis zu seinen letzten Stunden; schon schwer erkrankt, ließ er Reichard noch „ein Kirchenstück von sich lesen, das jedem Dichter Ehre gemacht haben würde". Es scheint, als habe der Leidende, zur eigenen Erbauung, es in seiner letzten trüben Zeit verfaßt.

Seine häuslichen Angelegenheiten waren musterhaft geordnet wie seine Geschäfte; Schulden hat Ekhof schwerlich je gehabt, wenigstens schreibt er einmal an Nicolai: solche seien ihm tief verhaßt. Nur die Sorge für seine Witwe, die zärtliche Theilnahme für ihr künftiges Schicksal erschwerte ihm das Scheiden; nichts sonst. „Mein Geist fährt zu dem, der ihn gegeben hat", sagte er kurz vor seinem Ende zu Reichard; „was habe ich zu fürchten!" Er trug „in der Brust das Zeugniß eines guten Gewissens: gelassen konnte er auf seine gewandelten Pfade zurückblicken, sein Auge stieß nirgends auf Abwege".

Digitized by Google

Eine übermäßige Dosis Laudanum, welche Ekhof aus Unwissenheit zu stark nahm, beschleunigte seinen Tod, der Dienstags am 16. Juni 1778 früh zwischen 7 und 8 Uhr eintrat. Infolge jener Medicin war er in Betäubung verfallen; sein Ableben war demgemäß sanft und ruhig, „mehr ein Entschlafen als Zuckungen der Vernichtung". Gleich nach seinem Tode wurde von Ekhof auf Befehl der Herzogin Charlotte von Gotha eine Todtenmaske abgenommen, welche der gothaische Bildhauer Eichler in Gips formte. „Die Büste ist über zwei Schuh hoch", berichtet Reichard, „und die Aehnlichkeit des Gesichts, wie bei allen solchen Abgüssen, vollkommen. Krankheit hat den edeln Mann ausgemergelt, im ganzen Gesicht und auf der herunterhängenden Lippe sitzt schwermüthiges Harren der Auflösung und Gefühl des nahenden Todes." Auch Fr. Ludw. Schröder ließ sich einen dieser Gipsabgüsse nach Hamburg kommen und zeigte noch Jahrzehnte später „den auffallend abgezehrten Kopf" nicht ohne Bewegung dem Kunstjünger Friedr. Ludw. Schmidt; Ekhof's Todtenmaske war in der Bibliothek seines „animosen Neiders" gleich am Eingange aufgestellt — in Einer Reihe mit den Büsten griechischer Weisen. Hamburgs Presse nahm von dem Hintritte des einst so gefeierten Schauspielers, des Landsmanns, kaum Notiz; nur im „Hamburgischen Correspondenten" findet sich die nichtssagende Einsendung: „Gotha, 17. Juni. Gestern starb allhier der berühmte Schauspieler Herr Eckhoff, der sich als einer der besten Acteurs um die deutsche Schaubühne so verdient gemacht hat." Die „Gothaischen Anzeigen" riefen ihm nach: „Mit seiner Kunst verband er das seltenste Verdienst, daß er das Laster haßte, das er strafte, und jede Tugend übte, die er lehrte."

Des Künstlers entseelte Hülle stand noch über der Erde, als „am ersten Spieltage nach seinem Tode", Mittwochs, am 17. Juni 1778 das herzogliche Hoftheater sein Andenken durch eine Trauerfeierlichkeit beging, wie es der damaligen allgemein geübten schönen Sitte entsprach. Das gesammte Personal erschien in Trauerkleidern auf der schwarzbehangenen Bühne; im Namen aller hielt Ekhof's Amtsnachfolger Böck eine Gedächtnißrede, welche Reichard verfaßt hatte, und die „den Gefährten, den Lehrer,

Digitized by Google

den Vater" gebührend feierte. Vor und nach der Rede erklang eine von Schweitzer componirte Trauermusik; eine Vorstellung war mit der Feier nicht verbunden.

Am frühen Morgen des 18. Juni wurde Ekhof's Leiche feierlich zur Erde bestattet, und zwar ganz bestimmt „auf Kosten der ehrwürdigen und gesetzmäßigen Freimaurerloge zum Rautenkranz zu Gotha, die sich ausgebeten hatte, diese letzte Ehre ihrem würdigen Mitgliede und Redner erweisen zu dürfen". Reichard rühmt die Stille und den Ernst jener maurerischen Leichenconducte, die auch „Profanen" imponirt hätten. An der Gruft Ekhof's (auf dem sogenannten „Neuen Gottesacker") standen natürlich auch dessen Collegen, welche mit den Logenbrüdern paarweis in feierlichem Zuge dem Sarge gefolgt waren. K. Th. Döbbelin widmete ihm in einem berliner Blatte eine recht geschmacklose „Grabschrift".

So war denn des Künstlers sterbliches Theil dem Auge der Menschen entrückt; nur die Abbildungen, welche von ihm angefertigt worden, mochten noch an seine Erdenerscheinung erinnern. Die wichtigsten derselben sind schon erwähnt; das Porträt von Graff dürfte das künstlerisch-idealere, jenes von Heinsius das realistisch-treuere sein. Es befindet sich im Besitze der Erben Fr. Nicolai's zu Berlin und wird mir beschrieben als „viereckiges, nicht ganz lebensgroßes Brustbild; im Ausdruck der Augen minder belebt, als der Kupferstich". Nicolai erhielt es durch Bucholz im October 1773; dieser nannte es „vortrefflich gemalt und getroffen; der Besteller werde zufrieden sein". Das war er in der That, dankte sehr und zahlte mit Vergnügen den geringen Preis: 2 Louisdor. „In einem Theateranzuge" sich malen zu lassen, hatte Ekhof abgelehnt, „da die Gesichtsmuskeln nicht so lange in einerlei Spannung zu halten seien". Ursprünglich sollte Bause in Leipzig das Bild in Kupfer stechen, doch betrieb Nicolai die Sache in Berlin; anfangs April 1774 sandte er durch Bucholz einen Probedruck an Ekhof, der, „über die ihm widerfahrene besondere Gütigkeit und Ehre" sehr erfreut und gerührt, Nicolai ebenso herzlich wie bescheiden dankte. „Verschiedene Freunde" wünschten sogleich Exemplare des Kupfer-

Digitized by Google

stichs, deren Nicolai vier Dutzend an Bucholz senden mußte; dieser selbst „zierte seine Stube" damit. Und als 33 Jahre später Iffland's erster Bühnenalmanach durch ein Bildniß Ekhof's geschmückt werden sollte, ward das Heinsius'sche Original zur Vorlage gewählt.

Drei Scenenbildchen, Ekhof in ganzer Figur als „Bauer mit der Erbschaft", Präsident in Gotter's „Marianne" und in der „Schule der Väter" darstellend (in Reichard's Theaterkalendern auf 1776 und 1777) bedeuten nicht viel; nach Graff gestochen, findet sich ein Porträt Ekhof's u. a. im dritten Theile von Lavater's „Physiognomischen Fragmenten", Abschnitt 9, Fragment 3, dessen Hauptgegenstand Gotter's Porträt bildet, dem das Ekhof'sche ganz klein zur Seite steht. „Nachstehende Vignette", lautet der Text dazu, „keines Poeten, aber eines wie man sagt naturvollen Schauspielers. So schief durch Zeichners Schuld das Gesicht ist, es ist voll Witz, Laune, voll naturergreifenden Blicks." Sein blaues Auge war nicht groß, aber von einem Glanze, „der weit hinaus leuchtete und des heftigsten wie des sanftesten Ausdrucks durchaus Meister war"; die Körperhaltung Ekhof's war im gemeinen Leben sehr nachlässig, „er ließ sich hängen", er hatte „einen watschelnden Schritt". Kotzebue erzählt: in einem schlichten Rocke, einer ungekämmten Perrüke und höchst anspruchslosen Ganges sei der „unbegreifliche" Mann vormittags um 10 Uhr nach den Proben gewandert, „der abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrscher geboren" schien. Oft mochten unter der „ungekämmten Perrüke" wol auch die eigenen „kurz abgeschnittenen Haare struppig" hervorschauen, von denen Nicolai berichtet. Ekhof legte eben nie und zu keiner Zeit Gewicht auf sein Aeußeres; „die ungeheuern Ballen seiner Füße zu verdecken, fiel ihm selbst auf der Bühne nicht ein". Leidenschaftlich liebte er den Schnupftaback; nach seinem Tode ward Iffland der Erbe seiner einfachen hölzernen Dose wie seines Stocks; Gotter und Wagenseil verfaßten auf diesen Umstand kleine Gedichte. „Seltene alte Ekhof'sche Handschriften" in großer Zahl verwahrte die Bibliothek des 1779 — ein Jahr nach ihres berühmtesten Leiters Tode! — eingegangenen gothaer Hoftheaters; als Herzog

Digitized by Google

Ernst gestorben war (1804), ward aber auf die Vollzähligkeit der Bestände so wenig mehr geachtet, daß z. B. Henriette Hendel-Schütz einige erbetene Handschriften Ekhof's vom Herzog August sogleich erhielt. Als nach dem Aussterben der gothaischen Speciallinie die Garderobe und die Requisite des weiland ersten Hoftheaters unter den Hammer kamen, konnte Reichard durch Lindenau's Verwendung wenigstens einiges sehr Wichtige vor der Verschleuderung nach dem Papiergewichte in die öffentliche Bibliothek und somit für die Forschung retten. Einen von Ekhof auf der Scene getragenen Deutschherrenorden und ein gewirktes baumwollenes Nachtmützchen sind Reliquien, welche nebst andern Erinnerungszeichen gegenwärtig der koburgische Bibliothekar Rath Kawaczynski besitzt. Autographe Ekhof's, insofern man dabei an Briefe mit Namensunterschrift denkt, sind selten und nicht wohlfeil; in der berühmten Radowitz'schen Sammlung z. B. war kein solcher Brief. Ekhof correspondirte überhaupt nicht viel; „ich begnüge mich daran zu wissen, daß es meinen Freunden wohlgeht", äußerte er gelegentlich gegen Nicolai. Eine zusammenhängende Biographie Ekhof's von auch nur einigem Belang hat bisher nicht existirt; wiederholt war Gotha der Ort, von dem aus für die Erneuerung seines Andenkens etwas gethan wurde, doch ist Ekhof stets nur als Vater der deutschen Schauspielkunst betrachtet; daß er auch Vater der Geschichte dieser Kunst genannt zu werden verdient, ward bisher wol deshalb nie genug hervorgehoben, weil die Spuren dieser Thätigkeit ziemlich versteckt liegen. Leider verdarb wiederholt fremder Einfluß Ekhof die Lust an seiner beabsichtigten Selbstbiographie, wie an der „Geschichte der Theater, auf denen er gewesen". Zuerst war es laut ungedrucktem Brief an Nicolai „Herr Bubbers in Hamburg, der noch nicht lange vom Theater abgegangen, seiner damaligen Umstände und Familie wegen gern vergessen machen wollte, daß er es betreten. Er wollte daher nicht zugeben, in einer Geschichte der Schönemann'schen Bühne genannt zu werden; diese Schamhaftigkeit, welche sich mit dem Begriffe, den ich mir von jeher von der wahren Komödianterey gemacht, nicht reimt, machte mich verdrießlich und lässig; so blieb es

Digitized by Google

liegen". Ekhof hatte „nach der französischen Bibliothèque des Théâtres oder Dictionnaire portatif als Anhang alle Stücke, welche in den achtzehn Jahren, die Schönemann's Theater existirt, auf demselben gespielt worden, in alphabetischer Ordnung beifügen und bei jedem den Tag der ersten Aufführung anmerken" wollen; auf Nicolai's Rath nahm er die Arbeit wieder auf, doch nun nannte Bucholz dieselbe „viel zu weitläufig; allenfalls möge ein Auszug tauglich werden". Ekhof, der eine sachverständige Kritik so schätzte, daß er „wie Apelles hinter dem Vorhange das Urtheil Vorübergehender hörend, den Schuh veränderte, wenn ihn ein Schuster tadelte", mag durch des schriftstellernden, ihm daher zuständig scheinenden Apothekers Urtheil abgeschreckt und so zuerst die Sache ins Stocken gerathen sein; auf diese Weise kam der Künstler um sein schönstes literarisches Denkmal. Ein poetisches Monument setzte ihm 1789 der schweriner Schauspieldirector Fischer, welcher eine „mimische Scene in zwei Acten" verfaßte: „Ekhof's Todtenfeier und Gellert's Denkmal." Im Drama, im Roman und in der Novelle lebt Ekhof; Gutzkow's geistreich erdachte Nebenfigur in „Zopf und Schwert", welche des Künstlers Namen trägt, ist allbekannt; 1863 erschien zu Leipzig O. Müller's zweibändiger Roman: „Ekhof und seine Schüler"; 1868 zu Berlin eine allerliebste, culturhistorisch treu gehaltene und warm geschriebene Novelle: „Des Theaterkönigs Einzug", von George Hiltl, einem Kunstgenossen Ekhof's. Gedichte, welche diesen letztern preisen, erschienen sehr zahlreich, zu seinen Lebzeiten wie nach seinem Tode; es waren aber Reimereien darunter wie nachstehende:

Als Garrick Rom besucht, wie uns Voltaire lehrt,
Da hat sich Roscius im Grabe umgekehrt,
Der Meister in der Kunst, die Herzen zu bewegen.
— Besuch auch du den Tiberfluß,
Mein Ekhof, Freund! Geh' hin, laß Roscius
Sich wieder auf den Rücken legen.

Ekhof muß diese Zeilen werth gehalten haben; sie fanden sich in seinem Nachlaß. Wohin derselbe sonst gekommen, wer seine Witwe beerbt hat, war nicht mehr festzustellen; sie „starb arm und elend zu Gotha im November 1790", meldet Reichard;

Digitized by Google

in einem Schreiben vom 22. April 1792 rief ihn zwar Karoline Kummerfeld aus Weimar deshalb zur Ordnung, allein er verfocht seine Behauptung auf das allerbestimmteste, und das Kirchenbuch pflichtet ihm indirect bei: die Todte hatte so allein gestanden, daß, als sie am 11. November früh nach 9 Uhr vierundachtzigjährig „an Geschwulst" starb, nicht einmal ihr Name richtig angemeldet wurde; sie steht als „Witwe Eckof geb. Spiegler" verzeichnet. Beerdigt wurde sie am 13. November früh; Herzog Ernst soll die Kosten ihres Begräbnisses getragen haben. In dem noch vorhandenen Gage-Quittungsbuche, welches Ekhof und nach dessen Tode Reichard geführt hat, steht im Juni und Juli 1778 eingetragen: „Eckhofs Witbe mit 2 Rthlr. Abzug", beidemale so; im August ist quittirt: „Eckhoffsche Witbe." Dann verschwindet ihr Name. Es scheint also, als habe man ihr ein „Gnadenquartal" bewilligt, von dessen Ertrage sie noch die ihrem Manne vielleicht geleisteten unbedeutenden Vorschüsse abzutragen hatte. „Die Witwe des deutschen Roscius" mit — vier Thalern Abzug; es ist ein recht kleinliches, recht häßliches Bild!

Für den Schmuck des Grabes ihres entschlafenen Gatten konnte die arme Schwachsinnige wol nichts thun. Man pflanzte einen Baum darauf; Reichard's erster Gedanke war, auf den Hügel eine Steinplatte zu legen mit der einfachen Zeile: „Hier ruht Ekhof." Fast prophetisch hatte die Trauerrede auf den Entschlafenen die Worte enthalten: „Was braucht's ihm Denkmal? Ist es nicht eins von den glänzenden Vorrechten großer Männer, daß man ihre Namen nur nennen darf, um jedem mit Einem Zuge ihren Werth und ihren Verlust zu schildern?" Wirklich sollten Jahrzehnte vergehen, ehe ein Denkmal zu Stande kam; Reichard ließ zunächst seinen Plan fallen, da man ihm von dessen Ausführung dringend mit dem Hinweise abrieth: „durch jene Steinplatte werde er lediglich einem bedeutendern Denkmale vorgreifen". Als jedoch Jahre vergingen und dies „bedeutendere Denkmal" ausblieb, ließ Reichard (1782) ganz in der Stille „einen glatten simplen Stein" auf Ekhof's Grab legen, der wirklich mit jenen drei einfachen und doch so vielsagenden Worten bezeichnet war: „Hier ruht Ekhof." Von der Thatsache gab

Digitized by Google

Reichard in seinem Theaterkalender auf 1783 Kunde; als Stifter des Steins sich selbst zu nennen, war er jedoch zu bescheiden. „Ein Unbekannter" habe, schrieb er, den Stein legen lassen. Bald bemächtigte sich die Legende dieses „Unbekannten", und neben andern ward Herzog Ernst II. von Gotha noch bis in die neueste Zeit dafür gehalten, obwol man seit 1810 den wahren Urheber jenes Liebeswerks hätte kennen sollen. Denn im Januar des genannten Jahres gab Henriette Hendel-Schütz mimische Darstellungen und ein Declamatorium vor dem Cirkel des Hofes zu Gotha in den Zimmern des Herzogs August; bei dieser Gelegenheit besuchte sie das kleine Schloßtheater des Friedensteins, auf welchem sie einst als Kind gespielt; auch begleitete Reichard sie auf ihre Bitte zu Ekhof's nur noch mühsam aufzufindendem Grabe. Ueber diesen Gang hat er alsdann in Nr. 36 des „Morgenblattes" von 1810 anonym berichtet: „Der Baum ist längst von der Zeit ausgerottet, in dessen Schatten Ekhof ruhte; die Steinplatte ist auch nicht mehr vorhanden, die der Kriegsrath Reichard vor einigen zwanzig Jahren, nur mit dem Namen Ekhof bezeichnet, darauflegen ließ." Erst jetzt also, und in einem Blatte, das nicht er selbst herausgab, mochte der zurückhaltende Mann sich zu seiner pietätvollen Handlung bekennen, die so still geschehen war, daß 1785 Iffland und nach ihm 1796 Böttiger es nicht anders wußten, als daß „noch immer nur Distelköpfe" auf Ekhof's Grabhügel blühten, worüber sie denn weidlich Lärm schlugen. Henriette Hendel-Schütz aber, als sie Ekhof's 1810 wirklich verwaistes Grab sah, ward „von einer Art Begeisterung ergriffen; sie reichte ihrem Begleiter Reichard die Hand über dem Grabe des großen Todten, indem sie Worte aus Ossian's Klage sprach, und gelobte ihm den Ertrag einer Benefizvorstellung zur Errichtung eines Denkmals mit einer Aufschrift aus einer Ode des Horaz." Leider war die „Begeisterung" der Dame schon verraucht, als sie Gotha im Rücken hatte; aus ihren Phrasen Thaten zu machen, fiel ihr gar nicht ein. Ein späterer Versuch, dessen Seele Ludwig Storch war, ein Ekhof-Denkmal durch einen „Verein" zu gründen (1828), scheiterte vollständig; erst im Jahre 1845 gelang es dem damaligen

Digitized by Google

koburg-gothaischen Schauspieler und Regisseur F. W. Kawaczynski, wenigstens Ekhof's vergessene Grabstätte durch einen einfachen Denkstein zu schmücken. Auf geschehenen Vortrag Kawaczynski's faßten die koburg-gothaischen Hofschauspieler den Entschluß, gemeinsame Beiträge zu einem Grabsteine für Ekhof zu spenden; der Magistrat zu Gotha gab den Platz kostenfrei für immer her, Hofbaurath Eberhardt übernahm Entwurf wie Besorgung des Denksteins, der am 26. August 1846 in aller Stille errichtet ward. Es ist ein etwa mannshoher Obelisk, dessen vier Seiten bezeichnet sind wie folgt: östlich CONRAD EKHOF; nördlich und westlich steht Geburts- beziehentlich Todestag, Monat und Jahr, die südliche Seite endlich zeigt eine Lyra, unter der man die Jahreszahl MDCCCXLVI liest. Der viereckige Thurm des Schlosses Friedenstein, den man von Ekhof's Grabe aus erblickt, ist der nämliche, in dem sich 1775—79 das Hoftheater befand; der mit einer Fontaine gezierte Platz vor dem neuen Theater zu Gotha wurde von der Stadtbehörde „Ekhofsplatz" genannt.

Auch 1828 hatte man Ekhof in Gotha öffentlich geehrt: Dienstags am 17. Juni 1828 gab das Hoftheater eine Festvorstellung zu seinem Andenken, der auch der greise Reichard mit beigewohnt zu haben scheint; wenige Monate darauf schied auch er aus dem Leben, ein halbes Jahrhundert nach seinem Freunde und Collegen. Den Beginn der Festvorstellung machte ein Prolog von Ludwig Storch, gesprochen von der tragischen Liebhaberin Demoiselle Lange als „Melpomene" vor einer vom Bildhauer Karl Hettler modellirten Kolossalbüste Ekhof's, die zu beiden Seiten umgeben war vom gesammten Personal der Hofbühne, und am Schlusse des Prologs von jener Künstlerin mit dem Lorber gekrönt wurde. Den Beschluß des Abends bildete Iffland's „Liebe auf dem Lande".

Herzlich hatten vier Jahre früher die Freimaurer Ekhof's Andenken gefeiert; den Anlaß dazu bot das funfzigjährige Stiftungsjubiläum der Loge (21. October 1824). Im Arbeitssaale war eine Todtentafel angebracht, unter welcher sich ein Altar befand, auf dem das Stiftungsprotokoll lag; zur Seite stand

Digitized by Google

als „würdigster Schildhalter jener Tafel" das Bildniß Ekhof's, man erwies demselben alle nur mögliche Ehre; noch jetzt bewahrt die Loge zu Gotha ein Relief in Gips und eine Büste aus demselben Material, beide von Döll. Ein Säcularfest ist in der gothaischen Loge nicht gefeiert worden. Rein und schön aber war die Erinnerung, welche so viele würdige und ernste Männer — an der Spitze der treffliche Reichard — dem ersten Hammerführer von 1774 und Stifter der Loge „Kosmopolit" nach funfzig Jahren widmeten, den man als „Bürger, Christ, Menschenfreund und tugendhaften Mann" (wie sein Amtsgenosse und Bruder Reichard ihm einst in die Gruft nachgerufen hatte) gebührend feierte. Und dieser Vorgang ist nicht ohne tiefere Bedeutung, denn gerade in der bis zu Ekhof's Erscheinen unerhört gewesenen Vereinigung des achtungswürdigen Menschen mit dem tüchtigen Schauspieler beruht zum größten Theile die hohe Wichtigkeit unsers Helden für die Kunstgeschichte; ob der Mann als Komiker „groß" und als Tragöde „unübertrefflich" war oder umgekehrt, ist uns im Grunde gleichgültig; wir können es nicht mehr sicher feststellen und das Resultat wäre ohne praktischen Werth. Auch Ekhof's Bühnenführung würde heute die Aufmerksamkeit nicht mehr auf ihn lenken, denn — nur zum Regisseur, nicht zum Leiter im höhern Sinne, wie etwa Goethe oder Immermann berufen, — ging er von der falschen Ansicht aus, ein Theater grabe seine Spur in die eherne Tafel der Kunstgeschichte auch dann, wenn auf ihm nur gewandt Komödie gespielt, nur ein „Ensemble" erzielt werde. Specifisch schauspielerische Erfolge verwehen aber in dem Augenblicke, wo sie errungen sind; für die Forderung der Klugheit, seinen Namen mit demjenigen der Träger eines neuen Literaturlebens zu verknüpfen, um sich dadurch Bedeutung für alle Zeiten zu sichern (wie es Dalberg in Manheim that, der ohne Schiller heute auch ein Verschollener wäre), hatte Ekhof kein Verständniß; seinen „alten Theatergeschmack, den er im Vertrauen auf sich und seine Verdienste sich nicht ausreden ließ", bemängelte daher der Geschichtschreiber des gothaischen Hoftheaters, Wagenseil, schon 1780. Daß Ekhof aber seinen Zeitgenossen durch seinen unbescholtenen Wan-

Digitized by Google

del das vorher nie für möglich Gehaltene bewies, wie man gleichzeitig „Komödiant" und sittlicher Mensch sein könne: darin erkannte, wie Goethe, schon Iffland den Schwerpunkt der Bedeutung seines Meisters. Während er von dessen Darstellungen schon 1785 einräumen mußte: „kaum erinnere man sich ihrer mehr", während er es bitter rügte, daß man den Grundzug dieser echt vaterländisch gewesenen Spielweise so verkenne, Ekhof sehr übel und sehr wenig nationalstolz „den deutschen Lekain" oder „den deutschen Garrick" zu nennen, hob derselbe Iffland 1807 hervor, wie „Ekhof's Betragen, seine Ausdauer, die ganze Weise seiner (sittlichen) Führung zuerst erreichte, was vor ihm nie erreicht war: Aufmerksamkeit der Großen auf vaterländische Kunst, Glauben daran und Sinn, dafür zu handeln. — „Der Mensch, der im Leben Interesse und Achtung erweckte", bewirkte diesen Umschwung der Anschauungen. Unter seiner Hauptwirkung vollzog sich die wichtige Entwickelungsstufe, welche sich durch die Begründung stehender Bühnen, ja des ersten Hoftheaters kennzeichnet; während der Dauer seiner Wirksamkeit schwanden die jammervollen Stegreifstücke von der Bühne, und das regelmäßige Dichtwerk, welchem die Schauspielkunst als Dienerin unterthan sein soll, trat in die ihm zukommenden Rechte. Mit Bewußtsein, schrittweise, „damit nicht der Sprung auf einmal zu groß sein möge", wie er an Weiße schrieb, wollte Ekhof das Publikum an dichterisch höher stehende Gattungen gewöhnen; Vers und Silbenmaß hielt er in richtiger Einsicht für die hohe Tragödie angemessener „als selbst die beste, gedrungenste Prosa". Die äußerste Consequenz dieser Einsicht zu ziehen, blieb ihm versagt, wie denn allerdings das rückhaltslose Eingeständniß, „alle Schauspielerei (die deshalb ja auch gewichtige Aesthetiker als „unselbstständig", weil zum originalen Schaffen nicht fähig, aus der Reihe der „Künste" streichen) sei lediglich zur Verherrlichung und vollen Verlebendigung der dramatischen Poesie berufen und verirre sich, sobald sie dieses Ziel aus den Augen verliere" — von einem Schauspieler selbst billigerweise am letzten zu verlangen sein dürfte.

Digitized by Google

Lord Byron.

Von

Rudolf Gottschall.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der größte englische Dichter der Neuzeit, der ein volles Recht hatte, stolz zu sein auf sein Genie, war auch stolz auf seinen Stammbaum, der sich zurückverfolgen ließ bis zur normannischen Eroberung, nach welcher im Jahre 1066 einem Vasallen des Eroberers Wilhelm, Rodulphus de Burun, große Besitzungen in Nottinghamshire und Derbyshire verliehen worden waren. Später unter Eduard I. wurden die Ländereien von Rochdale in Lancashire diesem Besitzthum zugefügt. Sie waren ein mannhaft kriegslustiges Geschlecht, diese Byron, welche dem Heerbann ihrer Fürsten hinüberfolgten in das alte Stammland und sich Ruhm erwarben bei der Belagerung von Calais und auf dem Schlachtfeld von Cressy. Ihre Namen glänzten unter denen, die mit Richmond bei Bosworth kämpften und bei Marston-Moor das Königthum gegen die Puritaner vertheidigten. Schon unter Heinrich VIII. war, bei der Aufhebung der Klöster, die Kirche und Augustinerabtei von Newstead der Familie der Byron und zwar „Sir John Byron dem Kleinen mit dem großen Bart" geschenkt worden, einem Ahnherrn, dessen Bild noch die Wände der Abtei schmückte, als der Dichter in ihren Besitz gekommen war. Im Jahre 1643 wurde Sir John Byron zum Baron Byron von Rochdale ernannt, eine Auszeichnung, wie sie der treue Anhänger des Königs verdiente, der ihm durch jeden Wechsel des Schicksals gefolgt war. Nach den Bürgerkriegen werden die Namen der Byrons nur selten in den Annalen des Landes genannt; erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts erwarb sich ein Träger dieses Namens als Seemann großen Ruhm; es war der Großvater des Dichters, der spätere Admiral Byron, der bei einer Reise um die Welt 1764—66 mannichfache Abenteuer erlebt, obgleich er aus allen bestandenen

Digitized by Google

Fährnissen, zu denen auch ein Schiffbruch gehörte, gerettet heimkehrte. Nicht lange darauf stand ein Bruder des Seefahrers vor dem Gerichtshofe der Peers, um sich wegen der Tödtung eines Verwandten und Gutsnachbarn, Mr. Chaworth, in einem Duell zu rechtfertigen. Der Vater des Dichters aber, Kapitän Byron, machte sich durch ein Liebesabenteuer bekannt, welches in der Chronik des englischen high-life keine untergeordnete Stelle einnahm; er entführte die Gattin des Lord Carmarthen auf den Continent und heirathete sie, nachdem der Lord sich von ihr hatte scheiden lassen. Aus dieser Ehe, die schon im Jahre 1784 durch den Tod der Lady gelöst wurde, entsprang die in letzter Zeit vielgenannte Stiefschwester des Dichters, Augusta Byron, später mit dem Obersten Leigh verheirathet. Nach dem Tode seiner ersten durch ein kühnes Abenteuer erworbenen Gattin heirathete Kapitän Byron 1785 Miß Katharine Gordon, die einzige Tochter von George Gordon, Esq. of Gihgt, eine vermögende Erbin, die sich ebenfalls vornehmer Herkunft rühmen durfte; denn sie stammte von jenem Sir William Gordon, welcher der dritte Sohn des Earl von Huntley und der Tochter Jakob's I. war.

Kapitän Byron befand sich, als er diese Ehe schloß, in sehr zerrütteten Verhältnissen, und die Absicht, mit dem Gelde der Erbtochter der Gordons seine Schulden zu bezahlen, war sein hauptsächlichster Beweggrund zu dieser Heirath. Bald sollte der Gattin kein Zweifel hierüber übrigbleiben; denn kaum war das Ehepaar auf die Güter in Schottland übergesiedelt, als der Andrang der Gläubiger von Tag zu Tag heftiger wurde, bis alles flüssige Vermögen ihnen geopfert und auf die Besitzungen selbst eine große Hypothek aufgenommen war.

Im Jahre 1786 begab sich Kapitän Byron mit seiner Frau nach Frankreich. Inzwischen wurden die Güter verkauft und der Ertrag zur Bezahlung der Schulden verwendet. Im Laufe zweier Jahre war die Erbtochter der Gordons so verarmt, daß sie sich mit einer jährlichen Rente von 150 Pfd. St. begnügen mußte. Die Zerrüttung der Vermögensverhältnisse führte zu lebhaften Zwistigkeiten unter den Ehegatten, um so mehr, als die Lady vorher keine Ahnung von der tiefen Verschuldung des

Digitized by Google

Brautwerbers hatte und so das Opfer einer empfindlichen Täuschung wurde. Ihr leidenschaftliches Temperament machte ein Zusammenleben unter solchen Umständen noch mislicher, obgleich sie nur aus aufrichtiger Liebe die unglückliche Wahl getroffen hatte. Sie kehrte allein nach London zurück, wo sie am 22. Januar 1788 ihren einzigen Sohn, George Gordon Byron, gebar, den der Herzog von Gordon und Obrist Duff von Fettereſſo aus der Taufe hoben.

Seitdem man sich gewöhnt hat, die Charaktere mehr in ihrer Abhängigkeit von vorausbestimmenden Ursachen aufzufassen, haben Stammbaum und Ahnentafel, wie sie gerade in den Familien des Adels zu finden, eine tiefere Bedeutung erhalten. Wer kann die Vorgeschichte der Byron lesen, ohne unwillkürlich daran zu denken, wie viel der Dichter in seinem Wesen und Charakter von den Vorfahren geerbt und wie besonders die Charaktere seiner Aeltern in ungünstiger Kreuzung sein Temperament und seine Eigenschaften bestimmt haben? Muth, Tapferkeit, Lust an Waffenübung war gewiß dem Nachkömmling so vieler tüchtiger Kriegsmänner angeboren; von seinem Großvater war auf ihn die Reiselust, die Freude an Abenteuern zu Wasser und Land übergegangen, von seinem Vater das Behagen an Liebesabenteuern und die geringe Fähigkeit, mit den vorhandenen Mitteln hauszuhalten, ein Charakterzug, durch den sich bereits ein von Jakob I. zum Ritter des Bath-Ordens ernannter Byron die Rüge der Verwandten zugezogen hatte; von der eigenen Mutter aber überkam der Dichter die Maßlosigkeit eines Temperaments, dem die heftigsten Ausschreitungen Bedürfniß waren.

Diese unbezwingliche Leidenschaftlichkeit mag wol die Hauptschuld davon getragen haben, daß ein abermaliger Versuch des Zusammenlebens der beiden Ehegatten scheiterte. Mrs. Byron hatte ihren Wohnsitz in Aberdeen gewählt, als Kapitän Byron wieder zu ihr zog und anfangs in demselben Hause mit ihr lebte; bald indeß miethete er sich eine andere Wohnung in derselben Straße, erbat sich für ein paar Tage den Besuch des Sohnes, erklärte sich aber befriedigt, als er eine Nacht hindurch

Digitized by Google

das Geschrei und Lärmen des Kindes hatte anhören müssen. Nachdem er von seiner Gattin noch einiges Geld erpreßt hatte, begab er sich wieder in die Ferne und zwar nach Valenciennes, wo er das Jahr darauf, 1791, starb. Die Nachricht seines Todes ergriff Mrs. Byron, die trotz aller Zwistigkeiten an ihm mit leidenschaftlicher Liebe hing, überhaupt immer von einem Extrem ins andere schwankte, aufs heftigste, sodaß ihr weit hörbares Jammergeschrei die Nachbarn erschreckte. Von jetzt an wandte sie alle ihre Liebe dem Sohne zu, dem aber die Eigenart des mütterlichen Charakters wenig Ehrfurcht und keine auf wahre Achtung gegründete Neigung einflößen konnte. Ebenso stürmisch in ihren Zornesausbrüchen wie in ihren Zärtlichkeitsbeweisen setzte sie die Pietät des Sohnes auf eine um so härtere Probe, als dieser gleichfalls in frühern Jahren schon von auffallender Heftigkeit war. So hatte er oft als Kind schon Wuthanfälle, und zerriß einmal ein Kleid, weil die Mutter ihn getadelt hatte, daß er es beschmuzt, von oben bis unten in stummem Trotz.

Seine Erziehung begann früh in einer Elementarschule zu Aberdeen, die er schon in seinem fünften Jahre besuchte, weil die Mutter ihn beschäftigt und gebändigt zu sehen wünschte; doch machte er im Lesen nur geringe Fortschritte. Einige Hauslehrer, die er selbst als tüchtig rühmt, weihten ihn dann in die Elementarkenntnisse und auch in die Anfangsgründe des Lateinischen ein. Sobald er lesen konnte, las er mit Eifer geschichtliche Werke; die Geschichte blieb immer seine Lieblingswissenschaft. Als er hinlänglich vorbereitet war, besuchte er die Grammatikschule in Aberdeen bis zur vierten Klasse. Er war kein fleißiger Schüler und saß stets auf der letzten Bank; dagegen war er lebhaft und leidenschaftlich, voll warmer Zuneigung zu den Mitschülern, munter und gesellig, doch stets bereit, Schläge auszutheilen und die erhaltenen pünktlich zurückzuerstatten. Schon damals suchte er sich besonders in allen körperlichen Uebungen auszuzeichnen, ein Ehrgeiz, zu dem ihn am meisten der körperliche Fehler trieb, der ihm vom ersten Lebenstage anhaftete: die Lahmheit, indem einer seiner Füße oder, wie Kapitän Trelawney

Digitized by Google

behauptet, beide aus der rechten Lage gerenkt waren. Alle Versuche, das Uebel zu beseitigen, machten es noch schlimmer, indem der Knabe in die Hände ungeschickter Chirurgen gerieth. Von früher Kindheit an war es für ihn ein bitterer Schmerz, wenn des Kindes Schönheit gerühmt, aber mit Bedauern auf diese Verkrüppelung hingewiesen wurde. Und so blieb es zeitlebens; nie konnte der Dichter diese Ungunst der Natur verwinden; er sah sich dadurch immer in Schatten gestellt gegenüber den Glücklichen mit vollkommen gesunden Gliedmaßen und suchte, um dies Misverhältniß einigermaßen auszugleichen, in den ihm zugänglichen Uebungen, besonders Schwimmen, Reiten und Schießen, eine Gewandtheit zu erreichen, durch welche er jene beschämen konnte.

In seine schottische Schulzeit fallen zwei Anregungen, die auf sein dichterisches Gemüth nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleiben konnten. Ein Sommeraufenthalt in den Hochlanden, im romantischen Flußthal des Dee, erweckte seinen Sinn für Naturschönheiten; die Berggestalten des Hochlandes, vor allem der düstere Gipfel der Lachin-y-gair, prägten sich tief seiner Seele ein und der Zauber dieser Jugenderinnerungen war, wie er selbst in schönen Strophen gestand, stets so lebendig in ihm, daß bei dem Anblick des Ida und Parnasses die blauen Berge des Hochlandes vor seiner Seele auftauchten und mit dem wehmüthigen Reiz der Kindheitsträume der Eindruck dieser Hochwarten classischer Cultur verschmolz.

Die früherwachte Neigung zu einem hübschen Mädchen, Marie Duff, war eine andere Erinnerung aus jener Zeit, und zwar eine so lebhafte, daß er später noch oft in grüblerisches Nachdenken verfiel, wie es möglich gewesen, im achten Lebensjahre einen ganzen Liebesroman durchzuempfinden; erinnerte er sich doch noch ganz genau ihrer Züge, ihres braundunkeln Haars, selbst ihrer Kleidung, ihrer Liebkosungen, seiner Rast- und Schlaflosigkeit, der Quälerei, mit der er dem Mädchen seiner Mutter zusetzte, sie möchte in seinem Namen an sie schreiben. So tief hatte diese merkwürdige frühreife Neigung bei ihm Wurzel geschlagen, daß, als er von seiner Mutter einige Jahre später hörte,

Digitized by Google

Marie Duff habe sich verheirathet, diese Nachricht ihn wie ein Donnerschlag traf, ihn ganz außer Fassung brachte, sodaß er nahe daran war, in Krämpfe zu verfallen. Diese „liebliche Peri" eröffnete den Reigen der schönen Mädchen und Frauen, welche des Dichters Phantasie als Urbilder seiner selbstgeschaffenen Gestalten erfüllten; er selbst nennt seine Liebe zu Marie Duff heftiger und glühender als jede spätere Neigung. Dante war nicht viel älter, als er zuerst bei einem Maifest seine Beatrice erblickte, und in die Träume des siebenjährigen Goethe schwebten die lieblichsten Mädchenbilder. In dem ewig Weiblichen verkörpert sich die Schönheit, welche von Haus aus der Traum des Genius ist.

Bald sollten sich dem Knaben auch im wirklichen Leben glänzende Aussichten eröffnen. Der alte Lord Byron in Newstead hatte einen Enkel, welcher der muthmaßliche Erbe der Lordschaft war. Dieser starb ganz unerwartet in Corsica und so ging die Anwartschaft auf den hohen Rang und die Besitzthümer der Familie auf den jungen Schüler in Aberdeen über. Man zögerte nicht, ihm hiervon Mittheilung zu machen, und als seine Mutter einmal eine Rede vorlas, die ein Mitglied des Unterhauses gehalten und ein anwesender Freund meinte, man werde auch einmal von dem jungen Byron Reden aus dem Unterhause lesen, so erwiderte dieser: „Das hoffe ich nicht; wenn Sie Reden von mir lesen, so werden sie aus dem Hause der Lords sein."

Der alte Lord Byron, ein Sonderling, der in düsterer Abgeschlossenheit lebte, starb in der That bald darauf in Newstead-Abbey und die Lordschaft ging auf George Byron über. Am Tage, nachdem er dies erfahren, fragte er seine Mutter, ob sie irgendeine Veränderung an ihm bemerkt habe, seitdem er Lord geworden sei? Er selbst habe nichts bemerken können. Da der junge minderjährige Lord jetzt unter die Vormundschaft des Kanzleihofes gekommen war, so wurde ihm in dem Grafen Carlisle, einem Neffen des verstorbenen Lord, ein Vormund bestellt, der sich nur ungern dazu verstand, die Fürsorge für einen jungen Verwandten zu übernehmen, dessen Mutter im Rufe der Unverträglichkeit und Launenhaftigkeit stand. Nachdem diese mit

Digitized by Google

Ausnahme des Leinenzeugs und Silbers ihr Mobiliar verkauft hatte und zwar zu einem Preise, welcher hinlänglich bewies, unter welchen eingeschränkten, ja dürftigen Verhältnissen die Witwe des Kapitäns Byron so lange Jahre hindurch gelebt hatte, begab sie sich mit ihrem Sohne im Sommer 1798 auf den herrschaftlichen Sitz, der zwischen den Städten Nottingham und Mansfield in malerischer Umgebung an dem Flüßchen Lynne gelegen ist. Byron sagte schon als Knabe damit für immer Schottland Lebewohl; er nannte sich selbst im „Don Juan" einen halben Schotten von Geburt und einen ganzen von Erziehung. Nicht blos die Hochlandsscenerie um das Thal des Dee, auch andere Plätze seiner geliebten Heimat blieben seinem Angedenken theuer, so die Wallacceiche, unter der sich ein rohes Standbild des schottischen Helden erhebt, der prächtige See von Lochleven mit den Erinnerungen an Maria Stuart, den er bei der Reise nach Newstead-Abbey zuerst erblickte. Der Natursinn des Schotten ist lebhafter entwickelt als derjenige des Engländers; er ist mehr auf das Erhabene gerichtet und hierin zeigte sich Byron in der That als schottischem Blut entstammt. Noch mehr gilt dies von einem Zug, der seiner geistigen Physiognomie eigen blieb. Weit mehr als dem praktischen, rührigen Engländer ist dem Schotten ein nachdenklicher und grüblerischer Sinn gegeben, und wie auf kirchlichem Gebiete der schroffe Presbyterianismus diesen Sinn bethätigte, so hat das kleine Schottland auch weit mehr Namen von philosophischen Forschern zu verzeichnen als das große England, und an die Schotten Hume, Hutchinson und Ferguson knüpfen auch die neuesten Denker an, welche sich in England einen Namen gemacht haben. Wenn sich Byron noch in Missolunghi in einen schottischen Plaid zu hüllen liebte, so trug der schottische Plaid seiner Muse die Farben jener Freidenker, und seine Dichtung scheute selbst vor einem Sansculottismus nicht zurück, der in dem pruden England den höchsten Anstoß erregte. Von allen englischen Dichtern neben Shelley ist Byron derjenige, der am meisten Metaphysik in seine Gedichte aufnahm; sein „Kain" ist ein philosophischer Dialog zwischen Himmel und Erde. Von den Seefahrern und Duellanten der väterlichen

Digitized by Google

Ahnenreihe hatte er die Neigung nicht überkommen, sich mit den Aufgaben des Denkens zu beschäftigen; das war ein Erbtheil seiner schottischen Herkunft.

Befremdend mochte dem an kleine Verhältnisse gewöhnten Knaben der Eindruck einer großen Herrschaft sein, deren Besitz er selbst jetzt angetreten hatte. Die ausgedehnten Räumlichkeiten der Abtei und des Schlosses, zum großen Theil wüst und verwahrlost, die Wälder ringsum, die der letzte Besitzer meistens auch hatte niederschlagen lassen, das alles mochte ihn mit ebenso viel Stolz wie Unbehagen erfüllen. Zunächst brauchte er indeß sich nicht dem Eindruck dieser schwermüthigen Einsamkeit hinzugeben; seine Mutter brachte ihn nach Nottingham, um bei einem Naturarzt Lavender seinen Fuß heilen zu lassen, der mit Oel eingerieben, gedreht und in Maschinen eingespannt wurde. Gleichzeitig hatte der Märtyrer dieser rohen Heilkunst lateinische Stunden bei einem trefflichen Manne, Rogers, der mit ihm einzelne Stücke aus Cicero und Virgil las und den Heldenmuth des Knaben anerkannte, da dieser mitten in heftigen Schmerzen solchen Studien oblag, ohne daß man ihm etwas anmerkte. Byron bewahrte ebenfalls diesem Lehrer ein freundliches Angedenken und ließ ihm viele Jahre später sagen, er könne noch zwanzig Verse aus Virgil recitiren, die er unter den schrecklichsten Schmerzen damals gelernt habe.

Von Nottingham kam der junge Lord, nach dem Willen seines Vormundes, nach London, wo er der Sorge eines Dr. Baillie anvertraut wurde, während Dr. Glennie in Dulwich den Fortgang seine Studien leitete. So sehr der junge Lord in den eigentlichen Gegenständen des Schulunterrichtes zurück war, so weit voraus war er seinen Jahren in Bezug auf eine umfassende Lektüre, besonders in historischen und dichterischen Werken, und so benutzte er auch die Bibliothek des Dr. Glennie mit unermüdlicher Ausdauer. In diese Zeit, und wahrscheinlich in die Ferienzeit, fällt die zweite Liebe, von welcher die Chronik seiner Herzensneigungen berichtet, die Liebe zu seiner Cousine Margareth Parker, einem Mädchen mit dunkeln Augen, langen Augenwimpern, junonisch an Adel der Züge und der Gestalt. Er selbst

Digitized by Google

rühmt ihre durchsichtige Schönheit und ihren sanften Charakter und meint, sie habe ausgesehen, als ob sie aus einem Regenbogen geschaffen worden wäre — alles an ihr Schönheit und Freude. Diese Liebe hatte auf ihn denselben Einfluß wie diejenige zu Marie Duff; er konnte nicht essen, nicht schlafen und die Stunde des Wiedersehens nicht abwarten; sie weckte in ihm zuerst seine poetische Begabung. Seine Mutter war mit den Fortschritten, die er in der Privatschule zu Dulwich machte, wenig zufrieden, sie setzte es bei Lord Carlisle durch, daß er in die Gymnasialschule von Harrow on the hills geschickt wurde, die er vom Jahre 1800—5 besuchte.

Das englische Schulwesen hat etwas Pedantisches und der todte Buchstabe wird mehr gepflegt als der lebendige Geist. So fand ein dichterisches Gemüth wie dasjenige Byron's wenig Anregung in der Beschäftigung mit den classischen Dichtern, und er vernachlässigte die Sprachkenntniß, auf welche das Hauptgewicht in der Schule zu Harrow gelegt wurde. Die trockene Grammatik stieß ihn ab; er blieb hinter seinen Mitschülern zurück, namentlich waren seine Kenntnisse der griechischen Sprache sehr gering. Der Director der Schule, Dr. Drury, welchem Byron stets ein pietätvolles Andenken bewahrt hat, prüfte den neuen Schüler gleich nach seiner Ankunft; er fand Geist in seinem Auge, doch war er überzeugt, daß man ihm ein „wildes Bergfüllen" zur Zähmung und Leitung anvertraut hatte. Es hätte seinen Stolz beschämt, mit vielen Schülern, die weit jünger waren, denselben Rang einzunehmen, und rücksichtsvoll ersparte ihm Dr. Drury diese Demüthigung, indem er ihm zunächst durch einen der Lehrer Privatstunden geben ließ, bis er seine Altersgenossen einigermaßen eingeholt hatte; doch blieb es ihm stets unmöglich, mit den Bessern Schritt zu halten. Der trockene Ton, der dieses ganze Schulwesen beherrschte, vermochte indeß nicht, alle Regungen eines hochbegabten und hochstrebenden Geistes zu verkümmern. Sein Bildungsgang blieb nach wie vor ein doppelter; während er die Schularbeiten vernachlässigte, las er die Werke der Geschichtschreiber und Dichter und auch andere neue Schriften, die ihm nur irgend zugänglich waren;

Digitized by Google

er las während des Essens, im Bette, zu jeder Zeit, und eignete sich so eine allgemeine Bildung an, wie sie keiner seiner Mitschüler besaß. Merkwürdigerweise war ihm damals nie eine Review zu Gesicht gekommen und doch sollte gerade eine solche nicht lange darauf für ihn so verhängnißvoll werden. Während man von seinen dichterischen Fähigkeiten, die er z. B. durch Uebersetzung eines Chors des Aeschylos in englische Verse bewährte, gering dachte, schlug man seine declamatorischen Talente desto höher an und Dr. Drury selbst glaubte, ihm als Redner eine Zukunft zusprechen zu dürfen, so lebhaft war sein Redefluß, so kräftig seine Stimme, so voll und schwunghaft sein Vortrag und so bewegt sein Geberdenspiel.

Auch alle körperlichen Uebungen betrieb er mit Eifer. Das Raufen und Boxen ist auf den englischen Schulen so zu Hause wie das Turnen jetzt auf den deutschen, und der junge Lord liebte es, seine Kraft und Gewandtheit zum Schutz jüngerer Freunde zu benutzen. Obschon durchdrungen von dem hohen Werth seiner Abstammung und der Bedeutung einer alten Pairie, sodaß die Mitschüler schon in Dulwich den Knaben spottweise den alten Baron zu nennen pflegten, wählte er seine Freunde doch mit Vorliebe unter den Bürgerlichen, nicht blos aus vornehmer Protectionslust, sondern weil der Zug des Herzens in ihm mächtiger war als das Vorurtheil des Adels. Und so hat er es immer auch in späterer Zeit gehalten. Seine Schülerfreundschaften wurden, wie er selbst es nennt, „Passionen"; sie hatten alle einen leidenschaftlichen Zug; jede Abschwächung in der Zuneigung, mochte sie auch in der leisesten Abweichung von dem üblichen Curialstil der Freundschaft bestehen, wurde als eine Zurücksetzung empfunden; man grollte und schmollte und verlangte Rechtfertigung; ja Regungen der Eifersucht wie in Liebesverhältnissen waren häufig, wenn der Freund sich einem Dritten mit unerlaubter Neigung zuwandte. Der innigste Schulfreund Byron's war Lord Clive, und er erwähnt noch in spätern Jahren, daß er nicht ohne Herzklopfen den Namen Clive nennen hören könne. Wie frühe Neigung, ist auch so innige Freundschaft sicher ein Vorrecht des Genies, die Gabe, sich in andere

Digitized by Google

Wesen hineinzufühlen, mit ihnen geistig zu verschmelzen, eine Mitgift desselben. Nennt doch Schiller selbst jede Dichtung eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unsers Kopfes. In dem überströmenden Gefühl der Freundschaft und Liebe liegt oft dieselbe schöpferische Macht, mit welcher der Genius ein Phantasiegebilde lebensfähig und lebensfreudig hinstellt. Der magnetische Zug, der sich nicht fortleugnen läßt, gibt die erste Anregung; dann aber überträgt eine reiche Phantasie, ein inniges Gemüth mehr von dem eigensten Wesen auf den Gegenstand seiner Neigung, als dieser selbst auszustrahlen vermag. Byron's schwärmerische Jugendneigungen waren die sichere Bürgschaft seines Genies.

Von den unerquicklichen Studien und lärmenden Händeln erholte sich der junge Lord in den Ferien. Wenn er indeß des Familienlebens entwöhnt worden, so fand er es auch bei seiner Mutter nicht wieder, deren Leidenschaftlichkeit jedes Zusammensein verbitterte und die außerdem von einem Badeort nach dem andern zog, sodaß wir sie bald in Bath, bald in Cheltenham und Southwell finden. In jenen Modebädern fand Byron indeß, was er in Harrow vermissen mußte, weibliche Gesellschaft, und da die Mutter es liebte, den Sohn, auf den sie stolz war, überall einzuführen, so konnte er sich, trotz seines scheuen Wesens, dem Umgang mit der fashionalen Welt nicht entziehen. Die Gesellschaften und Bälle in Bath lockten ihn freilich weniger an, als die Spaziergänge in Cheltenham, wo ihn die Linien der Berge an sein theures schottisches Hochland erinnerten. Im Jahre 1803 lebte seine Mutter in Nottingham; Newstead-Abbey war an einen Lord Grey de Ruthun vermiethet, wie dies mit englischen Stammschlössern bisweilen der Fall ist und nicht für unstatthaft gilt. Mit Lord Grey war der junge Besitzer des Schlosses befreundet und dieser räumte ihm ein Zimmer in der Abbey ein, das immer für ihn bereit stand. Nicht weit von Newstead-Abbey lag Annesley, ein Erbgut jener Chaworth, mit welchen der alte Lord Byron in so schlechter Nachbarschaft gelebt, daß er einen derselben im Duell oder vielmehr in einem zufälligen Rencontre tödtete. Miß Chaworth, die reiche Erbin

Digitized by Google

von Annesley, ein schönes Mädchen von anziehendem Wesen, wurde die dritte Liebe des Dichters, eine Liebe, die weit tiefere Wurzeln schlug als alle frühern. Er kam oft von Newstead-Abbey nach Annesley hinüber, kehrte aber anfangs stets zu seinem Stammschloß abends zurück, weil er sich vor den Ahnenbildern der Chaworth fürchtete, die wegen des verhängnißvollen Duells aus ihren Rahmen treten und ihm gespenstig heimsuchen könnten. Später aber entschloß er sich doch, in Annesley zu nächtigen, da ihm, wie er einmal erzählte, auf dem Heimweg ein Geist erschienen sei. Wie rasch vergingen ihm die sechs Wochen der Ferien, die er in der Nähe der angebeteten Miß Mary Anne zubrachte, mit ihr spazieren gehend oder reitend, oder in Träumereien versunken an ihrer Seite sitzend oder lauschend, wenn sie zum Klavier ein wälsches Volkslied „Mary Anne" sang. Einmal machte er mit ihrer Familie einen Ausflug nach Matlock; er und die Geliebte mußten auf einem Kahn über einen Strom, der durch eine enge Felsgrotte sich ergoß, dahingleiten und sich in das Boot niederlegen, eine Erinnerung, die er stets bewahrte. Daß Mary Anne nachher zu frohem Tanz geleitet wurde, empfand er als schmerzliche Kränkung, da ihm selbst dies Vergnügen versagt war. Auch diese Liebe war unglücklich; die Beatrice des jungen Dante theilte seine Empfindungen nicht; zwei Jahre älter als er, betrachtete sie ihn nicht als vollgültigen Verehrer; sie hatte ihr Herz bereits einem Herrn Musters geschenkt, der sie auch zwei Jahre darauf heirathete. Die Huldigungen des jungen Lord erwiderte sie mit Freundlichkeit; sie schmeichelten ihr und sie sah keine Gefahr in dem einsamen Zusammensein mit ihm; das Ansinnen aber, eine Neigung für den etwas wunderlichen und rauhen Genossen zu empfinden, wies sie mit Entschiedenheit zurück. Byron hörte im Nebenzimmer, wie sie zu ihrem Kammermädchen sagte: „Glaubst du im Ernst, daß ich mir aus diesem lahmen Knaben etwas mache?" Wie er selbst erzählt, waren ihm diese Worte wie ein Schuß ins Herz. Obgleich es schon spät in der Nacht war, als er sie vernahm, stürzte er doch augenblicklich aus dem Hause und eilte von dannen in die Finsterniß hinaus, bis er Newstead erreicht

Digitized by Google

hatte. In den nächsten Sommerferien sah er sie zwar wieder, doch nur um auf immer von ihr Abschied zu nehmen. „Wenn ich Sie wiedersehe, werden Sie wol verheirathet sein", sagte er, und sie erwiderte: „Ich hoffe es."

Die Liebe zu Mary Anne Chaworth war nicht mehr eine bloße Schulidylle, sie war der Liebesfrühling des Dichters; spätere Stimmen der Leidenschaft konnten diese Erinnerungen nicht verwischen; Mary Anne blieb das Ideal seiner edeln Frauengestalten und zeitlebens trug er ihr Bild und eine Locke von ihrem Haar an einem schwarzen Bande auf der Brust. „Hätte ich Miß Chaworth geheirathet", sagte Byron in Italien zu Medwin, „der ganze Gang meines Lebens wäre ein anderer geworden." Auch die Ehe der Geliebten war keine glückliche. Wie tief gerade die Erinnerung an die Neigung in dem Gemüth des Dichters lebendig war, das bewies das elf Jahre später verfaßte Gedicht: „Ein Traum", in welchem die Stätten jener Jugendliebe vor seiner Phantasie auftauchten, in wehmüthiger Beleuchtung, aber nun mit intensiver Klarheit aufgefaßt. Der mit einem eigenthümlichen Diadem von Bäumen gekrönte Hügel, das alte Herrenhaus mit dem klösterlichen Saal: alles gewinnt Leben und Bedeutung, denn hier weilte sie, die sein Leben war, bei deren Wort er erbebte.

So wie der sanfte Mond am Saum des Himmels,
Schien sie im Aufgang süßer Weiblichkeit.

Doch „ihr war er nur ein Bruder, niemals mehr". Dies Gedicht ist charakteristisch für Byron's Dichtweise. Wo er aus seinen Erinnerungen schöpfte, da gab er nicht beziehungsweise Hindeutungen, er liebte nicht wie Goethe des „Hineingeheimnissen"; das unverfälschte volle Lebensbild schmückte er mit dem Zauber seiner Empfindungen; es lag eine großartige Offenheit in seinen poetischen Bekenntnissen.

Eine unerwiderte Liebe ist wenig geeignet, das Selbstgefühl zu erhöhen. Byron war seit den Tagen von Annesley besonders im Umgang mit den Frauen noch scheuer und schweigsamer als früher. Nur wenn er seine Mutter in Southwell besuchte,

Digitized by Google

wirkte er gern auf einem Liebhabertheater mit, wo sich seine Begabung für Vortrag und Geberdenspiel von neuem bewährte.

Inzwischen war seine Gymnasialzeit in Harrow vorübergegangen und Byron bezog im October 1805 die Universität Cambridge mit nur geringer Ausbeute von Schulkenntnissen, einer desto größern allgemeinen Bildung und dem warmen Gefühl der Freundschaft für frühere Genossen, zu denen auch der spätere Staatsmann Peel gehörte. In Harrow hatte er sich im letzten Jahre besser behagt, so wenig er sich in den Schulzwang fügen konnte. Er hatte ein Lieblingsplätzchen gefunden, den Kirchhof, von welchem der Blick auf die Felder ihn erfreute; er saß oft stundenlang an dem Thorweg. Zweier Thatsachen aus seinem Schulleben in Harrow erinnerte er sich stets mit Freuden; einmal daß er mit Lord Calthorpe einen Kampf ausgefochten, weil dieser unter seinen Namen die Worte „verdammter Atheist" geschrieben hatte, dann daß er bei einem Tumult der Schüler das Schulzimmer vor Brandlegung geschützt, indem er den Knaben an den Wänden desselben die Namen ihrer Väter und Großväter gezeigt.

In Cambridge fühlte sich der Dichter anfangs nicht heimisch; in dem Dreifaltigkeitscollegium, in welches er eintrat, befanden sich zwar zahlreiche vornehme Genossen, denen es an Lebenslust nicht fehlte, aber erst allmählich gewöhnte sich der Dichter an das neue Leben, als er auch hier mit dem zwei Jahre jüngern Eddeston und mit Noel Lony, der später Kriegsdienste nahm und im Jahre 1809 mit seinem Regiment bei dem Zusammenstoß zweier Kriegsschiffe ertrank, innige Freundschaftsbündnisse geschlossen hatte. Fröhliche Gelage, Schwimmen, Reiten, Boxen, Kahnfahren drängten in Cambridge die Studien in den Hintergrund; dazu kamen Liebesabenteuer, wie es scheint, meistens mit leichten und willfährigen Schönen niedern Standes, von denen die eine ihn sogar in Männerkleidern auf Reisen begleitete und von ihm einer vornehmen Dame in Brighton als sein Bruder vorgestellt wurde. In jene Zeit des wüsten Lebens fällt auch das Gedicht „An meinen Sohn", welches das volle Gepräge un-

Digitized by Google

mittelbarer Empfindung trägt und deshalb keineswegs als ein freies Phantasiestück betrachtet werden darf; es ist einer der ersten Fehdebriefe an die Gesellschaft, welche der junge Dichter verfaßt hat, dabei aber von einem tiefrührenden und ergreifenden Zug; daß in jener Zeit der blumenreiche Pfad der Freuden in die Irre geleitet habe, bekannte er nicht lange darauf in seiner Satyre „Englische Sänger und schottische Kritiker", und Murryn machte er das Geständniß, er habe einige Jahre nach dem Ereigniß, das so großen Einfluß auf sein Schicksal hatte, nach seiner Liebe zu Miß Chaworth die Erinnerung daran in den schmählichsten Zerstreuungen zu begraben gesucht, doch „das Gift war einmal in dem Gefäß".

Sein Ferienaufenthalt in Southwell brachte ihn in gesittete Frauenkreise, an die er sich allmählich, seine anfängliche Scheu bezwingend, gewöhnte; namentlich das Theaterspielen, wobei er ein gleichmäßiges Talent für pathetische wie für barock komische Rollen bewährte, gab den Mittelpunkt für eine freiere Geselligkeit her. In seinen Briefen nennt er freilich Southwell ein verabscheuungswerthes Skandalnest und verwünscht die traurigen Stunden, die er unter den Mohikanern zugebracht, welche die dortigen „Kraals" bewohnen. Auch seine Mutter vergleicht er oft mit einer „Rothhaut", spricht von ihrem Schlachtgeschrei und dem Tomahawk, den sie auf ihn zu schleudern pflege. In der That waren Streitscenen mit seiner Mutter sehr häufig, deren Heftigkeit keine Schranken kannte und welche oft Ofenzangen nach ihm schleuderte sowie alles, was ihr gerade zur Hand war, während er ihren Zorn durch Höflichkeit oder ironische Verbeugungen aufs höchste reizte. Bisweilen kam es zu vollkommenem Bruch; Byron flüchtete von Southwell; die kriegführenden Mächte verhandelten dann lange miteinander, bis eine Versöhnung von zweifelhafter Dauer wieder zu Stande kam.

Einer der Familien in Southwell, in die er eingeführt worden war, schloß er sich besonders an und eine der jüngern Damen, Miß Pigot, übte durch ihr Klavierspiel und ihre feine Geschmacksbildung eine bedeutende Anziehungskraft auf ihn aus. Sie hatte einmal Gedichte von Burns vorgelesen, als Byron

Digitized by Google

plötzlich ausrief, er sei selbst bisweilen ein Dichter und wolle ihr einige seiner Verse niederschreiben, die er im Gedächtniß habe. Von diesem Augenblicke an wurde der Gedanke in ihm lebendig, sich als Dichter einen Namen zu machen; er trat zunächst vor eine beschränkte Oeffentlichkeit, indem er seine ersten Gedichte nur im Manuscript drucken ließ und in hundert Exemplaren an seine Freunde verschickte; doch der ermuthigende Zuspruch der meisten und seine in den Villeggiaturen von Southwell und Harrowgate wie in Cambridge selbst stets von neuem schöpferische Muse, sowie auch die Unzufriedenheit mit einem Theil der Gedichte der ersten Sendung, namentlich mit einzelnen üppigen Liebesgedichten, bestimmten ihn, einen größern Band herauszugeben und damit vor die unumschränkte Oeffentlichkeit zu treten. Die „Hours of idleness" (Mußestunden) erschienen.

Diese erste Sammlung zeigte nichts von jener Genialität, jenem Sturm und Drang, von jener Kraftgeisterei und Ueberschwänglichkeit, mit welcher so viele Dichter ersten Ranges ihren Einzug in die Literatur hielten; es waren artige Verse nicht ohne poetischen Hauch und leise vernehmbar in ihnen ein Pulsschlag des Skepticismus und der Lebenslust sowie der Wandelbarkeit der Neigungen, welche den Dichter beseelten. Vergleicht man damit die gleichzeitigen Briefe Byron's, besonders diejenigen an eine Dame in Southwell, so ist der Gegensatz um so auffallender; in diesen Briefen wetterleuchtete es von genialen Einfällen; der Stil ist zerhackt und chaotisch, reich an kühnen und originellen Bildern; die Gedichte dagegen sind in Form und Inhalt maßvoll und graziös, selbst wo sie eine Horazische Wendung einschlagen; sie verrathen das Studium classischer Muster, gebildeten, guten Geschmack, aber nirgends die Bedeutung eines selbstständigen Genies; es war nicht das Hauptportal, sondern eine Seitenpforte seiner Begabung, die er zuerst dem Publikum öffnete. Wol waren sie meistens aus einem wilden Leben herausgedichtet, doch lag dies mit gedämpften Farben im Hintergrund; kein wilder Phantasieritt, keine kecke Herausforderung erinnerte an die Heldenthaten von Cambridge. Erinnerungen

Digitized by Google

an die Schulzeit und an die Ereignisse der Geschichte, an denen seine Vorfahren betheiligt waren, Liebesgedichte mannichfacher Art, auch an die goldenlockige Mary, die Genossin seiner Streifzüge, einzelne Ergüsse düsterer melancholischer Stimmung, zum Theil auf dem Krankenbett gedichtet, Uebersetzungen classischer Gedichte: das war der Inhalt der Sammlung, der wenig über das Lyrische hinausging, das Epische nur streifte, stets aber das Selbsterlebte oder persönlich Naheliegende, wie ruhmvolle Familienerinnerungen, zum Gegenstand hatte. Wenn er die Schlacht von Bosworth in einem Heldengedicht in reimlosen Jamben zu besingen unternahm, so war es auch hier nur die Betheiligung seines Ahnherrn an der ruhmreichen Schlacht, was ihn dazu begeisterte; da er damals die Werke fast aller ausgezeichneten Historiker gelesen hatte, neben viertausend Romanen, wie er selbst aufgezeichnet hat, so bleibt es um so auffallender, daß seine Phantasie durch solche Lektüre so wenig zur Schöpfung großer historischer Fresken angeregt worden war, oder mindestens zu jenen geschichtlichen Studien, wie sie das Jugendalbum sämmtlicher Dichter enthält; doch gerade darin, daß er nichts Angelerntes, sondern nur Eigenstes gab, bewährte sich die Ursprünglichkeit seines Talents, freilich auch der stark subjective Zug desselben, den seine spätern Dichtungen nie verleugneten. Ebenso wenig war die Neigung zu religiösem Zweifel zu verkennen, die aber mit einem Gefühl andächtiger Hingebung an den Vater des Lichts, dessen Gesetze die Gesetze der Natur sind, im Kampfe lag. So enthält das „Gebet der Natur" bei den heftigsten Angriffen auf das Priesterthum und den kirchlichen Glauben die Innigkeit einer Religiosität, die sich rückhaltslos dem Göttlichen ergibt.

Der Rausch des Erfolgs, in den der Dichter durch die Zuschriften seiner Freunde, durch den buchhändlerischen Absatz der Sammlung, durch einzelne günstige Kritiken in den Zeitschriften versetzt worden war, sollte bald in empfindlicher Weise gestört werden; der junge Dichter, der den ganzen kritischen Horizont mit Aengstlichkeit beobachtete, bemerkte die Anzeichen eines heranbrechenden Unwetters aus Norden; einige Freunde hatten ihm

Digitized by Google

bereits vorher verkündet, daß in der „Edinburgh Review" eine niederschmetternde Kritik über seine dichterischen Versuche erscheinen werde. Und in der That entlud sich der Zorn dieses angesehensten kritischen Organs im Januar 1808 in einer vernichtenden Weise über dem Haupte des jungen Poeten. Der Kritiker, wie in der Folge bekannt wurde, der einst zu so großem Ruf gelangende spätere Lord Brougham, verurtheilte die Gedichte gerade wegen ihrer Mittelmäßigkeit, gestützt auf den alten Spruch des Horaz, daß weder Götter noch Menschen diese Sorte von Poesie gestatten. „Wir müssen", sagte der Kritiker, „dem Dichter zu bedenken geben, daß die letzten Silben zu reimen und, was er nicht einmal gethan hat, die Versfüße an den Fingern richtig abzuzählen, nicht die Gesammtheit dessen ist, was von einem Dichter gefordert wird. Ein klein wenig Phantasie gehört auch dazu, und ein Gedicht, welches heutzutage Anspruch darauf machen soll, gelesen zu werden, muß zum mindesten einen Gedanken enthalten, der einigermaßen von den Ideen älterer Dichter verschieden oder wenigstens anders ausgedrückt ist." Doch nicht genug mit dem verwerfenden ästhetischen Urtheil enthielt die Kritik eine freigebig gespendete Fülle von Sarkasmen über die Minderjährigkeit und die Lordschaft des Dichters, welche in das Gebiet persönlicher Schmähung übergingen und sich nur damit entschuldigen ließen, daß Lord Byron selbst seine persönlichen Verhältnisse in den Gedichten mit großem Behagen zur Schau gestellt hatte. Ueber diese Kritik gerieth der Dichter in Wuth; er trank drei Flaschen Rothwein, um sich zu besänftigen, doch vergebens. Was ihm allein Trost gewähren konnte, war der Gedanke, sich an seinem Angreifer zu rächen, und als er die ersten polemischen Verse gedichtet hatte, fühlte er sich wesentlich erleichtert. Im Herbst 1808 siedelte er nach Newstead-Abbey über, welches der letzte Miether, Lord Ruthen, im April verlassen hatte; hier wendete er die Zeit, die ihm seine Neigungen übrigließen, dazu an, sein satirisches Spottgedicht, das er am Anfang des Jahres in dreißig Nächten verfaßt hatte, indem er einen Monat lang das Licht des Tages nicht sah,

Digitized by Google

den er stets verschlief, weiter auszuarbeiten und schärfer zuzuspitzen.

Der Abschied von Cambridge fiel Byron nicht sehr schwer; er hatte sich in den beschränkten Geist der englischen Universität nicht finden können und hegte den Widerwillen gegen sie, den andere große englische Dichter theilten. Unter den Freunden, die er dort gewonnen, nahm der geniale Matthews, ein satirischer Kopf, der sich besonders gegen die Glaubenslehren so skeptisch verhielt wie Byron selbst, den ersten Platz ein; auch dieser verfiel wie Long einem frühen Tod, ohne die Erwartungen zu erfüllen, die man von ihm hegte; und ohne dem Dichter das Glück einer lange dauernden Freundschaft zu gewähren.

Das Leben, das er in Cambridge geführt hatte, setzte er in Newstead-Abbey mit seinen Freunden und Studiengenossen fort. Stets war er gewohnt, die Nacht zum Tage zu machen; fast nie stand er vor Mittag auf. Waffen bei sich zu führen, war seine Leidenschaft; geladene Pistolen fanden sich stets auf seinen Tischen und in seinen Taschen. Der Bettvorhang in Newstead, den er durch Schwertwürfe zerfetzte, gehört zu den Reliquien, die seine Verehrer hochstellen, und selbst zur Zeit seiner schwärmerischen Neigung für Miß Chaworth gefiel er sich darin, die Thüren des Schlosses von Annesley in Gegenwart der Geliebten zur Zielscheibe seiner Pistolenschüsse zu machen. Man könnte diese Neigung zu den wilden Schößlingen jener Ritterlichkeit rechnen, die er von seinen Ahnen geerbt hatte, der aber die neue Zeit kein regelrechtes Wachsthum gestattete. Wie mit Waffen liebte er es auch, sich mit Hunden und andern Geschöpfen aus dem Thierreiche zu umgeben. Während er in Cambridge weilte, hatte er in Southwell eine kleine Menagerie von Bulldoggen und Windspielen, nach deren Befinden er sich bei seiner Freundin erkundigte; er selbst ist begeistert für seinen Bulldoggen Savage, während Boatswain in Cambridge und Newstead sein treuer Begleiter blieb. Als dieser an einem Anfall von Tollwuth gestorben war, errichtete er ihm ein Denkmal, das noch immer eine Zierde der Gärten von Newstead ist, und widmete ihm eine Inschrift, die ebenso rührenden Antheil an dem

Digitized by Google

treuen Gefährten beweist, wie sie einen sarkastischen Hohn auf das Menschengeschlecht athmet. Dem Hunde wird nachgerühmt, daß er Schönheit ohne Eitelkeit, Kraft ohne Anmaßung, Muth ohne Wildheit, alle Tugenden des Menschen ohne seine Laster besessen habe. Einen zahmen Bären hatte sich Byron schon in Cambridge angeschafft; derselbe wurde in die große Halle von Newstead-Abbey einquartiert, ihm gegenüber ein Wolf, Thiere, mit denen die Genossen des jungen Lord ihr Spiel zu treiben liebten. Von den körperlichen Uebungen gehörte Schwimmen und Tauchen und Boxen zu den Lieblingsvergnügungen Byron's; in den erstern Künsten brachte er es zu einer Meisterschaft, auf die er stolz war, ebenso im Pistolenschießen. Im Reiten dagegen scheint er lange Zeit keine Meisterschaft besessen zu haben; er selbst berichtet schon von Cambridge aus mehrfach, daß er vom Pferde gestürzt sei. Der Leidenschaft des Spiels in den londoner vornehmen Spielhöllen hat er nur kurze Zeit gehuldigt; ihm behagte am meisten das Würfelspiel wegen seiner raschen Entscheidungen. Um ein Held des fashionablen Lebens zu sein, mußte auch vor allem seine Persönlichkeit einen möglichst gewinnenden Eindruck ausüben. War ihm schon seine Lahmheit und die Misgestalt des Fußes hierin ein Hinderniß, so hatte er auf Schule und Universität noch eine Neigung zum Fettwerden zu bekämpfen, die ihm nicht geringes Kümmerniß bereitete und die er durch regelmäßige Cur zu beseitigen suchte. Wie oft ließ er sich in jener Zeit wiegen und mit welchem Triumphe berichtete er seinen Freunden und Freundinnen und zwar mit genauester Angabe die Abnahme seines Gewichts. Auch in Newstead-Abbey lag er oft stundenlang in einem warmen Bade, oder bestieg in schwere Oberröcke gehüllt, die Hügel des Parkes, um sich durch Schwitzen abzumagern. So bewahrte er sich vor störender Corpulenz, welche seinen Eroberungen bei den Frauen Eintrag gethan hätte, und da seine Züge von regelmäßiger Schönheit waren und er durch seine Haarlocken, den genialen Knoten seines Halstuches und die eitle Sorgfalt seiner Toilette sie in ein vortheilhaftes Licht zu setzen wußte, so konnte er in der That für eine jugendliche Schönheit gelten, welche aristo-

Digitized by Google

kratische Feinheit mit einem Zug edler Schwärmerei vereinigte. Lippen und Kinn hatten junonischen Adel, seine Stirn war hoch, seine Schläfe breit; seine graubraunen Augen hatten durchdringende Klarheit; nur war das eine etwas kleiner als das andere, was in der Regel auf die Neigung zu geistiger Disharmonie hinweist.

Als Lord Byron, mit dem Grade eines Magister artium ausgezeichnet, die Universität verlassen hatte und nach Newstead übergesiedelt war, befand sich Abtei, Schloß und Gut in einem verwüsteten Zustande.. Der Onkel, der mit seinem Sohn in Zwiespalt gelebt, hatte alles gethan, um das Gut möglichst verfallen zu lassen und so es ihm als Erbe zu übergeben; er hatte die prächtigen Ueberreste des Waldes von Sherwood, der die benachbarten Hügel überdeckte, niederschlagen lassen, sodaß man weithin über eine öde Heide eilen mußte, um die Erinnerungen an Robin Hood in seinem Waldgehege aufzusuchen; nur der Park, dann das sogenannte Wäldchen, das anmuthige Thal von Newstead mit seinen blitzenden Teichen gab noch immer ein freundliches Bild. Die alte Augustinerabtei aus der Normannenzeit, hinter einem Wasserspiegel im Thalkessel liegend, mit reichen gothischen Verzierungen und der verfallenen Kapelle, von der nur noch ein Portal, ein großes Kirchenfenster und ein Steinbild der heiligen Jungfrau übriggeblieben waren, trug in ihrer altersgrauen, etwas buntscheckigen Färbung das volle Gepräge des Verfalls. Die Abtei war mit dem der neuern Zeit angehörigen Wohnhause durch einen im edeln Stil erbauten, siebzig Fuß langen und zwanzig Fuß breiten Saal verbunden; aber auch die lange Reihe früherer Prunkzimmer war baufällig geworden; der alte Lord, der das ganze Schloß mit Heimchen bevölkerte, welche bei Tag und Nacht in allen Räumen zirpten, brütete ja nach dem Tode seines Sohnes in tiefster Einsamkeit und dachte nicht entfernt daran, die Stätte, wo er verweilte, wohnlicher zu machen. Er selbst war dem Volk umher und auch den Schloßbewohnern ein Gegenstand unheimlicher Scheu, und wenn er durch die hallenden Säle schritt, wo die Waffen seiner Vorfahren im Winde klirrten, wenn er im alten Kreuzgang, der den Kloster-

Digitized by Google

hof umgab, sich zeigte oder an dem mit seltsamem Schnitzwerk verzierten Brunnen in demselben: so mochte er ihnen selbst als ein Gespenst der Vorzeit erscheinen, wie hier einige nach der Sage der Ortsbewohner in den öden Hallen ihr Wesen trieben. Der junge Lord aber besaß, solange sein Proceß in Rochdale nicht gewonnen war, durchaus nicht die Mittel, das Schloß seiner Väter in würdiger Weise wiederherzustellen; er begnügte sich damit, einzelne Zimmer zu Gastzimmern einzurichten und rührte sonst nicht an den ehrwürdigen Trümmerresten. Wohl aber begeisterten ihn dieselben zu Strophen von stimmungsvoller Schönheit; die Elegie von Newstead-Abbey tönt durch viele seiner Gedichte; am ergreifendsten in „Childe Harold", während sich in „Don Juan" die farbenreichsten und getreuesten Schilderungen des alten Bauwerkes finden. Es ist nicht genug beachtet, wie durch solche locale Einflüsse der Grundton eines lyrischen Talents mitbestimmt werden kann; könnte man Newstead-Abbey aus Byron's Leben streichen, man würde eine klangvolle Saite seiner Lyra zerreißen.

Ueber das wüste Leben in der alten Abtei ist, auf Grund von Byron's eigenen Geständnissen, viel gesprochen worden. Nicht immer indeß waren seine Freunde so vollzählig zugegen, um große Orgien feiern zu können; oft war er mehr oder minder einsam auf seinem melancholischen Besitzthum. Besuchten ihn die Genossen, so wurden natürlich alle modischen Vergnügungen, die auch auf der Hochschule von Cambridge heimisch waren, gepflegt: man schwamm und ruderte, man ritt und schoß mit Pistolen, man machte die Nacht zum Tage, wie dies ja im englischen high-life überhaupt Sitte ist und nicht weniger im deutschen Studentenleben; der Becher mit starken und feurigen Weinen kreiste bis spät nach Mitternacht. Erst in der letzten Zeit vor seiner Orientreise kam der Dichter auf den Gedanken, die Klosterruinen mit einem Maskenscherz zu beleben und mit seinen Genossen zusammen einen neuen Mönchsorden zu stiften. Einmal war an der tiefsten Stelle des Sees ein großer, aus Messing gegossener Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Gestell von demselben Metall aufgefischt worden; in dem hohlen

Digitized by Google

Fußgestell fanden sich eine Menge von Urkunden, die zum Theil Schenkungen an die Abtei enthielten, darunter auch ein Ablaßbrief, in welchem die Absolution von allen möglichen Vergehen, besonders der gröbsten und sinnlichsten Art ausgesprochen war. Dadurch an die Orgien gemahnt, welche in früherer Zeit in dem Augustinerkloster gefeiert wurden, kam Byron auf den Gedanken, mit seinen Gefährten das lustige Leben der frommen Mönche zu parodiren. Ein anderer Fund gab ihm ein wünschenswerthes Requisit für diese Maskerade. Ein Gärtner hatte bei dem Umgraben des Gartens einen wohlerhaltenen, sehr großen Schädel gefunden, den Byron in die Stadt schickte, dort poliren ließ, sodaß er eine scheckige Schildkrötenfarbe erhielt, und dann zum Hauptbecher des neuen Ordens machte; er kreiste als Humpen bei den Nachtsitzungen der neuen Mönche, gefüllt mit Rothwein, nach alter Gothensitte, und mancher grimme Scherz machte mit ihm die Runde. Byron hatte als „Abt des Schädels" den Vorsitz bei diesem Kapitel; die Mönchskleider für ihn und die zwölf Genossen waren aus einem Maskenladen der benachbarten Stadt entlehnt. Daß bei diesen Orgien auch gefällige Schönen nicht fehlten, war selbstverständlich; die Nachahmung des Klosterlebens wäre ja sonst unvollständig gewesen und der Ablaßbrief gänzlich unnütz. Doch waren dies keine Ladies von den benachbarten Herrensitzen und keine Stadtdamen, sondern liederliche Schönen aus dem Newsteaderthal, zu denen sich hin und wieder eine verkleidete Freundin in Pagenkleidern gesellte, wie die alte Dienstmagd Nelly dem Amerikaner Washington Irving erzählte, der Newstead-Abbey mit demselben Eifer durchforschte und mit derselben Farbenpracht schilderte wie die spanische Alhambra.

In dem alten Schloß der Byron feierte der junge Lord am 22. Januar 1809 den Tag seiner Großjährigkeit allein mit wenigen Schulfreunden und den Gutsangehörigen, denen er einen Ochsen am Spieß braten ließ und einen ländlichen Ball veranstaltete. An diesem Tage, der ein hoher Festtag im Kreise der englischen Aristokratie ist, an dem sich alle Lords der Verwandtschaft und Nachbarschaft in glänzendem Aufzug versammeln, wobei es an Wettspielen und Illuminationen nicht fehlt,

Digitized by Google

empfand Byron besonders schmerzlich das Misverhältniß zwischen seinem Rang und seinen Mitteln; denn gegenüber dem fürstlichen Aufwand der meisten englischen Lords war er mit den 1500 Pfund Sterling, den 10,000 Thalern, die ihm Newstead-Abbey abwarf, zunächst ein sehr armer Lord, welcher bei solchen festlichen Gelegenheiten nur das Nothdürftigste in spärlicher Weise thun konnte und dabei die Hülfe des Wucherers in Anspruch nehmen mußte. Mit seiner Großjährigkeit war auch der Zeitpunkt gekommen, wo er seinen Sitz im Hause der Lords einnehmen durfte; er begab sich deshalb nach London und betrat ganz vereinsamt das Haus der Peers. Sein Vormund, Lord Carlisle, selbst ein Dichter, der mittelmäßige Trauerspiele verfaßt hat, stand mit dem Mündel nicht auf freundlichem Fuße; er gab ihm daher bei diesem wichtigen Eintritt in den großen englischen Staatskörper nicht das Geleite, sondern begnügte sich, ihn mit den üblichen Formalitäten bekannt zu machen. Mit andern englischen Lords hatte der Einsiedler der alten normännischen Abtei keine Beziehungen; so betrat er am 13. Mai 1809 allein den Saal der Peers, nachdem er sich im Vorzimmer legitimirt, die Gebühren berichtigt und bei dem Lordkanzler hatte anmelden lassen. In dem Saale, der noch leer war, leistete er zunächst dem Beamten den Eid und wurde dann von dem Kanzler Lord Eldon herzlich begrüßt, während er diesen Gruß nur kalt erwiderte und mit einer steifen Verbeugung die dargebotene Hand kaum mit den Spitzen seiner Finger berührte. Hierauf setzte sich Byron nachlässig auf die leeren Bänke der Opposition, wo er einige Minuten sitzen blieb. Dann stand er auf und begab sich zu seinem literarischen Freund Dallas, der ihn allein in das Parlamentshaus begleitet hatte, und als dieser ihm sein Befremden über seine Begrüßung des Lord Eldon ausdrückte, entgegnete er: „Hätte ich ihm herzlich die Hand geschüttelt, so würde er mich zu seiner Partei gezählt haben; aber ich will mit keinem von ihnen etwas zu thun haben, und nachdem ich jetzt meinen Sitz eingenommen, will ich außer Landes gehen."

Inzwischen war die „Satire" im Druck erschienen, welche Lord Byron in der Einsamkeit seines Schlosses gefeilt und umgearbeitet

Digitized by Google

hatte und durch welche er einen Act der Rache an seinem strengen schottischen Kritiker ausüben wollte. Die Dichtung machte bei ihrem Erscheinen weit größeres Aufsehen als die „Hours of idleness"; in der That war sie von schlagender Prägnanz und einschneidender satirischer Schärfe. Es mag auffallen, daß so viele Schriftsteller, die später ein warmes Gemüth und hinreißende Begeisterung bekundeten, gerade in ihrer Jugend mit Glück und Vorliebe die so wenig blütenreiche, stacheligte Satire pflegten, wie Jean Paul, Byron, Gutzkow. Doch die Satire ist ja die Nothwehr des Idealismus gegenüber einer schlechten Welt, die seinen Idealen nicht entspricht, und darum liegt sie der Jugend nicht so fern, wie diejenigen glauben, welche in ihr nur eine Frucht geistiger Reife sehen wollen. Das reifere Urtheil hat unterscheidende Billigkeit; der Radicalismus der Jugend läßt alles über die Klinge einer nichtsschonenden „Satire" springen. Byron gab in seinen „English bards" und „Scotch reviewers" den glänzendsten Beweis dafür; die Dichtung war eine Art von Jüngstem Gericht, bei dem es freilich fast nur Verdammte gab. Mochten die schottischen Kritiker den Anlaß zur Abfassung desselben gegeben haben und auch von den geflügeltsten Epigrammen getroffen werden; der größte Theil der Dichtung war den englischen Dichtern, den gefeierten Größen des damaligen Parnasses gewidmet und das Strafgericht über die Southey, Coleridge, Wordsworth und ihre minder berühmten Genossen war weit ausgiebiger und ebenso unerbittlich. Man konnte hierin einen Kampf um die poetische Existenz sehen; nicht wenige bedeutende Talente haben sich dadurch Bahn gebrochen, daß sie diejenigen verdrängten, die ihnen im Lichte standen und die Gruppen eines übervölkerten Parnasses zu decimiren suchten; doch bei Byron kam ein wichtigeres Moment hinzu; sein von Haus aus bedeutend angelegter Genius hatte das instinctive Gefühl, daß er Besseres schaffen könne als die damaligen Modepoeten; er verlangte überhaupt eine Poesie, welche geistigen Inhalt hatte und protestirte gegen eine Lyrik und Epik, wie sie damals den Ton angab und welche wir heute als der akademischen Richtung zugehörig bezeichnen würden. Ihm zuwider war

Digitized by Google

die Ritter- und Geisterromantik, welcher auch Walter Scott's sonst von ihm mit Wärme anerkannter Genius huldigte; ihm zuwider war die Allerweltspoesie eines Southey, der jeden beliebigen Stoff zu bändereichen Epen ausspann; ihm zuwider die süßliche Lyrik der Lovelypoten, welche für lauschende Mädchenpensionen sangen; sein starker Geist lehnte sich auf gegen dies nichtige modische Treiben und die Bänkelsänger, die ihm huldigten, und wenn er auch keine bestimmte Losung für die Poesie der Zukunft ausgab, so war doch das von selbst sich bildende Complementärbild seiner satirischen Farbengebung eine dem Geiste des Jahrhunderts huldigende und überhaupt eine geistdurchdrungene Poesie.

Mit wie großer Bitterkeit und Heftigkeit sich auch der junge Dichter gegen den „unsterblichen" Jeffrey als einen satanischen Kritiker, einen Folterer der Dichter zur Wehr setzt, mit welchen ironischen Hyperbeln von schottischem Localcolorit er auch seine Bedeutung zu verspotten sucht: ein schärferes Urtheil über die zeitgenössischen Dichter hatte der schottische Kritiker nie gefällt als der junge Dichter von Newstead-Abbey über seine Mitbewerber um den Preis der Poesie. Er schonte dabei niemand, am wenigsten seinen Vormund Lord Carlisle, dem er doch seine erste Gedichtsammlung gewidmet, dem er anfangs auch in dem satirischen Gedicht ein Lob zugedacht hatte, das er später in bittern Tadel umwandelte, als der Lord ihm einige wichtige Familiendocumente zu besorgen sich geweigert und das Geleite in das Oberhaus versagt hatte, wie er denn mehrfach aus persönlichen Rücksichten auszeichnende Anerkennung in schmähende Herabsetzung verwandelte und umgekehrt einzelne kritische Justizmorde cassirte. In dieser souveränen Willkür zeigte sich die Selbstherrlichkeit des jungen Lords, und in der That gab ihm nicht blos gekränkte Dichtereitelkeit die Feder in die Hand, als er diese „Satire" schrieb; der edinburgher Kritiker hatte mehr noch als den Dichter den Lord in ihm angegriffen und beleidigt, und der Lord noch mehr als der Dichter fühlte sich berechtigt zu einem Strafgericht über die ganze Literatur, zu der er sich von seinem hohen, vornehmen Standpunkt herabläßt; es war

Digitized by Google

ebenso viel aristokratisches wie poetisches Selbstgefühl in diesen tiefeinschneidenden Versen.

Das Stilmuster, an welches sich der junge Satiriker anlehnte, war der schärfste und zugleich graziöseste Dichter Englands, Pope, dessen „Dunciad" geradezu das unmittelbare Vorbild der neuen Satire war. In der Anlehnung an Pope lag aber zugleich eine kühne Neuerung in Bezug auf die damalige Poesie; kein größerer Gegensatz als der verschwommene Stil der Seeschule und der schottischen Romantiker gegen den epigrammatisch gedrungenen, geistfunkelnden Lapidarstil Pope's, der nicht blos ein talentvoller Dichter, sondern auch ein vorzüglicher Kopf war, was sich von jenen romantischen Poeten meistens nicht sagen ließ. Der Widerspruch gegen geistlose Bänkelsängerei konnte an kein geeigneteres Vorbild anknüpfen. Der Stil der Byron'schen Satire war ganz der Stil Pope's; die Verse, in denen Reim auf Reim zusammenschlug im Einklang mit den schwertscharfen Antithesen, hatten einen geistig wuchtvollen Lakonismus; ihre Cäsuren waren zugleich scharfe Einschnitte der kurzathmigen epigrammatischen Logik; die Unterschriften zu den Porträts der Dichter hatten Taciteische Kernhaftigkeit; die Allegorie, die sich hin und wieder zeigte, wie auch bei Pope, vermied den bloßen Eindruck, den sonst ihre verwelkten Figuren mit den abgegriffenen Attributen machen, durch ihr blitzartiges Erscheinen, sodaß Gestalt und Begriff wie im Flug vor unsern Augen zusammenschmelzen. Uebrigens schweifte die Muse des Dichters auch über das Gebiet der literarischen Satire hinaus zu Anklagen des gesellschaftlichen Treibens; der Dichter nahm bisweilen die Miene eines Juvenal und Persius an, die strenge Miene des Sittenrichters, und geiselte die Verirrungen des fashionabeln Englands, die Schleierlosigkeit und Ueppigkeit seiner Ballfeste, die Ausschreitungen und Tragödien der Spielhallen. Mit der großartigen Offenheit eines rückhaltlosen Bekenntnisses, durch welches der Dichter die von ihm selbst angezweifelte Aehnlichkeit mit Rousseau stets bewies, gesteht er dabei ein, daß er der Mitschuldige dieser Ausschreitungen ist, stets das Rechte erkannt und das Schlechte gewählt habe, daß er aber doch seine Stimme

Digitized by Google

erheben müsse gegen Sitten und Menschen, welche das öffentliche Wohl zerstören.

Das Gedicht, welches an die Xenien unserer classischen Dichter erinnerte, nur daß hier die einzelnen Pfeilbündel zu einem Ganzen zusammengeschlossen waren und daß, was dort zwei Dichter auf der Höhe ihres nationalen Ruhmes wagten, hier ein junger Anfänger mit übermüthigem Selbstgefühl in die Welt schleuderte, war pikant genug, um Aufsehen zu erregen, und zündete weit mehr als die Ergüsse blöder Jugendlyrik, die Byron vorher veröffentlicht hatte. Die erste Auflage war ohne den Namen des Dichters erschienen; dennoch war derselbe ein öffentliches Geheimniß; bei Philipp's wurde es einem Kreise literarischer Gäste vorgelesen und fand einstimmigen Beifall; auch einige kritische Zeitschriften sprachen sich zu Gunsten desselben aus. Als Byron gegen Ende April nach London kam, war die erste Auflage der Satire vergriffen und eine zweite mußte vorbereitet werden. Hatte der Dichter schon während des Druckes der ersten große Einschaltungen oft von mehrern hundert Versen gemacht, so wurde die zweite noch wesentlicher vermehrt; größer war die Zahl der Dichter und Schriftsteller, die mit einer kritischen Etikette versehen wurden und ein in herausforderndem Ton geschriebenes Nachwort, welches fortzulassen sein literarischer Freund und damaliges Factotum Dallas ihn vergebens bat, warf seinen kritischen Gegnern mit noch größerm Hohn den Handschuh hin; gleichzeitig beklagte der Dichter, daß die Zeit des Ritterthums vorübergegangen sei, indem er Tag für Tag auf Herausforderungen der angegriffenen Dichter gewartet habe. In späterer Zeit reuten ihn die Angriffe auf einige Dichter wie Coleridge und Wordsworth, die er dann hochstellte; er fand viele andere Urtheile unsinnig übertrieben und irrig und verbesserte sie durch Randglossen in einem Exemplar des Gedichtes; ja er sprach überhaupt sein Bedauern aus, dasselbe verfaßt zu haben, nicht blos wegen der Ungerechtigkeit der Kritik und vieler persönlichen Bemerkungen, sondern auch, weil er den Grundton und die Grundstimmung des Ganzen verwarf.

Digitized by Google

Den Erfolg dieser zweiten Auflage wartete Byron nicht in England ab, sondern er trat mit seinem Freunde Hobhouse eine schon längst beabsichtigte Reise nach dem Orient an und schiffte sich im Jahre 1809 im Hafen von Falmouth nach Lissabon ein, nachdem er vorher noch auf seine Kosten eine Porträtgalerie seiner Jugendfreunde zusammengestellt hatte. In seiner Begleitung fand sich der treue Fletcher, ein junger Knabe aus Newstead-Abbey, Robert, dessen er sich sehr lebhaft annahm, und ein deutscher Diener, ein geborener Preuße, der mit einer Gesandtschaft in Persien gewesen war. Der Abschied von England wurde ihm nicht schwer. „Ich bin wie Adam", schrieb er vor der Abreise, „der erste Verbrecher, der zur Deportation verurtheilt wurde, aber ich habe keine Frau und keinen Apfel gegessen außer solchen, die sauer wie eine Schlehe waren und so endet mein erstes Kapitel." Er war in seinem jungen Leben so vielen Enttäuschungen ausgesetzt gewesen; seine wärmste Liebe war nicht erwidert worden; er stand einsam in der Welt; das Verhältniß zu seiner Mutter war ein peinliches; unter den Standesgenossen hatte er keine Freunde und ihm selbst war es schwer, die Stellung aufrecht zu erhalten, zu der er durch seine Geburt berufen war; den einen Theil seines Besitzes mußte er sich erst in einem langdauernden Proceß erkämpfen; sein erster dichterischer Versuch war von der angesehensten Kritik verspottet worden; er hatte sich durch das Gedicht, durch das er sich zu rächen suchte, neue und zahlreiche Feinde gemacht; allzu früh hatte er eine Fülle von Genüssen erschöpft, welche ihm Uebersättigung und Leere zurückließen: was sollte ihn an England fesseln, aber auch welche Genüsse versprach ihm eine Reise, die er in so dumpfer Stimmung antrat, ohne frischen Lebensmuth, nur um, wenn irgend möglich, unwillkommene Erinnerungen zu vergessen! Gleichwol sollte diese Orientreise für sein ganzes Leben von der entscheidendsten Wichtigkeit werden, nicht nur seiner Poesie von der ersten Dichtung, die ihr folgte, bis zur letzten das Colorit geben, seine Phantasie mit unvergeßlichen Bildern befruchten, sondern auch jene Vorliebe für das schöne

Digitized by Google

Hellas in ihm entzünden, die ihn später zu einem so frühen Tode führte.

Die Reise selbst hat Hobhouse, Byron's Gefährte, ein ebenso unterrichteter wie lebhafter und geselliger junger Mann, der als ältester Sohn aus einer alten Baronetsfamilie stammte und im Jahre 1851 als Lord Broughton die Peerswürde erhielt, in seinen Tagebüchern in Prosa beschrieben; die poetische Spiegelung und zwar ein Spiegelbild von unvergänglichem Werth enthält der „Childe Harold".

Von Falmouth fuhr Lord Byron nach Lissabon; als einer der unvergeßlichen Glanzpunkte der Reise erschien ihm Cintra, dessen malerische Schönheit er nicht genug in Vers und Prosa feiern konnte. Hier gab der junge Lord die erste Probe seiner Schwimmkunst, indem er über den Tajo schwamm. Ueber Land, durch die Berge der Sierra Morena, eilt die Reisegesellschaft nach Sevilla, wo er die Schönheit und die Sitten der Spanierinnen studirte; er wohnte bei zwei reichen unvermählten Damen. Der jüngern machte er mit Hülfe eines Lexikons den Hof; die ältere erklärte ihm unverblümt ihre Zuneigung, schenkte ihm eine ihrer Locken von drei Fuß Länge und wollte, obgleich sie demnächst zu heirathen gedachte, ihr Gemach und ihr Bett mit ihm theilen. Einige Situationen im ersten Gesang des „Don Juan" erinnern an die seltene Gastfreundschaft und Dienstwilligkeit spanischer Schönen. Noch mehr bewunderte er die bezaubernde Grazie der Spanierinnen in Cadiz, wo eine junge Admiralstochter ihm ihre Huld in so auffälliger Weise zuwendete, daß nur die Kürze seine Aufenthalts in dieser entzückenden Stadt ihn zu hindern vermochte, daß er dem Abenteuer weitere Folgen gab. Ueber die englischen Stationen des Mittelmeers, Gibraltar und Malta, ging die Reise weiter; der Wunsch, das nahe Afrika zu betreten, wurde zunächst aufgegeben und auch später nicht erfüllt. In der Stadt des alten Ritterordens hätte Byron fast ein ritterliches Abenteuer bestanden, ein Duell mit einem Offizier aus dem Stabe des Generals Oakes; doch wurde der Ehrenhandel noch im letzten Augenblicke friedlich beigelegt. In Malta machte er auch die Bekanntschaft einer

Digitized by Google

interessanten Dame, der er unter dem Namen Florence im „Childe Harold" und in jenem Gedicht, in welchem er den Wettersturm in den albanischen Bergen besingt, ein poetisches Denkmal gesetzt hat. Sie war an einen Engländer unglücklich verheirathet und die Tochter des österreichischen Gesandten in Konstantinopel; sie wurde von Napoleon verfolgt, da sie sich an einer Verschwörung gegen ihn betheiligt hatte. Byron fand sie sehr hübsch, sehr vollkommen und im höchsten Grade excentrisch; sie war in Malta seine tägliche Begleiterin, doch „das Herz der schönsten Pilgerin auf Erden" schien er nicht gewonnen zu haben; er selbst schwankte, wenn man seine dichterischen Geständnisse vergleicht, zwischen Bewunderung und Liebe.

Byron fuhr von Malta zunächst nach Patras; als er von hier nach Prevesa hinüberschiffte, sah er zum ersten male die Festung Missolunghi im Lichte eines Sonnenuntergangs; er ahnte damals nicht, wie bedeutsam diese Stätte für sein Leben werden sollte, wie prophetisch diese Beleuchtung war! Der türkische Machthaber jener Gegenden, einer der bedeutendsten Männer des osmanischen Reichs überhaupt, war der despotische Ali-Pascha, den der Lord zuerst vergeblich in seiner Residenz Janina und ihren prunkvollen Schlössern aufsuchte. Ali, auf einer Kriegsfahrt abwesend, belagerte Ibrahim in der Festung Berut. Byron begab sich dorthin durch die wildromantischen Gebirge Albaniens, deren wenig bekannte Schönheiten er hoch über diejenigen des vielbesuchten Griechenlands stellte; unterwegs verirrte er sich in den Bergwäldern bei dem schöngelegenen Kloster Zitza, wo er mit den Seinigen auf pfadlosem Weg von einem Gewitter überrascht wurde. Die Auszeichnungen, die ihm bei seiner Audienz mit dem Pascha zutheil wurden, schmeichelten seiner Eitelkeit; er selbst hatte sich in eine glänzende Uniform gekleidet, mit einem prachtvollen Säbel; der Pascha empfing ihn stehend. Das Merkwürdigste in der Unterhaltung war dem jungen Lord, daß der türkische Kriegsfürst vor seinem Stammbaum mehr Respect bewies als vor seiner Peerswürde. Großen Eindruck machten auf den Reisenden die orientalischen Costüme, die er hier in ihrer buntesten Fülle erblickte, denn im Heerlager

Digitized by Google

des Pascha befanden sich nicht nur die Albanesen mit ihrem golddurchwirkten Mantel, ihrer rothen Sammtjacke und ihrer mit Goldtressen besetzten Weste, ihren reich mit Silber beschlagenen Dolchen und Pistolen, sondern er sah hier auch Tataren mit ihren hohen Mützen, Türken mit Turbanen und weißen Pelzmänteln, schwarze Sklaven, welche die Pferde führten. Das Colorit dieser prächtigen Bilder findet sich in den meisten seiner spätern Dichtungen wieder; es wurde das Nationalcostüm seiner lyrisch-epischen Muse. Die Nachtscene in der Bucht von Arta, wo die Albanesen in feurigen Nationaltänzen und unter dem Gesang wilder Lieder die Feuer umkreisten, während Felder, Wälder und das Meer durch den aufflackernden Glanz derselben beleuchtet wurden, hat Byron im „Childe Harold" geschildert. Fast wäre er auf einer Seefahrt das Opfer der Unkenntniß eines türkischen Seeoffiziers geworden, der in einem Sturm sein Schiff nicht zu lenken verstand und in Thränen der Verzweiflung ausbrach. Die Segel zerrissen, der Hauptmast zersplitterte. Alles ringsum jammerte, der Lord hüllte sich in seinen albanesischen Mantel und erwartete mit philosophischer Ruhe den Untergang des Schiffs; doch der Wind legte sich und trieb das Schiff an die Küste von Suli, wo die Mitfahrenden landeten. Mit einem Geleite von funfzig Albanesen, einem wahrhaft fürstlichen Gefolge durchritt der Lord Akarnanien und Anatolien, weilte kurze Zeit in Missolunghi, längere Zeit jenseit des Meerbusens in Patras. Dann zog er hinüber zu den böotischen Bergen, die den Musen geheiligt sind, und hielt es für ein Zeichen günstiger Vorbedeutung, als er bei einem Besuch in Delphi zwölf um die Gipfel des Parnasses schwebende Adler erblickte. Zu Weihnachten 1809 kam er nach Athen. Byron war kein Alterthumsforscher und kein Kunstliebhaber; auch verschmähte er die Heuchelei und Koketterie, mit der sich ein großer Theil des Publikums den Anschein gibt, als ob ihm die Trümmerkunde und das archäologische Studium am Herzen liege. Dagegen begeisterte er sich für die geschichtlichen Erinnerungen dieser geweihten Stätten und für die landschaftlichen Schönheiten Attikas; kein Dichter hat sie je mit größerm Schwung gefeiert. Das Mädchen

Digitized by Google

von Athen, dem er ein Gedicht mit neugriechischem Titel widmete, war die Tochter des englischen Viceconsuls, Theodora Macri, in deren Haus die Reisenden lebten. Nach einem vierteljährigen Aufenthalt begab sich Byron nach Smyrna, wo er den zweiten Gesang seines in Janina am 31. October 1809 begonnenen „Childe Harold" am 28. März 1810 vollendete. Der Dichter besuchte dann die Gefilde Trojas, wo er sich an den sumpfigen Ufern des Homerischen Skamandros verirrte. Zwischen Sestos und Abydos durchschwamm er den Hellespont, wie einst Leander, nachdem er acht Tage vorher das Wagniß wegen eines heftigen Nordwindes und der großen Gewalt der hereinbrechenden Flut vergeblich versucht hatte. Der Hellespont ist hier nicht breiter als eine englische Meile, aber die Strömung ist gefährlich. Auf diese kühne Schwimmthat war Byron zeitlebens stolz; er nannte sich ein „Amphibium" und meinte, wenn er an die Seelenwanderung der Hindus glaubte, so würde er annehmen, daß er in einer frühern Existenz ein „Meermann" gewesen sei. Gleichwol wagte er es nicht, sich mit Leander zu vergleichen, denn ein Fieber, das er nicht so bald loswerden konnte, war die Folge seiner Kraftleistung.

In Konstantinopel, dessen Lage ihn entzückte, wurde er dem Sultan vorgestellt; er erschien wieder in seiner glänzenden Uniform, wollte aber nicht hinter dem Gesandtschaftspersonal zurückstehen, sondern seinem Rang gemäß den Vortritt haben, bis ihn der österreichische Internuntius belehrte, daß nach dem Gebrauch am türkischen Hofe seine Ansprüche nicht berücksichtigt werden konnten.

Am 18. Juli 1810 kehrte Byron wieder nach Athen zurück; von hier aus durchschweifte er Attika und Morea, wo ihm Ali's Sohn, Vely-Pascha, einen glänzenden Empfang zutheil werden ließ. Er verkehrte bei diesem Aufenthalt in Griechenland viel mit dem Marquis de Sligo und machte auch die Bekanntschaft der vielbesprochenen Lady Esther Stanhope. Zu Anfang des Jahres 1811 beschloß er die Rückkehr nach England; Geldnoth erlaubte ihm nicht, weitere Reiseplane auszuführen. Wirklich reisemüde war sein Diener Fletcher, den die Unbequemlichkeiten

Digitized by Google

der Reise zur Verzweiflung brachten. Auch Byron selbst hatte sich von den Folgen einer ernsten Erkrankung in Patras schwer erholen können; überhaupt hatten alle, die ihm auf seiner Reise begegnet waren, seine Stimmung sehr niedergedrückt und melancholisch gefunden. Am 3. Juni 1811 schiffte er sich auf der Fregatte Volage in Malta nach England ein, wo er nach zweijähriger Abwesenheit am 2. Juli wieder eintraf.

In seinen Reisebriefen hatte Byron oft versichert, daß er seine Schriftstellerei gänzlich aufgegeben habe; gleichwol brachte er, außer den beiden Gesängen von „Childe Harold" und einzelnen Gedichten, ein größeres Manuscript mit, eine Umschreibung der „Ars poetica" des Horaz und war so für den raschen Druck dieses poetischen Werks besorgt, daß er noch auf der Ueberfahrt einen Brief an Dallas, sein literarisches Factotum, vorausschickte mit der Ankündigung der vollendeten Dichtung und mit dem Wunsche, er möge alsbald nach seiner Ankunft für den Verlag derselben Sorge tragen. Das Gedicht, auf welches Byron großen Werth legte, war ganz im Stil seiner „englischen Dichter und schottischen Kritiker" geschrieben; Pope war wiederum sein Vorbild, das er in den aufeinanderfolgenden Schlagversen, in der Satire auf zeitgenössische Schriftsteller, in den zündenden Epigrammen und Witzworten nachzuahmen suchte. Leider aber war, trotz einzelner Wendungen von lapidarem Gepräge, trotz scharfer Sittenschilderungen und auch einiger schwunghaften Verse, wie derjenigen, in denen Milton verherrlicht wird, das Ganze weit schwächer als die erste Satire; es stieg oft zur Trivialität hinab; erfolglose Witzhascherei war nicht selten und der burschikose Ton gefiel sich zuweilen in Cynismen. Es war auffallend, daß eine Reise in den Orient keine andern poetischen Blüten gezeitigt hatte und das war auch das Urtheil, welches Dallas äußerte, als er dem Lord das am Tage vorher mitgenommene Manuscript zurückbrachte, dessen geringen Werth er gleich erkannt hatte, ohne die empfindliche Eitelkeit des Dichters durch solchen Urtheilsspruch kränken zu wollen. Byron erklärte, er habe unterwegs noch einige Spenserstrophen gedichtet mit

Digitized by Google

Schilderung der Gegenden, in die sein Weg ihn geführt; es lohne sich nicht der Mühe, sie zu lesen, doch wenn Dallas sie durchzusehen wünsche, wolle er sie ihm gern mitgeben. Ein Kritiker habe sie bereits gelesen und wenig Empfehlenswerthes darin gefunden; er stimme diesem Urtheil bei. Dallas erhielt so die ersten Gesänge von „Childe Harold's Pilgerschaft", erkannte augenblicklich ihren hohen Werth und schrieb noch an demselben Abend an den Dichter: „Sie haben eins der entzückendsten Gedichte verfaßt, das ich je gelesen habe. Wenn ich dies schriebe, um Ihnen zu schmeicheln, so würde ich eher Ihre Verachtung als Ihre Freundschaft verdienen." Dallas versprach ihm Anerkennung und Ruhm nach Veröffentlichung dieses Gedichts, wenn der Lord einige Abänderungsvorschläge befolgen werde; gleichwol zögerte Byron längere Zeit, den „Childe Harold" erscheinen zu lassen und bewahrte auch, nachdem er zugestimmt und in Murry einen Verleger gefunden hatte, mit dem er zeitlebens in geschäftlicher Verbindung stand, sein Mistrauen gegen das Werk und den Erfolg desselben, bis nach dem Erscheinen desselben im Frühjahr 1812 die einstimmige und glänzende Anerkennung, die es fand, allen seinen Zweifeln ein Ende machte.

Eine so falsche Schätzung eigener Werke seitens der Dichter ist der Literatur nichts Seltenes; auch Petrarca hielt seine Dichtung „Africa" für ein unsterbliches Meisterwerk, während er von seinen Sonetten, die seinen Nachruhm begründeten, gering dachte. Begreiflicher wird dieser Fehlgriff des kritischen Urtheils, wenn man Byron's Bildungsgang und Geschmacksrichtung ins Auge faßt. Englische Schulbildung wies ihn auf die classischen Dichter, seine eigene Vorliebe auf Pope's Werke; so wendete er sich schon gegen die romantischen Epen der gefeierten Zeitgenossen; sie entsprachen durchaus nicht dem Ideal künstlerischer Gediegenheit, das ihm vorschwebte. War es daher zu verwundern, daß er einem Gedicht, welches sich eng an Pope und Horaz anschloß und durchweg die Gleichmäßigkeit des Tons bewahrte, den Vorzug gab vor einem andern, für das sich durchaus kein Vorbild finden ließ, weder unter den classischen Dichtern des Alterthums, noch unter den englischen Classikern Pope, Mil-

Digitized by Google

ton und Genossen, noch unter den gleichzeitigen Poeten? „Childe Harold" war eine Improvisation, in welcher der Dichter nur seinem oft sehr eigenwilligen Genius gefolgt war; er mußte die kritischen Maßstäbe fürchten, welche die Neuern an diese Dichtung legen würden; ja es waren Ergüsse, die zum Theil seiner eigenen ästhetischen Einsicht nicht standhielten. Der Dichter Byron war dem Kritiker vorausgeeilt, er hatte sich in kühnem Spiel und Flug der Phantasie von der Schablone freigemacht, welche diesen noch festhielt. Dabei darf man nicht vergessen, daß in der That „Childe Harold" in seiner ersten Gestalt noch nicht den einheitlichen Charakter trug wie bei seinem Erscheinen vor der Oeffentlichkeit; das Gedicht hatte anfangs viele satirische Einschaltungen, welche während des Drucks erst von Byron beseitigt wurden, anfangs aber in ihren Contrast mit den schwunghaften Strophen dem Ganzen einen buntscheckigen Charakter gaben. Diejenigen Spenserverse, in denen die englische Sonntagsfeier verspottet wird, sind jetzt fast der einzige Rest, der von diesen satirischen Abschweifungen übriggeblieben ist. „Childe Harold" erschien in seiner ersten Gestalt fast als ein Vorläufer des spätern „Don Juan", als ein plauderhaftes Gedicht mit Sprüngen aus dem Erhabenen in das Komische; erst die Ueberarbeitung, welche nicht blos Kürzungen vornahm, sondern auch einige der schönsten und stimmungsvollsten Verse hinzufügte, gab dem Gedicht stilvolle Einheit und höhere Weihe. Der Erfolg war ein überraschender. Byron erwachte eines Morgens als berühmt, wie er selbst sagt; man könnte noch schlagender sagen: der Dichter wurde Mode. Dies ist nicht immer ein Verdienst, immer ein Glück; denn von der leichtfertigen Mode ist der ernste Ruhm abhängiger, als die Chronik der Literaturgeschichte eingestehen will. Kein Dichter ist bei Lebzeiten wahrhaft berühmt geworden, der nicht eine Zeit lang Mode war. Goethe war es durch Götz und Werther, Schiller dnrch die Räuber; dem Liebling der Mode werden später auch unsterbliche Werke verziehen, welche sonst nur schwer Eingang bei der Nation gefunden hätten. Byron selbst war gewiß am weitesten davon entfernt, dem guten Glück den schuldigen Antheil an seinem Ruhm

Digitized by Google

streitig zu machen; denn er erklärte ja selbst, daß er wie Sylla stets geglaubt habe, alles hänge vom Glücke ab und nichts von uns selbst.

Gerade die fashionabeln Kreise Londons und Englands, die den Ton angaben, verschafften dem „Childe Harold" den großen Erfolg. Lord Byron gehörte ihnen an durch seinen Rang; man hatte sich zwar vorher nicht um ihn gekümmert, doch man sah ein, daß der Abglanz seines Dichterruhms auf die englische Aristokratie falle, die an hervorragenden Köpfen auf dem Gebiete der schönen Literatur nicht allzu reich war. Seine satirische Abwehr gegen die schottischen Kritiker war so wenig unbeachtet geblieben, daß eine Auflage inzwischen der andern gefolgt war; doch eine Satire mag Aufsehen erregen, sie gewinnt nicht die Herzen. Gleichwol hatte sie aller Augen auf den merkwürdigen jungen Lord aus der verschollenen Newstead-Abbey gelenkt, der sich durch eine zweijährige Reise im Orient den Beweisen dieser Aufmerksamkeit entzog. Nun erschien der poetische Tourist auf einmal in einer Haltung, welche dem aristokratischen Geschmack durchaus zusagen mußte; es war die Haltung eines lebensmüden Gentleman, der, mit Genüssen übersättigt, seinen alten Ahnensaal verläßt, um zu fernen Ländern und Völkern zu pilgern; es war der englische Reisesport des vornehmen Mannes, der hier ein poetisches Gewand borgte. Dabei blieben seine Sympathien und Antipathien echt englisch; seine Begeisterung für die Freiheitskämpfe anderer Völker fand ein lautes Echo bei den Engländern, und selbst für diese oder jene zu weit gehende Absonderlichkeit ertheilten ihm die Clubs von London und die Lords des Landes gern Absolution: war es doch ein starkes englisches Nationalgefühl, was seine Spenserstrophen beseelte. Und wenn dies die Vertreter des high-life interessirte, so mußten die Frauen und Mädchen noch eine lebhaftere Theilnahme für den Dichter selbst empfinden, der trotz aller entgegengesetzten Erklärungen in der durchsichtigen Maske des Ritters mit seiner ganzen Persönlichkeit durchschimmerte. Der weltmüde Ritter rühmt sich seiner Eroberungen, seiner Siege, und das genügt, um ihm die Theilnahme aller Schönen zuzuwenden, und war er

Digitized by Google

nicht ein Lord, jugendlich und schön, von bestechendem Wesen und gewinnendem Klang der Stimme, wie bald das Gerücht verkündete? Wie anziehend war diese Melancholie, wie verlockend, dem Dichter zu folgen in die Bergwälder Albaniens, zur Akropolis und dem honigreichen Hymettos; denn immer von einen neuen malerischen Hintergrund hob sich sein bleiches schönes Bild ab.

Doch auch die Kritik mußte vor dieser Dichtung die Waffen strecken; nicht als ob die Form des poetischen Reisebildes eine neuentdeckte und vollberechtigte Kunstform wäre, nicht als ob der rasche Wechsel der Bilder und Stimmungen, der Schilderungen und Betrachtungen dem epischen Stil entspräche; aber es war eben in fast allen diesen Strophen der Wurf des Genies und einzelne waren von bezaubernder Schönheit. Während die Southey und Wordsworth, Coleridge und Walter Scott romantische Stoffe der Vorzeit wählten, griff hier ein Dichter zum ersten male in das volle Leben der Gegenwart; auf den noch rauchenden Schlachtfeldern Spaniens tummelte er seine Muse, besang die wilden Tänze der Albanesen am Golf von Actium, widmete dem Tyrannen von Janina und der begrabenen Freiheit Griechenlands seine Strophen. Mochte die Kritik es tadeln, daß der Dichter alle Schilderungen in seine düstere Stimmung tauchte, daß er nie von sich selber loskam, um ein unbefangenes Weltbild zu gestalten: sie vergaß dabei, daß nur durch diese Sättigung mit dem tiefsten eigenen Gefühl und Lebensinhalt des Dichters sein Werk sich zu poetischer Bedeutung erhob und nicht ein Reisealbum mit mehr oder weniger geschmackvoll ausgeführten Veduten blieb. „Childe Harold" war ein Skeptiker, durch die Lust vergiftet; Liebe selbst erscheint ihm als Sklavin des Mammons, die Helden der Schlachten als des Ruhms geehrte Narren. Es war die Zeit, wo Napoleon's Gestirn in Europa den höchsten Stand erreicht hatte; Kriegsruhm war die Losung, der Ehrgeiz der Welt; fast glaubt man Fallstaff sprechen zu hören, wenn „Childe Harold" diesen Ruhm verlästert; doch es scheint nur so; er spricht nur von den Werkzeugen, die der Tyrann zerbricht. Der Kampf eines Volks um seine Unabhängigkeit

Digitized by Google

erscheint ihm hohen Ruhmes werth und stört selbst die düstern Cirkel einer Skepsis, in welche seine Muse sich eingesponnen; da flammt es auf wie Feuer der Begeisterung und in den spöttischen und schwermüthigen Ton mischen sich die Accente energischer Thatkraft. Dieser Zwiespalt geht durch alle Dichtungen Byron's hindurch, tritt aber im „Childe Harold", der das Gepräge einer müden, oft greisenhaften Jugend trägt, in dem schärfsten Contrast hervor. Die Schilderungen selbst, mögen sie dem malerischen Cintra, dem bezaubernden Cadix, den entzückenden Klöstern Albaniens oder den Trümmerstätten von Hellas gelten, mögen sie eine Schlacht oder ein Stiergefecht schildern, Frauenschönheit oder Manneskraft verherrlichen, haben einen Schwung, wie ihn bis dahin die englische Dichtkunst nicht kannte, und erheben sich himmelweit über die handwerksmäßigen Schildereien der Thomson und Genossen; sie sind dabei in den geräumigen Rahmen der Spenserstrophe eingespannt, welche an die Stelle der Pope'schen Reim- und Schlagverse getreten war. Von dem Wohllaute ihrer mehrfach wiederkehrenden Reime getragen, hatten diese Schilderungen zu epischer Ausbreitung Raum, wie sie andererseits in reicher Melodie austönten; doch der innerste Kern einer eigenartigen Dichternatur, der dem Stil das Gesetz dictirt und die unnachahmliche Handschrift des Genius schreibt, gab erst allem, was man an diesem Werk loben und selbst tadeln mochte, seine höhere Bedeutung.

Während der „Childe Harold" im Druck erschien, hatte der Dichter noch mancherlei Erlebnisse, welche theils auf ihn selbst tiefen Eindruck machten, theils die öffentliche Meinung beschäftigten und so auf das Erscheinen des Werks vorbereiteten. Das erste war der Tod seiner Mutter. Mrs. Byron fühlte sich seit einiger Zeit unwohl; ihre zum Schlagfluß neigende Constitution ließ auch ein kleines Unwohlsein bedenklich erscheinen. Byron hatte seine Ankunft in Newstead-Abbey bereits angekündigt, doch die Mutter sollte den Sohn nach seiner Rückkehr von der Orientreise nicht wiedersehen; sie starb plötzlich, wie man erzählt, infolge eines Zornesausbruchs über die Rechnung eines Tapeziers. Um dies begreiflich zu finden, muß

Digitized by Google

man die zerrütteten Vermögensverhältnisse bedenken, in welchen sich der Besitzer in Newstead-Abbey damals, jedenfalls infolge seines Reiseaufwandes, befand. War doch mehrfach gerichtliche Execution in der Abtei angekündigt und der treue Haushofmeister durfte ein solches Plakat, welches den Thorflügel des Schlosses entweihte, nicht herunterreißen, nur mit braunem Papier überkleben. Der Tod der Mutter machte tiefen Eindruck auf den Lord, der, so rasch er von London aufbrach, sie nicht mehr am Leben fand; die Kammerfrau der Mrs. Byron fand ihn schluchzend am Todtenbette. Und hatte sie ihn nicht geliebt? Mit mütterlichem Ehrgeiz hatte sie alle seine Erfolge begleitet, alle günstigen Kritiken über ihn gesammelt; er war ihr Stolz und ihre Freude; doch wenn sie zusammenkamen, machte sich die Ungunst ihres hitzigen Temperaments in so störender Weise geltend, daß es stets zu leidenschaftlichen Scenen kam, wenn nicht Byron, der seiner Mutter gegenüber oft einen spöttisch-familiären Ton anschlug, durch ironische Höflichkeit den Sturm beschwor. Wo es aber Thatsächliches galt, verleugnete er nie die volle Rücksichtnahme, die der Sohn der Mutter schuldig ist, und der letzte Brief, den er noch kurz vor ihrem Tode an sie richtete, schloß mit der Bemerkung, sie möge Newstead ganz als ihr Haus und nicht als das seine und ihn nur als einen Besucher betrachten. Mit dem tiefen Schmerz, den er am Todtenbette der Mutter gezeigt, stand sein Benehmen während ihres Begräbnisses in auffallendem Contrast; es bewies nur das Launenhafte seiner Gemüthsstimmung und die grellen Sprünge eines offenbar etwas aus den Fugen gegangenen Geistes. Er begleitete nicht den Leichenzug zur Grabstätte, sondern stand an dem Thor der Abtei, sah dem abgehenden Zuge nach, bis er sich entfernt hatte, ließ sich dann von dem jungen Rushton, seinem Liebling, den er auch anfangs mit auf die Reise genommen, bis er überzeugt war, die weitere Tour werde ihm schädlich sein, die Boxerhandschuhe holen und gab sich mit großer Heftigkeit dieser seiner Lieblingsübung hin. Nicht lange darauf verlor Lord Byron auch einige seiner liebsten Schulfreunde, Wingfired und Mathews, sodaß ein lebhaftes Gefühl der Ver-

Digitized by Google

einsamung über ihn kam. Dagegen gewann er einen neuen Freund in Thomas Moore, jenem begabten irischen Dichter, den er in seiner schottischen Satire keineswegs freundlich behandelt und namentlich in Bezug auf eine Duellaffaire mit Jeffrey verspottet hatte. Moore verlangte hierüber eine Erklärung in einem Schreiben, das er an Byron richtete, das dieser aber vor seiner Abreise nicht erhalten hatte. Moore, der sich inzwischen verheirathet hatte und weniger kampflustig war als früher, wünschte jetzt nach Byron's Rückkehr die Angelegenheit auszugleichen; es kam zu längern Verhandlungen, bei denen Byron ein sehr peinliches Ehrgefühl zeigte und die dargebotene Freundeshand nur zögernd annahm. Die erste Begegnung bei Roger entschied indeß den Freundschaftsbund für das Leben; Moore berichtet selbst über den Eindruck, den Byron auf ihn machte, rühmt den Adel seines Wesens, seine Schönheit, die Anmuth seiner Stimme und seiner Manieren und die große Liebenswürdigkeit, die er ihm selbst bewies. Er war in Trauer um seine Mutter und deshalb hob die Farbe seiner Kleidung sowie die seines glatten gelockten und malerischen Haars die reine geistige Blässe seiner Züge, in deren Ausdruck, wenn er sprach, doch ein fortwährendes Spiel geistiger Lichter erschien, obgleich ihr gewöhnlicher Charakter Melancholie war. Uebrigens war Freundschaft für Lord Byron zeitlebens weder eine Phrase noch ein bloßes Gefühl; er bewies sie stets durch die That. So half er einem Freunde Hodgson, wie dieser selbst mit warmer Dankbarkeit eingesteht, in einer Zeit der Verlegenheit mit tausend Pfund Sterling, und groß war die Sorge, die er sowol bei Lebzeiten als auch in letztwilligen Verfügungen seinen alten treuen Dienern, seinen jungen Freunden wie dem Pagen Rushton und dem Griechen Nicolo Givan zuwandte.

In England erinnerte sich Byron wieder, daß er dem Hause der Peers angehöre und hielt am 27. Februar 1812 hier seine erste Rede, zu welcher Arbeiterunruhen in Nottinghamshire und ein Sturm auf die neueingeführten Maschinen den Anlaß gab. Zu dieser Rede benutzte er die Einsicht einiger Documente, die sich in den Händen des Lord Holland befanden. Bereitwillig

Digitized by Google

kam dieser den Wünschen des jungen Peers entgegen, der sich in seiner ersten Satire schwer genug an ihm versündigt hatte; seit jener Zeit stellte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den beiden englischen Peers her, welches nicht weiter getrübt wurde. Die Rede Byron's selbst verdiente Beachtung, sie wandte sich gegen eine drakonische Bill, welche die rebellischen Arbeiter züchtigen wollte; es war der Geist der Humanität, für die er eine Lanze einlegte und dies geschah in einer an geistreichen Wendungen und scharfen Epigrammen reichen Rede, die von ihm wohl ausgearbeitet und auswendig gelernt war; viele angesehene Lords beglückwünschten ihn nach seiner ersten parlamentarischen Leistung; man wollte in ihr etwas vom Geiste Burke's finden. Der Dichter selbst war wie im Rausch; eine neue glänzende Laufbahn schien sich ihm zu eröffnen, doch der Erfolg „Childe Harold's" stellte gleich darauf den Triumph seiner rednerischen Prosa tief in Schatten und wies ihn ausschließlich auf die Laufbahn des Dichters. Er sprach noch mehrere male im Parlament, aber mit geringerm Eifer und geringerm Glück, das zweite mal zu Gunsten der irischen Katholiken, und gab es dann auf, als Staatsmann sich Lorbern zu erwerben. Er wurde ja auf einmal als Dichter so gefeiert, daß auch ein hochstrebender Ehrgeiz vollkommen befriedigt sein mußte. Alle hohen gesellschaftlichen Kreise bestrebten sich mit erhitztem Wetteifer, den jungen Lord in ihrer Mitte zu sehen; Einladungen folgten auf Einladungen, bewundernde schmeichelhafte Briefe lösten sich ab mit Liebeserklärungen hochgestellter Damen. Der Lord, der in Gesellschaften oft theils aus Verlegenheit, theils aus Eitelkeit eine düstere hinbrütende Miene annahm, wurde ein Vorbild der Dandies. Wenn in London die Mode sehr oft die Herrscherin war, so war in jener Zeit, wo der Prinz von Wales und der schöne Brummel den Ton angaben, der Wahnsinn der „Fashion", die allgemeine Geckenhaftigkeit und Modenarrheit auf das höchste gestiegen. Die Kaschmirweste des Obristen Brummel und seine steifen weißen Halstücher hatten eine Ruf erlangt, den ein Dichter beneiden konnte. Das locker geschlungene schwarze Halstuch des Lord Byron trat in

Digitized by Google

einen fashionabeln Wettkampf mit der Brummel'schen Mode und die exclusive englische Vornehmheit, die auf das roh Sinnliche ausging, gewann einen neuen vergeistigten Zug durch das Vorbild des Lords von Newstead.

Daß der Held der Mode auch der Liebling der Frauenwelt war und daß die Liebesabenteuer jeder Art sich zu ihm drängten, ist um so begreiflicher, wenn man die staunenswerthe Verderbniß der damaligen englischen Aristokratie, für welche der Prinz von Wales ein leuchtendes Vorbild gab, ins Auge faßt, eine Verderbniß, welche an die schlimmsten Zeiten der römischen Cäsaren erinnerte. Der junge Lord ließ sich ohne Halt von den Wogen des high-life umhertreiben; die Orgien von Newstead waren nur ein schüchternes Vorspiel zu den fashionabeln Orgien von London, wo vornehme Ladies die Rolle der Dorfmädchen übernahmen. Eine dieser Damen kam als Page verkleidet in das Haus des Lords und brachte ihm selbst einen Liebesbrief; eine andere fiel in einer Gesellschaft in Ohnmacht, weil sie sich von ihm zurückgesetzt glaubte, und als er sich später verheirathet hatte, kamen zu einer Hochzeitsvisite drei Damen, mit denen allen der Lord in intimen Verhältniß gelebt hatte; für das grenzenlos wüste Treiben in London und für die Rolle des „Don Juan", welche der Dichter in jener Zeit mit glänzendem Erfolg durchführte, gewiß einer der schlagendsten Beweise.

In jener Zeit, wo Byron den Rausch des Ruhms mit vollen Zügen schlürfte und der gesuchteste Löwe der Gesellschaft war, suchte er alles zu vermeiden, was in zu auffälligen Widerspruch mit den Anschauungen dieser Gesellschaft treten konnte. Seine erste Satire war ihm verziehen; viele der angegriffenen Autoren auch aus hohen Kreisen gehörten jetzt zu seinen Freunden. Er selbst hatte bestimmt, daß keine neue Auflage dieses Werks mehr erscheinen sollte, doch gelang es ihm nicht, dies Jugendwerk aus der Welt zu schaffen; ein irischer Nachdruck setzte es bald wieder in Umlauf. Jeffrey, der grausamste schottische Kritiker, der eigentliche Anlaß zu jener Satire, hatte in Betreff „Childe Harold's" erklärt: „Wenn die schönste Dichtung diejenige ist, welche bei

Digitized by Google

dem Leser den tiefsten Eindruck zurückläßt, so nimmt Lord Byron unstreitig den ersten Rang unter allen seinen Zeitgenossen ein. Seine Worte athmen, seine Gedanken glühen, und das gilt nicht etwa blos von einzelnen hervorragenden Stellen, sondern es bezeichnet den Charakter des ganzen Werks." Auch Byron hatte sich indeß zu Zugeständnissen verstanden und die Verse, in denen der Zweifel an die Unsterblichkeit der Seele zu rückhaltslos ausgesprochen war, mit andern von mehr elegischer Färbung vertauscht. Dallas und sein Verleger riethen ihm, nicht gegen die englische Orthodoxie zu verstoßen, um nicht den Erfolg des Werks zu gefährden, und so wurden auch bei der ersten Auflage, die in drei Tagen ausverkauft war, viele frivole Stellen beseitigt. Zu den Erfolgen des Lords gehörte auch, daß der Prinz-Regent ihn sich vorstellen ließ und ihm viel Schmeichelhaftes sagte. Byron wollte auch schon an den Hof von Saint-James, doch ein zufälliges Hinderniß vereitelte die Vorstellung, obschon der Dichter bereits sich dazu gerüstet hatte und den Degen an der Seite mit gepudertem Haar dastand. Gab er sich jetzt der Muse hin, so wählte er Stoffe, welche ihn in den höchsten Kreisen nicht wieder misliebig machen oder den Erfolg seiner Werke in dem ebenso orthodoxen wie sündhaften England schmälern konnten. Was in „Childe Harold" besonders angezogen hatte, das war das orientalische Colorit des zweiten Gesangs, die Schilderungen des türkischen und griechischen Lebens. Noch waren die Erinnerungsbilder seiner Muse so frisch in ihm und so reich war die Welt, die sich ihm erschlossen hatte, daß sie weder erschöpft waren, noch bei neuer Behandlung verblassen konnten. Jetzt suchte er aber für dieselben, deren traumhaften Vorüberflug er mit Lichtern und Schatten aus seiner innersten Seele ausgestattet hatte, den Mittelpunkt und Kern einer epischen Handlung; eigene Erlebnisse und Anekdoten aus dem Orient boten ihm willkommenen Stoff und die Helden selbst, wenn auch noch an die Züge „Childe Harold's" und an ein Selbstporträt vielfach gemahnend, waren doch Abenteurer der griechisch-türkischen Inselwelt und erschienen in dem Costüm derselben; wenn der Ritter Childe Harold sich in einen Mann der That ver-

Digitized by Google

wandelte, so lag ihm die Maske des wildedeln Piraten am nächsten. Die poetischen Erzählungen Byron's, die er jetzt rasch hintereinander erscheinen ließ, sollten die lyrisch-epische Muse für lange Jahrzehnte in Mode bringen und auf die ganze europäische Literatur einen entscheidenden Einfluß ausüben.

Das erste dieser Gedichte, „Der Giaur", schloß sich an ein eigenes Erlebniß an, welches der Dichter aber in gänzlich freier Weise ausführte. Nach türkischer Sitte, wie sie besonders Ali-Pascha von Janina oft auszuüben pflegte, wurden türkische Schönheiten, die einen Christen lieben, in einen Sack genäht und ins Meer geworfen. Byron soll eine solche Hinrichtung in Athen einmal durch energisches Einschreiten verhindert haben. Sein „Giaur" liebt eine Türkin, welche zur Strafe für ihren Frevel ins Meer geworfen wird; er rächt sich an dem türkischen Machthaber, indem er ihn tödtet, und begibt sich dann in ein Kloster. Die Handlung selbst ist in einer, man möchte sagen, traumhaften Weise skizzirt; der Dichter begnügt sich nur mit Andeutungen, von epischem Stil ist keine Spur vorhanden. Dagegen athmet die Darstellung eine schwunghaft dithyrambische Lyrik; sie beginnt mit einer Elegie auf Hellas und endet mit einem Klostermonolog von scharf dramatischen Einschnitten und hinreißender Leidenschaftlichkeit und Zerrissenheit. Eine Eigenthümlichkeit der Dichtung, die in gleicher Weise bei Byron nicht wiederkehrt, ist die weitausholende epische Vergleichung: so wenn er die verfolgte Schönheit der Königin der Schmetterlinge vergleicht, welche Kaschmirs smaragdene Auen durchschwirrt oder ein von sündigem Gram bedrängtes Herz einem Skorpion, der, von Flammen umfangen, sich selbst den giftigen Stachel ins Hirn bohrt, oder den Kampf zweier Haufen mit der Sturmflut, die vom sturmgepeitschten Meer zurückgeschleudert wird oder den Schlummer von Hellas mit dem ersten Todesschlaf. Alle diese Vergleichungen sind wie selbstständige Bilder mit glänzendem Colorit ausgeführt und hierin wie in der zauberischen Melodie und dem seltenen Schwung dieser Verse lag der Grund der begeisterten Aufnahme, welche die an sich wenig umfangreiche Dichtung fand. In sechs Wochen erschienen drei Auflagen der-

Digitized by Google

selben, jede wurde von neuem der sorgfältigsten Feile unterzogen; denn wenn der Dichter auch anfangs in raschen Improvisationen seine Verse ergoß, so war er später unermüdlich darin, jedes Wort und Beiwort auf die Wagschale zu legen und wo es nöthig schien, durch ein besseres, stimmungsvolleres zu ersetzen; ja einige der schönsten Stellen in allen seinen Gedichten gehörten denselben nicht ursprünglich an, sondern sind durch die Begeisterung aus zweiter Hand, die ihm ebenso wenig versagte wie der erste Fluß und Guß, hinzugefügt worden.

„Der Giaur" war im Mai 1813 erschienen; ihm folgte noch im December desselben Jahres „Die Braut von Abydos", ein Gedicht von bei weitem mehr epischer Haltung, welches die eigentlichen Bindeglieder der Handlung scharf hervorhebt und nicht blos der Phantasie des Lesers es überläßt, sie zu ergänzen. Dieser türkische Liebesroman beginnt mit einer Liebschaft zwischen Bruder und Schwester; wenigstens mußte die letztere überzeugt sein, daß Selim ihr Bruder ist; gleichwol werden beide durch echten Liebesrausch aneinander gefesselt. Selim freilich weiß, daß er nur der Vetter der Geliebten ist; er ist zugleich ein wilder Führer von Seeräubern. Die Geliebte soll dem Harem eines Paschas zugetheilt werden, doch Selim will sie davor erretten. Wieder wie im „Giaur" gipfelt die Dichtung in einem Kampfe, doch diesmal siegt der türkische Pascha; Selim fällt und die Braut von Abydos stirbt an gebrochenem Herzen. Von wunderbarer Schönheit ist die Grabeselegie am Schluß, es ist ein echter Dichtergeist, dessen Hauch hier die Cypressen bewegt. Die Darstellung hat nicht das Fragmentarische des „Giaur", auch nicht solche breitausgeführte Gleichnisse, dagegen oft eine prunkhafte Bilderfülle.

Schön wie das erste Weib, als sie frohlockend
Ihr Aug' am Reiz der holden Schlange hegte,
Die da ihr Bild ins Herz des Weibes prägte,
Durch die Verlockte immer neu verlockend,
Blendend wie ach! die flücht'gen Traumgesichte,
Die vom phantombelebten Schlaf der Träume
Vorgaukeln Wiedersehn und Wonneschauer,
Die Todten neubelebt zu ewigem Lichte.

Digitized by Google

Sanft wie begrab'ner Lieb' Erinnerungen
Rein wie Gebet von frommen Kinderzungen
War sie, des feisten alten Häuptlings Kind,
Der sie umarmt und dessen Thräne rinnt.

Nicht blos die Häufung der Bilder ist hier für die Darstellungsweise charakteristisch, noch mehr die Eigenthümlichkeit derselben, welche alles Plastische und Anschauliche ausschließt und der Gestalt gleichsam einen ätherischen Seelenleib gibt; denn nicht nur mit Eva wird Suleika verglichen, auch mit einem Traumgesicht, mit den Erinnerungen begrabener Liebe, mit einem Gebet: lauter schattenhafte Stimmungsbilder, die sich mehr an das Gefühl als an die Anschauung wenden.

Auf die „Braut von Abydos" folgte gegen Schluß des Jahres 1813 „Der Corsar", ein in vierzehn Tagen improvisirtes Gedicht, welchem im März 1814 die Fortsetzung unter dem Titel „Lara" sich anschloß. „Der Corsar" ist von allen diesen Gedichten bei weitem das ausgeführteste; es finden sich in demselben epische Schilderungen aus dem Seeräuberleben von größerer Ruhe und Anschaulichkeit, als im „Giaur" und der „Braut von Abydos"; auch die Handlung ist rauher und bewegter; das Einschleichen des verkleideten Konrad zum Pascha und das Abwerfen der Derwischmaske hat einen gewissen dramatischen Effect; auch machen zwei Vertreterinen der Frauenwelt, die Griechin Medora und die Türkin Gulnave, Anspruch auf unsere Theilnahme. Zwar sind beides poetisch duftige Schönheiten ohne greifbare Unterschiede; das Einzige, worin uns der Dichter unterrichtet, ist, daß Medora dunkelblaue Augen und langes goldenes Haar, Gulnave ein dunkles Augenpaar und ein „braunes, zuweilen durchflochtenes Haar" besitzt; doch alles Feuer östlicher Lyrik glüht in den Herzensergüssen Medora's, welche, den Schmerz der Trennung nicht überlebend, sich den Tod gibt und in der erwachten Liebesglut der Gulnave, welche gegen ihren Herrn und Gebieter in heißer Leidenschaft den Mörderdolch zückt. In die wildbewegte Handlung hinein tönen einzelne schwunghafte Rhapsodien zum Preise von Hellas, wie die prachtvollen Verse, mit denen der dritte Gesang beginnt und welche

Digitized by Google

allerdings einem andern, in Griechenland verfaßten und erst später veröffentlichten Gedicht „Der Fluch der Minerva“ entlehnt sind.

„Lara“ ist, wenn man das Gedicht nicht im Zusammenhang mit dem „Corsar“ betrachtet, voll lauter ungelöster Geheimnisse; es erinnert an jene dunkeln Romankapitel, die man mit Spannung liest, weil man in weiterm Verlauf des Romans die Lösung ihrer Räthsel erwartet und inzwischen sie selbst in vorläufigen Entwürfen der Phantasie versucht. Wer ist Lara, wer ist Kaled, wer ist Ezzelin? Auf alle diese Fragen bleibt das Gedicht die Antwort schuldig. Dagegen hat Byron in der Schilderung des Haupthelden seinen eigenen Lebenserinnerungen das Colorit entlehnt; das wüste Leben in Newstead-Abbey, welchem selbst der Todtenschädel nicht fehlt, das verkleidete Mädchen, welches dem Helden in Pagenkleidern folgt: es waren Züge aus seinem eigenen Leben. Daß das Charakterbild Lara's noch mehr als „Childe Harold“ ein Selbstporträt des Dichters war und daß es einige höchst charakteristische Züge enthält, welche den feinsten psychologischen Schlüssel geben für manchen anscheinenden Widerspruch in des Dichters Wesen, ist zwar oft geleugnet, nie widerlegt worden:

Zu hoch für nied're Selbstsucht gab er wol
Manchmal sein eig'nes hin für andrer Wohl,
Doch nicht aus Mitleid, nicht weil Pflicht ihn zwang,
Nein, ein verkehrter, räthselhafter Drang
Trieb fort ihn, mit geheimem Uebermuth
Zu thun, was außer ihm kein andrer thut.
Ein Hang, der, wenn Versuchung zu ihm trat,
Auch ebenso ihn trieb zu böser That.
So stieg, so fiel er, nie der Menge nah,
Mit der zu athmen er verdammt sich sah,
Und hielt in Gutem oder Bösem gern
Alles, was sterblich war wie er, sich fern.
Sein Geist, voll Abscheu vor dem Erdenlauf,
Schlug seinen Thron in eignen Reichen auf,
Und kalt vorbei floß an dem Fluß der Zeit
Sein Blut in äußerer Gelassenheit.

Digitized by Google

Wie viele entsprechende Stellen in Byron's Briefen und Tagebüchern ließen sich mittheilen, die oft in ernster, oft in humoristischer Plauderei dasselbe sagen, was hier in Versen von wunderbarer Schlagkraft des Ausdrucks ausgesprochen ist. Die Doppelgestalt des thatkräftig wilden Korsaren und des geheimnißvoll brütenden „Lara", über den die Räthsel seiner Vergangenheit und die dunkle Blutthat der Gegenwart ein gespenstiges Licht ausbreiten, vollendeten den Rausch der schönen fashionabeln Welt, welche Byron vergötterte; „Der Corsar", von dem an Einem Tage zehntausend Exemplare vergriffen worden waren, befand sich in jedem Boudoir in London; tausend Schönen wünschten, die Medoras und Gulnares des weltmüden Lara von Newstead zu sein; er wurde nunmehr der Löwe von London, auch Brunnel nahm ihn in seine Freundschaft auf, und wäre er noch zehnmal mehr Don Juan gewesen, er hätte den romantischen Gelüsten der vornehmen Frauenwelt Londons, die ihn mit Photographien, Liebesbriefen, Einladungen bestürmte, nicht Folge geben können.

Doch auch die Kritik selbst war voll warmer Anerkennung, nicht blos seine Freunde Thomas Moore und Rogers, hochgeachtete Genossen des englischen Parnasses, machten aus ihrer Bewunderung für die unnachahmlich schönen Verse Byron's kein Hehl; auch die Stirn der ernstesten Kritiker, eines Jeffrey und früherer Gegner, entrunzelte sich, gegenüber dem berauschenden Pomp und der hinreißenden Melodie dieser in ihrer Art einzigen Dichtungen. Die poetische Erzählung war zwar schon durch Southey, Wordsworth, besonders Walter Scott in die englische Literatur eingeführt worden; doch Southey, der zu oft und zu lange sang, wird von Byron in seiner Satire nicht ganz mit Unrecht zu den Versballadenkrämern gezählt und Walter Scott wird nicht ohne Grund beschuldigt, den plündernden Clans des Hochlands und den finstern Thaten Marmion's, die an Räubergeschichten erinnern, seine geheiligte Harfe geliehen zu haben. In der That lag hierin der Unterschied; den altschottischen Stoffen, welche Walter Scott behandelte, fehlte zwar weder das nationale Costüm, noch ein romantischer Zug; aber es war keine

Digitized by Google

lebhafte Beziehung zwischen ihren Empfindungen und Bestrebungen und denen der Gegenwart; es waren poetische Restaurationen. Das war das entscheidend Neue der Byron'schen Dichtungen, die in der Räuberromantik ihrer orientalischen Clans sogar an die schottischen erinnern mußten: sie athmeten die Stimmung des Jahrhunderts und den Schwung einer großen Seele. Die strenge Plastik und Objectivität des epischen Stils ist an und für sich ein künstlerischer Vorzug, den Walter Scott vor Byron voraus hat; aber es ist dies ein Vorzug der leeren Form und die veraltete Schönheitslehre, für welche diese Form die Hauptsache ist, über den Haufen geworfen zu haben, ist eins der Hauptverdienste, welche dem Genius Byron's gebühren; es war eine poetische Revolution; darum das unerhörte Aufsehen, das sie erregte. Das Gewicht der geistigen Bedeutung, die Macht des Gefühls und der Leidenschaft fiel zum ersten male wieder mit entscheidender Wucht in die Wagschale der Poesie und diese zeigte wieder das echte Dictat der Begeisterung, nicht die gefeilte Perlschrift einer studirten Muse. Dieser Einfluß der Dichtungen auf die ganze europäische Poesie, besonders auch auf die deutsche, deren Classiker ja auch durch ihr geistiges Vollgewicht als wahrhaft große Männer den literarischen Reigen führten, war ein außerordentlicher. Die lyrisch-epische Erzählung als Stimmungsausdruck und Gedankenträgerin hat Byron erschaffen; weder Zedlitz noch Anastasius Grün, weder Nikolaus Lenau noch Karl Beck hätten ohne Byron's Vorgang ihre lyrischen Epen gedichtet; groß war auch sein Einfluß auf Victor Hugo, Alfred de Musset und die französischen Romantiker, am größten auf die magyarischen und slawischen Poeten, auf Petöfi, Puschkin, Mickiewicz, Malczewski u. a. Der freie Zug und Schwung, das nomadenhafte Behagen, der wie eine Windsbraut hinwirbelnde Sturm der Handlung hatte für die Steppensöhne des Ostens eine besondere Anziehungskraft. Die Reaction gegen alle diese Wirkungen trat erst ein, als die ausgenüchterte Wirklichkeit des bürgerlichen Lebens als höchstes Ideal der Poesie gepriesen und trockene und phantasielose Köpfe für große Dichter galten.

Wie mit seinen politischen Peers hatte Byron auch mit den

Digitized by Google

literarischen sich in Reih und Glied gestellt. Am innigsten verkehrte er mit Thomas Moore; außerdem mit Rogers und Campbell; aber auch mit Walter Scott, den er in der Satire zwar nicht verschont, dessen dichterisches Genie er aber doch mit volltönenden Versen anerkannt hatte; durch Vermittelung Murray's wurden die beiden größten Dichter des neuern Englands miteinander bekannt. Die Bekanntschaft begann mit einer Correspondenz, der im Frühling 1815 die erste persönliche Begegnung in London folgte und zwar zu großer Befriedigung Scott's, der erwartet hatte, einen Mann von auffallenden Manieren und einem leidenschaftlichen Temperament zu finden und durch Byron's Sanftmuth und Liebenswürdigkeit höchst überrascht war. Sie trafen sich dann öfters bei Murray und in verschiedenen Gesellschaften. Byron's Lebhaftigkeit, kaum getrübt durch die leichtauftauchenden Schatten des Mistrauens, wenn er glaubte, irgendeine Aeußerung auf sich beziehen zu müssen, sein Antheil an unbekannten ältern Schätzen der Poesie: das alles wird von Scott mit rühmender Wärme hervorgehoben. Gegen Ende 1815 reiste der letztere nach Schottland und sah Lord Byron nicht wieder. Sie beschenkten sich bei dem Abschied wie die alten homerischen Helden; Scott gab Byron einen schönen mit Gold eingelegten Dolch, welcher Eigenthum des gefürchteten Elfi Bei gewesen war; Byron schenkte ihm einige Zeit darauf dafür eine große silberne Leichenvase, voll mit den Gebeinen Verstorbener und mit Inschriften auf beiden Seiten der Basis, die von einem alten atheniſchen Kirchhof stammte: zwei ominöse Geschenke, die den Gebern selbst ein Lächeln ablockten. Byron erkannte die Verdienste seines hochbegabten Nebenbuhlers zeitlebens mit Wärme an; er verschlang später seine Romane. Von der persönlichen Begegnung war mancher Eindruck zurückgeblieben, dessen er noch oft gedachte. So rühmte er das Talent Scott's für den Vortrag von Gedichten, seine außerordentliche Gewandtheit und Vielseitigkeit als Schriftsteller und seine vollkommene Neidlosigkeit gegenüber andern Mitstrebenden; er habe nicht die Ansicht von der schriftstellerischen Kunst, welche die Toscaner vom Fieber hätten, daß nur eine gewisse Menge davon in der Welt vorhanden sei.

Digitized by Google

Größere Gegensätze als Byron's und Walter Scott's Dichtweise sind kaum einmal wieder gleichzeitig aufgetreten. Bei Scott überwog die Anschauung und die Plastik, bei Byron die Begeisterung und der Dichterschwung. Scott war ebenso reich an spannenden Erfindungen wie Byron arm an Erfindung in Bezug auf den Inhalt der Handlung. Scott's Muse athmete in ruhigem, epischem Behagen; diejenige Byron's wurde hin- und hergejagt von allen Mächten des Gedankens und der Leidenschaft. Scott hatte den ruhigen Humor, der heitere Gestalten schafft; Byron den dämonischen Humor, der die Gedankenwelt in seinen Vexirspiegeln erblickt. Scott's Charaktere waren aus der ganzen Breite des Menschenlebens genommen und mit einem Reichthum an Zügen ausgestattet, der an Shakspeare erinnerte; Byron's Charaktere spiegelten entweder sein eigenstes Wesen oder es waren die Helden und Heldinnen seiner Träume. Während Scott für die Wahrung alter Sitte, für das Hergebrachte, das ihm Liebgewordene mit ruhiger Wärme einstand und auch im Staatswesen allen Neuerungen abhold war, sowie fremd dem Zweifel und der Zergliederung in religiösen Fragen, lebte in Byron dagegen der revolutionäre Geist des Jahrhunderts, schneidend und zweifelnd, gerade mit Vorliebe in die tiefsten Probleme vertieft, wo sich Religion und Philosophie berührten, ein Liberaler in Bezug auf die europäische Politik, die großen gefeierten Staatsmänner seiner Zeit mit offenem Hohn verfolgend; auch gegen die sittlichen Begriffe bald offen, bald verdeckt kriegführend, war er nur conservativ in Bezug auf englische Adelsbegriffe, sonst ein wühlerischer, zersetzender Geist, ein Rebell von Haus aus. Wenn Walter Scott einen klaren, anschaulichen Stil schrieb, den oft ein lebensfrischer Humor, oft ein leiser poetischer Hauch beseelte, so war Byron's Stil dagegen von höchster dichterischer Weihe und von lapidarer Kraft, hier phantasiebeflügelt, dort mit Blitzesschärfe zuckend und zündend und in diesem Unerklärlichen des Dichtergenies, das seinen Aussprüchen Unvergänglichkeit sichert, bestand seine Ueberlegenheit über den Freund, der seinerseits wieder vor ihm eine reichere gestaltende und schöpferische Kraft voraushatte. Der Gegensatz zwischen den beiden Naturen

Digitized by Google

prägt sich sehr scharf in einem Briefe Walter Scott's aus, der sich in den Papieren der Lady Barnard fand und vor kurzem zum ersten male veröffentlicht wurde. Scott sagt in demselben: „Ich habe immer eine starke Anhänglichkeit für diesen unglücklichen, obgleich so hochbegabten Mann gefühlt, weil ich zu erkennen glaubte, daß seine Tugenden (und er hatte deren viele) selbst errungen und seine Excentricitäten die Folgen eines reizbaren Temperaments, das bisweilen beinahe an Geistesverirrung grenzte. Die, welche mit starken Naturen, einem gleichmäßigen Temperament und angewohnter Selbstbeherrschung ausgestattet sind, wissen vielleicht nicht, wie viel sie von dem, was sie für Tugend halten, ihrer Constitution verdanken, und urtheilen oft nur zu streng über Menschen wie Byron, deren Geist, wie ein Tag, an dem Sturm und Sonnenschein wechseln, ganz von dunkeln Schatten und hindurchbrechenden Lichtstrahlen erfüllt ist, statt von dem grauen Zwielichte, welches glücklichen, obschon weniger hervorragenden Sterblichen leuchtet."

Zu den Freunden des Lords gehörte auch der einst so hochgefeierte Sheridan, der aber durch seine Trunksucht in zerrüttete Lebensverhältnisse gekommen war. Sheridan war einer der glänzendsten Köpfe Englands, seine „Lästerschule" ist eins der besten Lustspiele aller Zeiten und als Parlamentsredner hat er sich durch eine Reihe glänzender oratorischer Ergüsse, besonders durch seine fulminante Rede gegen den indischen Vicekönig Lord Hastings, in den Annalen der englischen Geschichte dauernden Ruhm erworben. Byron hegte für Sheridan eine uneingeschränkte Bewunderung; auch als Ruine erschien er ihm noch bedeutender als die Parlamentshelden des Tages und er reihte ihn in dem Gedicht, das er zur Todtenfeier desselben für das Drury-Lane-Theater verfaßte, dem großen Kleeblatt Pitt, Fox und Burke ebenbürtig an. Sheridan hatte einen kaustischen Witz und selbst wenn er betrunken war, noch bessere Einfälle als die andern in ihrer Nüchternheit. Byron kam oft mit ihm in Gesellschaften zusammen und erwähnt in seinen Journalen viele Witzworte des alten Lustspieldichters, der sich in fortwährenden finanziellen Verlegenheiten befand, aber durch seine Liebenswürdigkeit oft die

Digitized by Google

Größere Gegensätze als Byron's und Walter Scott's Dichtweise sind kaum einmal wieder gleichzeitig aufgetreten. Bei Scott überwog die Anschauung und die Plastik, bei Byron die Begeisterung und der Dichterschwung. Scott war ebenso reich an spannenden Erfindungen wie Byron arm an Erfindung in Bezug auf den Inhalt der Handlung. Scott's Muse athmete in ruhigem, epischem Behagen; diejenige Byron's wurde hin- und hergejagt von allen Mächten des Gedankens und der Leidenschaft. Scott hatte den ruhigen Humor, der heitere Gestalten schafft; Byron den dämonischen Humor, der die Gedankenwelt in seinen Vexirspiegeln erblickt. Scott's Charaktere waren aus der ganzen Breite des Menschenlebens genommen und mit einem Reichthum an Zügen ausgestattet, der an Shakspeare erinnerte; Byron's Charaktere spiegelten entweder sein eigenstes Wesen oder es waren die Helden und Heldinnen seiner Träume. Während Scott für die Wahrung alter Sitte, für das Hergebrachte, das ihm Liebgewordene mit ruhiger Wärme einstand und auch im Staatswesen allen Neuerungen abhold war, sowie fremd dem Zweifel und der Zergliederung in religiösen Fragen, lebte in Byron dagegen der revolutionäre Geist des Jahrhunderts, schneidend und zweifelnd, gerade mit Vorliebe in die tiefsten Probleme vertieft, wo sich Religion und Philosophie berührten, ein Liberaler in Bezug auf die europäische Politik, die großen gefeierten Staatsmänner seiner Zeit mit offenem Hohn verfolgend; auch gegen die sittlichen Begriffe bald offen, bald verdeckt kriegführend, war er nur conservativ in Bezug auf englische Adelsbegriffe, sonst ein wühlerischer, zersetzender Geist, ein Rebell von Haus aus. Wenn Walter Scott einen klaren, anschaulichen Stil schrieb, den oft ein lebensfrischer Humor, oft ein leiser poetischer Hauch beseelte, so war Byron's Stil dagegen von höchster dichterischer Weihe und von lapidarer Kraft, hier phantasiebeflügelt, dort mit Blitzesschärfe zuckend und zündend und in diesem Unerklärlichen des Dichtergenies, das seinen Aussprüchen Unvergänglichkeit sichert, bestand seine Ueberlegenheit über den Freund, der seinerseits wieder vor ihm eine reichere gestaltende und schöpferische Kraft voraushatte. Der Gegensatz zwischen den beiden Naturen

Digitized by Google

prägt sich sehr scharf in einem Briefe Walter Scott's aus, der sich in den Papieren der Lady Barnard fand und vor kurzem zum ersten male veröffentlicht wurde. Scott sagt in demselben: „Ich habe immer eine starke Anhänglichkeit für diesen unglücklichen, obgleich so hochbegabten Mann gefühlt, weil ich zu erkennen glaubte, daß seine Tugenden (und er hatte deren viele) selbst errungen und seine Excentricitäten die Folgen eines reizbaren Temperaments, das bisweilen beinahe an Geistesverirrung grenzte. Die, welche mit starken Naturen, einem gleichmäßigen Temperament und angewohnter Selbstbeherrschung ausgestattet sind, wissen vielleicht nicht, wie viel sie von dem, was sie für Tugend halten, ihrer Constitution verdanken, und urtheilen oft nur zu streng über Menschen wie Byron, deren Geist, wie ein Tag, an dem Sturm und Sonnenschein wechseln, ganz von dunkeln Schatten und hindurchbrechenden Lichtstrahlen erfüllt ist, statt von dem grauen Zwielichte, welches glücklichen, obschon weniger hervorragenden Sterblichen leuchtet."

Zu den Freunden des Lords gehörte auch der einst so hochgefeierte Sheridan, der aber durch seine Trunksucht in zerrüttete Lebensverhältnisse gekommen war. Sheridan war einer der glänzendsten Köpfe Englands, seine „Lästerschule" ist eins der besten Lustspiele aller Zeiten und als Parlamentsredner hat er sich durch eine Reihe glänzender oratorischer Ergüsse, besonders durch seine fulminante Rede gegen den indischen Vicekönig Lord Hastings, in den Annalen der englischen Geschichte dauernden Ruhm erworben. Byron hegte für Sheridan eine uneingeschränkte Bewunderung; auch als Ruine erschien er ihm noch bedeutender als die Parlamentshelden des Tages und er reihte ihn in dem Gedicht, das er zur Todtenfeier desselben für das Drury-Lane-Theater verfaßte, dem großen Kleeblatt Pitt, Fox und Burke ebenbürtig an. Sheridan hatte einen kaustischen Witz und selbst wenn er betrunken war, noch bessere Einfälle als die andern in ihrer Nüchternheit. Byron kam oft mit ihm in Gesellschaften zusammen und erwähnt in seinen Journalen viele Witzworte des alten Lustspieldichters, der sich in fortwährenden finanziellen Verlegenheiten befand, aber durch seine Liebenswürdigkeit oft die

Digitized by Google

Advocaten der Gegenpartei entwaffnete. „So war Sheridan", ruft Byron aus, „er konnte selbst einen Anwalt zähmen. So etwas ist nicht dagewesen seit den Tagen des Orpheus". In der Weinlaune wurde der greise Lustspieldichter oft gerührt; dann jammerte er darüber, daß er niemals in seinem Leben einen Schilling sein eigen genannt habe. Das Gedicht, welches Byron von Italien aus 1816 dem Angedenken des Freundes widmete, ist dadurch merkwürdig, daß der Dichter die Kühnheit hatte, auch die Fehler desselben mit der großartigen Offenheit, mit der er die eigenen bekannte, auszusprechen, ohne durch diese Dissonanz den harmonischen Vollklang des Gedichts zu verkümmern, dessen Schlußverse die schlagende Prägnanz der Byron'schen Begabung glänzend bewährten.

Der Glanz und Taumel des geselligen Verkehrs mochte den Helden der Mode eine Zeit lang darüber täuschen, daß sich bereits in unzweideutigen Anzeichen die Vergänglichkeit dieser Glanzepoche ankündigte und es dauerte nicht viel länger als ein Jahr, so war der gefeiertste Mann Londons der verhaßteste in ganz England geworden. Den ersten Anlaß zu diesem Umschwung der öffentlichen Meinung gaben zwei kleine Verse; den Höhenpunkt erreichte derselbe nach der Trennung der Ehe, die der Lord inzwischen geschlossen hatte.

Im März 1812, als die Bildung eines neuen Cabinets, welches die Whigs an die Spitze gebracht hätte, sich zerschlug, vergoß die Prinzessin Charlotte von Wales, Georg's IV. Tochter, welche sich lebhaft für das Zustandekommen dieses Ministeriums interessirt hatte, Thränen über das Scheitern dieses Plans und Byron widmete damals diesen Thränen zwei Verse in dem unnachahmlichen Lapidarstil seiner Muse, die zugleich eine beleidigende und vernichtende Kritik über das Treiben des Prinz-Regenten enthielten. Die Verse circulirten damals in Abschriften und kamen auch dem letztern zu Gesicht, bei dem Byron dadurch natürlich in Ungnade fiel. Im Jahre 1814, wo er als Liebling der Mode glaubte alles wagen zu dürfen, ließ er diese Verse zugleich mit dem „Corsar" im Druck erscheinen. Ein

Digitized by Google

Sturm des Unwillens brach in allen Zeitungen gegen den Dichter los; man sprach sogar davon, die Sache vor das Oberhaus zu bringen. Durch diese einmal geöffnete Bresche drang nun im Sturm alles nach, was in der Stille sich längst gegen Byron's Erfolge empört hatte; man begann auf einmal, sein Talent herabzusetzen; die Orthodoxie sprach ihre Entrüstung aus über einzelne skeptische Stellen des „Childe Harold", ein Anti-Byron erschien und zum ersten male machte sich jenes Urtheil der Verwerfung geltend, welches später ein so weitreichendes Echo finden sollte. Byron, der von sich selbst bekannte, daß ein ihm in den Weg geworfener Strohhalm ihm als unbezwingliches Hinderniß erscheinen könne, war damals ernstlich gesonnen, sich von allem poetischen Schaffen loszusagen und wollte sogar, wie Briefe an seinen Verleger beweisen, seine erschienenen Dichtungen zurückkaufen und soviel noch möglich aus der Welt schaffen.

Die finanziellen Bedrängnisse Byron's hatten bei dem großen Stil, in dem er sein Leben führte, zugenommen; er war seinen Freunden und auch Fremden gegenüber von verschwenderischer Liberalität. Die Honorare für seine Dichtungen hatte er seinem literarischen Berather Dallas überlassen; es erschien ihm seines Ranges unwürdig, für Gedichte Geld zu nehmen, wenigstens damals noch; doch führte er über seine Schenkungen ein genaues Register, aus welchem sich ergab, daß Dallas etwa 1550 Pfund Sterling in dieser Weise von ihm erhalten hatte. Doch auch ganz fremden Personen, wie einem gewissen Thomas Ashe, der sich durch ein umfangreiches Pasquill einen Namen gemacht hatte, half er mit einem Geschenk von 1000 Pfund, damit er sich von seinem Verleger loskaufen und in bessere schriftstellerische Bahnen einlenken könne. Die londoner Vergnügungen zehrten auch nicht unbeträchtliche Summen auf, und so erschien als die einzige Rettung der Verkauf von Newstead. Schon war derselbe so gut wie abgemacht, als der Käufer zurücktrat, indem er ein Reugeld von 25,000 Pfund Sterling bezahlte, eine Summe, die in dem Danaidenfaß des londoner Lebens bald wieder verschwand. Ein anderes Mittel, sich aus der augenblicklichen Nothlage zu erretten, war die Verheirathung mit

Digitized by Google

einer reichen Erbin und auf diesen Ausweg verfielen seine Freunde um so mehr, als sie hofften, durch den Einfluß reiner und edler Weiblichkeit den Lord selbst von seinen Verirrungen zu heilen. Hatte er doch selbst einmal ausgesprochen, eine Frau könne seine Erlöserin sein. Verhängnißvoller Irrthum! Charaktere wie diejenigen Lord Byron's passen nicht in die Ehe, und um diesen Misgriff empfindlicher zu machen, schloß er dies Band mit einer jener stolzen englischen Tugenden, welche in ihrem Bekehrungseifer ihre liebende Hingebung um so höher anschlagen, wenn damit die Rettung einer Seele verbunden ist. Gegenüber der Aufgabe, welche sich diese junge anmuthige geistesstarke Missionärin gestellt hatte, mußte die Art und Weise, wie Byron sich in diese Ehe stürzte, als grenzenlos leichtsinnig erscheinen, sodaß der Contrast der beiden Charaktere von Haus aus in vollster Schärfe erschien.

Zu den Verehrerinnen Lord Byron's gehörte Lady Melbourne, welche den Wunsch hegte, ihn mit ihrer Nichte, der Miß Anne Isabella Milbanke, der einzigen Tochter und Erbin des sehr reichen Baronet Sir Ralph Milbanke, zu vermählen. Byron machte bei Lady Melbourne zuerst die Bekanntschaft derselben; er selbst erzählte darüber nach Medwyn's Angaben: „Es war ein verhängnißvoller Tag und ich erinnere mich noch ganz gut, daß ich auf der Treppe stolperte und zu Moore, der mich begleitete, sagte, daß dies eine schlimme Vorbedeutung wäre. Ich hätte mich warnen lassen sollen. Als ich in den Salon trat, fiel mir eine junge Dame auf, welche einfacher gekleidet war als die übrigen und die allein auf einem Sofa saß. Ich hielt sie für die Gesellschaftsdame irgendeiner Lady und fragte, ob dies der Fall sei? Moore aber flüsterte mir zu, sie ist eine große Erbin; das wäre eine Frau für Sie, Sie könnten dann Newstead restauriren. Miß Milbanke's Erscheinung hatte etwas Anziehendes; sie war was man hübsch nennt, ihre Gesichtszüge niedlich und weiblich, aber nicht regelmäßig, ihre Figur vollkommen ihrer Größe angemessen und es lag in ihrem Wesen etwas Einfaches, Zurückhaltendes, Bescheidenes, was sehr angenehm von der kecken erkünstelten Förmlichkeit und von der

Digitized by Google

studirten Steifheit abstach, die man feinen Anstand nennt. Sie interessirte mich ganz ausnehmend, ich sah sie nun fast täglich und fühlte mich täglich mehr zu ihr hingezogen. Das Ende davon war, daß ich ihr schriftlich einen förmlichen Antrag machte, den sie aber zurückwies. Ihre Ablehnung war jedoch so gefaßt, daß sie durchaus nichts Beleidigendes hatte. Außerdem glaubte ich zu wissen, daß nur der Einfluß ihrer Mutter sie bestimmt hatte, meine Bewerbung nicht anzunehmen. In dieser Meinung wurde ich um so mehr bestärkt, als sie selbst nach etwa zwölf Monaten den Briefwechsel wieder aufnahm, indem sie mir schrieb, daß sie mich zwar nicht lieben könnte, daß sie aber meine Freundin sein würde. Freundschaft ist ein gefährliches Wort für junge Mädchen. Es ist bereits der vollständig befiederte Amor, der nur darauf wartet, eines Tags seine Schwingen zu entfalten."

Während Byron mit der anmuthigen und gelehrten Puritanerin im Briefwechsel stand, war sein Herz den verschiedenartigsten Eindrücken hingegeben, und er berichtet in seinen Tagebüchern bald von dieser, bald von jener Schönen, mit der er in brieflichem und persönlichem Verkehr stand. Bei der einen locken ihn die dunkeln regelmäßigen Züge, die er bei den Töchtern des Orients gefunden, bei der andern die schönsten Augen von der Welt mit den längsten Augenwimpern, die er jemals gesehen. Gedichte und Bilder gingen hin und her und alle Briefe hatten nicht so gediegenen Inhalt wie diejenigen der gelehrten Anna Isabella. Gerade in dieser Zeit trat er seiner Halbschwester Auguste Leigh näher; sie war das einzige Wesen, das einen entscheidenden Einfluß auf ihn ausübte und dem er mit grenzenloser Hingebung anhing.

Im Herbst 1814, als Byron in der melancholischen Einsamkeit seiner Abtei mit wenigen Genossen lebte und die Geldverhältnisse immer peinlicher wurden, drängten die Freunde in ihn, daß er heirathen solle. Sie schlugen ihm Miß A. vor, er dachte an Miß Milbanke. Man fand diese Dame zu gelehrt, auch für die Auslösung von Newstead-Abbey, die bei dieser Heirathsfrage eine große Rolle spielte, nicht ganz geeignet, da

Digitized by Google

ihr Vater wol sehr reich sei, sie aber bei Lebzeiten der Aeltern kein selbstständiges Vermögen habe. Miß A. erhielt daher den Vorzug. Byron hatte nicht Lust, den Heirathsantrag selbst abzufassen, einer seiner Freunde schrieb ihn und er schrieb ihn nur ab. Die Antwort der Miß A. ließ nicht lange auf sich warten; sie war ablehnend. „Siehst du", sagte der Lord, „nun wird es doch Miß Milbanke sein müssen", setzte sich hin und schrieb trotz der fortwährenden Proteste der Freunde einen Brief an sie. Ein Freund las ihn und fand ihn sehr hübsch; nur schade, daß er nicht abgehen soll. „Dann soll er auch abgehen", sagte der Lord, siegelte ihn und gab ihn auf die Post. Der Ton, in dem nach seinen eigenen Geständnissen die Heirath verhandelt wurde, erinnerte allerdings stark an denjenigen, in welchem die Wetten in Newmarket oder bei Hahnenkämpfen abgeschlossen zu werden pflegen; doch darf man Byron's frühere Aeußerungen über den fesselnden Reiz der Miß Milbanke nicht vergessen. Diese Bewerbung hatte einen günstigen Erfolg, der den Bewerber selbst zu überraschen schien; Miß Milbanke gab ihr Jawort. In einem Briefe, in dem er dies Thomas Moore mittheilt, nennt er die Mutter seiner künftig zu gebärenden Gracchen „ein wahres Musterstück von einem einzigen Kinde". Sehr unangenehm war ihm die Nöthigung, bei der Hochzeit in einem blauen Frack zu erscheinen; dies Kleidungsstück spielt in allen seinen damaligen Briefen eine große Rolle und macht ihm nicht geringere Sorge als seine moralische Besserung, die er denn doch jetzt für nöthig hielt. Das Bräutigamsglück verspottete er in einem Briefe, in welchem er schreibt: „Ich bin jetzt der glücklichste der Sterblichen, denn ich bin seit acht Tagen verlobt. Gestern traf ich den jungen F.; auch den glücklichsten der Sterblichen, denn er ist der Bräutigam der Miß * * *." In der That konnte der Dichter mit Richard III. ausrufen:

Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit?
Ward je in dieser Laun' ein Weib gewonnen?

Doch je näher der Tag der Entscheidung kam, desto mehr wich die übermüthige Frivolität einem wachsenden Unbehagen. Um

Digitized by Google

Mitte Januar 1815 wurde die Verbindung geschlossen. Der Dichter war ganz erstaunt und machte den Eindruck, als ob ihn die Ceremonie nichts anginge; er zitterte wie ein Blatt, gab lauter verkehrte Antworten und nannte seine Frau Miß Milbanke. Seine Gedanken weilten bei seiner ersten Jugendliebe. Der Ring, den er der Braut an den Finger steckte, war ein alter Ring seiner Mutter, welchen der Gärtner kurz vorher in Newstead ausgegraben hatte. „Meiner Mutter Heirath war keine glückliche gewesen", sagte er später, „und dieser Ring sollte das Siegel eines noch weit unglücklichern Bundes werden." Bei der Fahrt nach dem Landsitz des Schwiegervaters soll es sogleich zu einer Scene zwischen dem jungen Ehepaar gekommen sein; Byron war über die Anordnung, daß ein Kammermädchen sich zwischen ihn und die junge Frau setzte, empört und äußerte sich unwirsch; er selbst hat über die Leidenschaftlichkeit seiner Zornesausbrüche Geständnisse gemacht, welche die Opfer derselben in einem bedauerlichen Lichte erscheinen lassen. Nach einer andern und zwar der neuesten Lesart soll er der Miß Milbanke erklärt haben, damals, als er sich ihr zuerst anbot, habe sie alles, auch sein Glück noch in Händen gehabt; damals hätte sie aus ihm machen können, was sie wollte; jetzt aber werde sie finden, daß sie einen Teufel geheirathet habe. Diese wilden Geständnisse waren keine erfreuliche Einleitung für den Honigmonat, der zwar nach des Dichters Mittheilung hier nicht ganz Sonnenschein war; dennoch aber sei das steigende und fallende Barometer nie auf Null herabgesunken. War doch Miß Milbanke heiter, gütig und liebenswürdig wie wenige! Auch Lady Byron sprach später von unvergeßlich schönen Stunden des Glücks in ihrer stürmischen Ehe, wo Byron ebenso sanft und mild wie schön war und alle andern Trefflichkeiten seiner Natur glänzend ins Licht traten.

Auf den Honigmonat in Halnaby Hall, dem Landsitze des Vaters der Miß Milbanke, eines Landedelmanns der alten Schule, dem Byron bald seine Schwächen und Eigenheiten abgelauscht hatte, folgten die Monate in London, in denen das junge Ehepaar anfangs in einem Rausch von Vergnügungen

Digitized by Google

und im gesellschaftlichen Stil der vornehmsten und reichsten Kreise lebte; sie hatten ein Haus in der Stadt, gaben große Mittagessen; beide hatten eine Equipage für sich; die Verschwendung war eine unbeschränkte und entsprach nicht den Mitteln. Das Einkommen von Newstead betrug nur 1500 Pfund Sterling; über die Güter in Lancashire schwebte ein Proceß, welcher dem Lord schon 14,000 Pfund gekostet hatte und noch nicht entschieden war. Das Heirathsgut der Miß Milbanke betrug nur 10,000 Pfund Sterling, welche bald dahinschmolzen. Die Gläubiger meldeten sich; Executoren fanden sich ein; Möbels, selbst die Betten des Lords und der Lady wurden gepfändet. Der Zustand wurde immer unerträglicher für Lady Byron, welche am 10. December 1815 dem Lord eine Tochter geboren hatte, die den Namen Augusta Ada erhielt. Hierzu kamen andere Wirrsale. Lord Byron hatte sich in die Committee des Drury-Lane-Theaters wählen lassen und verkehrte oft mit Schauspielern und Schauspielerinnen; eine Schönheit des Theaters, Mrs. Mardyn, stand im Verdacht, mit dem Lord in einem nähern Verhältniß zu stehen. Nicht Lady Byron trat hier als Klägerin auf, sondern das Publikum nahm aus freien Stücken ihre Partei und zischte die Künstlerin aus. Byron selbst war durch die Misstimmung und Erbitterung des Publikums gegen ihn selbst aufs äußerste erbittert; seine Wuthanfälle wiederholten sich häufiger. Einmal schleuderte er seine Uhr in Gegenwart der jungen Frau in den Kamin und schlug so lange mit der Feuerzange auf sie los, bis sie vollständig zerstört war. Die Lady fand in dem Wahn, daß Byron geisteskrank sei, die einzige Entschuldigung für diese Wuthanfälle und noch mehr für eine andere Schuld, deren sie ihn zieh. Er selbst hatte gewünscht, daß sie bei diesen unerträglichen Verhältnissen London verlasse, sobald es ihr irgend möglich sei. Am 15. Januar 1816 reiste Lady Byron zu ihren Aeltern, indem sie noch einen sanften, liebenswürdigen Brief zurückließ, da der Arzt ihr gerathen, für alle Fälle den Lord zu schonen, dessen krankhafter Gemüthszustand noch näher untersucht werden sollte. Lady Byron kehrte indeß nicht wieder zu ihrem Gatten zurück; niemals hat sie den

Digitized by Google

Grund angegeben, warum sie sich von ihrem Gatten lossagte. Erst im Jahre 1869 veröffentlichte Mrs. Beecher-Stowe in „Mac Millianes Magazine" einen Artikel über die wahre Geschichte von Lady Byron's Leben, in welchem die von der Lady niemals ausgesprochene Schuld des Lords, der eigentliche Grund der Trennung nach spätern Geständnissen der Lady endlich verkündet wurde: ein blutschänderisches Verhältniß des Lords zu seiner Halbschwester Augusta.

So wenig wir die einheitliche Haltung dieser abgeschlossenen Biographien durch die Aufnahme irgendwelcher Controversen stören möchten: hier ist eine Abweichung von der Regel unvermeidlich, denn wir befinden uns immer noch einer halb aufgeklärten, in zwiespältigem Licht erscheinenden Thatsache gegenüber, die von der überwiegenden Mehrzahl der Kritiker, namentlich aber von den deutschen, von Friedrich Althaus und Karl Elze, auf das entschiedenste bestritten wird. Unerlaßlich für die Entscheidung ist, daß man alle Gedichte, Briefe, Journale Byron's und Mittheilungen über ihn noch einmal durchgeht, sie alle im Lichte dieser neuen Enthüllung betrachtet und erwägt, ob dann ihre Beweiskraft für oder gegen dieselbe in die Wagschale fällt. Dann aber muß man auch in den Mittheilungen der Frau Beecher-Stowe auf das schärfste ihre eigenen Betrachtungen, Vermuthungen und Combinationen von dem Thatsächlichen sondern, was den Inhalt der Mittheilungen der Lady Byron bildete. Die Unhaltbarkeit der eigenen Zuthaten der Mrs. Beecher-Stowe ist leicht zu beweisen; daß sie einen Roman gedichtet oder daß Lady Byron die Unwahrheit gesprochen, ist gewiß ebenso wenig anzunehmen, und wer daher jene Mittheilungen als erfunden verurtheilt, für den gibt es nur den einzigen Ausweg, anzunehmen, daß Lady Byron an einer Selbsttäuschung, an einer fixen Idee gelitten, daß sich im Laufe der Zeit ein langegehegter Verdacht zu einem festen Wahngebilde verkörpert habe. Zunächst ist Thatsache, daß Lord Byron seine Schwester mit einer über blos geschwisterliche Gefühle weit hinausgehenden Innigkeit liebte. Washington Irving hat im Park von Newstead-Abbey die Ulme von eigenthümlichem Wuchs ge-

Digitized by Google

sehen, welche aus zwei Stämmen mit einer gemeinschaftlichen Wurzel bestand, die nebeneinander in die Höhe ragten und deren Zweige sich vermischten. In die Rinde dieser Ulme schnitt Byron seinen Namen und den der Schwester, als sie beide die Abtei besuchten, nachdem sie das Besitzthum eines andern geworden war, also kurz vor der Abreise des Lords aus England. Von den drei innigen Gedichten desselben an Augusta ist das dritte, in der Schweiz geschrieben, erst 1836 veröffentlicht worden; Mrs. Leigh hatte eine frühere Veröffentlichung nicht gestattet. Hier muß man doch in der That fragen, warum sie diese poetisch schöne Epistel nicht drucken lassen wollte; was konnte die Epistel eines Bruders an die Schwester Anstößiges enthalten? Doch nur, daß sie die Sprache glühender Liebe sprach; man frage sich, ob diese Epistel nicht ebenso an eine Geliebte gerichtet sein konnte:

Mir ist, als könnt' ich minder inniglich
Lebendiges lieben, wenn auch keins wie dich.
Du aber wirst, geliebte Schwester, mich
So wie ich dich mit sich'rer Lieb umfassen,
Wir waren und wir sind — so du wie ich —
Zwei Wesen, die nicht voneinander lassen.
Ob nah, ob fern, seit unsre Leben sich
Begegneten, bis wir dereinst erblassen,
Sind wir verwachsen — mag der Tod nun lauern,
Das frühste Band wird auch am längsten dauern.

Augusta Leigh, Byron's Halbschwester, die Tochter seines Vaters aus der frühern Ehe, verheirathet mit dem Obristen Leigh und Mutter mehrerer Kinder, war sechs Jahre älter als Byron, nicht schön und nicht von bestechendem Aeußern, sondern scheu, sensitiv, eine innerliche Natur. Man hat aus ihrer Person schließen wollen, daß ein Liebesverhältniß zwischen ihr und dem Lord unmöglich gewesen sei — gewiß mit Unrecht! Zum Richter über persönliche Gefühle ist kein anderer berufen; Lord Byron's Gefühle und Phantasie hatten eine übergreifende Macht, und man weiß ja, daß es nicht immer die Schönheit ist, was die glühendste Leidenschaft entzündet.

Digitized by Google

Wenn wir die Ehescheidungsangelegenheit des Lords näher ins Auge fassen, so mußte zweierlei dabei auffallen: einmal das hartnäckige Schweigen der Lady in Bezug auf den Grund der Trennung und die grenzenlose Erbitterung des Publikums gegen den Lord. Die Geschichte der damaligen englischen Aristokratie, bei welcher der Ehebruch zu den Modethorheiten gehörte, die Mittheilungen, die Byron selbst uns über jene Gesellschaftskreise und seine Eroberungen in denselben gibt, machen es geradezu unbegreiflich, daß jener Sturm der Entrüstung blos einem leichten Abenteuer des Lords gegolten habe, wie sie mehr oder weniger zum Ton der feinen Welt gehörten. Verglich man doch damals in den Zeitungen den Lord mit Nero, Apicius, Caligula, Heliogabalus; die öffentliche Meinung wenigstens mußte überzeugt sein, daß eine schwerere Verschuldung die Trennung der Ehe verursacht habe. Die Erbitterung der Familie, die sein Bild für ewige Zeiten wie das eines todeswürdigen Verbrechers verhing, konnte auch nur durch den Glauben an eine ungewöhnliche Verirrung gerechtfertigt scheinen.

Es ist wol keine Frage, daß Lady Byron, als sie sich von ihrem Gatten schied, von dieser Verirrung des Lords noch keine Kenntniß hatte. Die in der „Quarterly Review" veröffentlichten Briefe der Lady Byron an ihre Schwägerin Augusta, die eine herzliche Gesinnung athmen, fallen sämmtlich in den ersten Monat nach der Abreise der Lady von London und noch vor der Zeit der endgültigen Trennung. Wir müssen, wenn die spätere Anklage der Lady aufrecht erhalten werden soll, annehmen, daß sie auch damals noch nichts von dem sträflichen Verhältniß gewußt habe. Die Scheidung kam zur Sprache, weil der Lord in seinen Wuthanfällen oft sinnverwirrend schien, sodaß mehrere Aerzte auf den Wunsch der Familie ihn untersuchten in Bezug darauf, ob er geisteskrank sei oder nicht, eine Consultation, die er später mit eben so vielem Humor wie Erbitterung schilderte. Inzwischen mußte Lady Byron Aufschluß erhalten haben über ein Verhältniß, das jede Annäherung unmöglich machte. Nur einmal ist sie später vor die Oeffentlichkeit getreten, um ihre Mutter gegen die Anklagen Byron's in Schutz zu nehmen; sie

Digitized by Google

theilte dabei ein Schreiben ihres Rechtsanwaltes, Burlington, mit, welches beweisen sollte, daß gerade ihre Mutter eine Aussöhnung gewünscht habe. Dieser Brief, der weder von den Anhängern noch den Gegnern der Beecher-Stowe'schen Behauptungen beachtet worden ist, fällt mit entscheidendem Gewicht für die Enthüllungen der amerikanischen Schriftstellerin in die Wagschale. Er lautet: „Meine theuere Lady Byron! Ich kann mich auf die Zuverlässigkeit meines Gedächtnisses in Betreff der folgenden Mittheilung verlassen. Urſprünglich befragte mich Lady Noel in Ihrer Angelegenheit, als Sie auf dem Lande waren; die von ihr mitgetheilten Umstände waren derartig, daß sie eine Trennung rechtfertigten, doch sie hatten nicht den erschwerenden Charakter, um eine solche Maßregel unausweichlich erscheinen zu lassen. Auf Lady Noel's Mittheilungen hin hielt ich eine Versöhnung mit Lord Byron für möglich und fühlte den aufrichtigen Wunsch, zu derselben beitragen zu können. Lady Noel übertrieb weder die Thatsachen, noch hatte sie, soweit ich bemerken kann, irgendwie die Absicht, eine Rückkehr zu Lord Byron zu verhindern; keineswegs sprach sie sich dagegen aus, als ich von Wiederversöhnung sprach. Als Sie nach der Stadt kamen, erfuhr ich etwa vier oder mehrere Tage darauf nach einer Unterredung mit Lady Noel zum ersten male von Ihnen Thatsachen, die, wie ich nicht zweifeln darf, Sir Ralph und Lady Noel gänzlich unbekannt waren. Durch diese nachträglichen Mittheilungen wurde meine Meinung gänzlich umgewandelt; ich hielt eine Versöhnung für unmöglich. Ich sprach dies offen aus und fügte hinzu, daß, wenn eine solche Absicht noch gehegt werden sollte, ich meinerseits weder in meiner juristischen Stellung noch sonst mich an ihrer Ausführung betheiligen würde." Es kann doch kein Zweifel sein, daß diese nachträgliche Mittheilung, welche die frühern leichten Scheidungsgründe in dem Gewissen des Advocaten so entscheidend überwog und ihn zu einer so bestimmten ablehnenden Erklärung nöthigte, das Verhältniß Byron's zu seiner Schwester betraf. Jedenfalls geben die Enthüllungen der Mrs. Beecher-Stowe, welche sie in einem ihr anvertrauten Manuscript der Lady fand, den Schlüssel zu vielem,

Digitized by Google

was in der bisherigen Byron-Literatur noch unverständlich geblieben ist.

Mrs. Beecher-Stowe spricht auch von einem „unglücklichen Kind der Sünde", dessen sich Lady Byron später mit hingebender Liebe angenommen habe. Hier handelt es sich um eine Thatsache, die über das Bereich der fixen Idee hinausgeht. Das traurige Geschick dieser „Medora Leigh" ist von Charles Mackay in einem interessanten Buche erzählt worden. Medora folgte ihrer verheiratheten Schwester Georgiane, wurde von ihrem Schwager Trevorian verführt, zweimal heimlich entbunden, dann von Obrist Leigh in eine Privatirrenanstalt gebracht, aus der sie mit Hülfe ihres Schwagers entfloh. Schwager und Schwägerin theilten ihr mit, daß sie nicht die Tochter des Obristen Leigh sei. Später nahm sich Lady Byron ihrer an und diese entdeckte ihr 1840, daß sie die Tochter des Lord Byron sei und daß sie selbst aus diesem Grunde die innigste Theilnahme für sie fühle und stets fühlen werde. Medora kam später nach London, wo die Verwandten nichts von ihr wissen wollten, verschwand 1843 wieder und starb bald darauf. Es ist dies eine sehr traurige Geschichte und die Erbschaft sündiger Liebe lastete verhängnißvoll auf diesem „Kind der Sünde". Die Thatsache, daß Lady Byron Medora für die Tochter ihres Gatten erklärt hatte, ist auch in dieser Erzählung ausdrücklich ausgesprochen. Es handelt sich also nicht um eine fixe Idee ihrer letzten Lebensjahre, sondern um eine ihr ganzes Leben beherrschenden Ueberzeugung. Nach Mrs. Beecher-Stowe hat Lady Byron, welche im Besitze des verhängnißvollen Geheimnisses war, es zur Bedingung ihres Schweigens gemacht, daß Augusta den Lord nicht bei seiner Abreise von England begleite; wir finden sie indeß wenigstens in der letzten Zeit, als alles sich von ihm abgewendet hatte, fortwährend mit ihm zusammen, bis er das Schiff nach Ostende bestieg.

Die Gegenerklärung der Testamentsexecutoren, daß in den Memoiren der Lady Byron, die sich in ihren Händen befinden, keine so schwere Anschuldigung ausgesprochen sei, hat nicht unfehlbare Beweiskraft, da die Lady die Großmuth ihres Schwei-

Digitized by Google

gens bis über den Tod hin ausgedehnt haben kann, nachdem sie sich einmal hatte verleiten lassen, es zu brechen. So scheinen uns überwiegende Gründe dafür zu sprechen, daß der Schatten einer so ungewöhnlichen Verirrung in der That auf das Leben des Dichters fällt, der keiner seiner Leidenschaften jemals den Zügel anzulegen verstand und bei dem ein unverkennbarer Zug der Trotz und Hohn gegen die bestehende Sitte war; ja er fühlte sich in einer wilden dämonischen Größe, wenn er das überlieferte Herkommen in herausfordernder Weise verletzte. Die Sitte erschien ihm als das Wechselnde und Nichtige: das war ja die Tendenz seines „Don Juan". Daß er indeß bei aller Offenherzigkeit ein Verhältniß wie dasjenige zu seiner Halbschwester verborgen hielt und die Entdeckung desselben fürchtete, ist wohl begreiflich; zeitlebens und bis zum Todtenbette blieb seine Liebe zu Augusta unwandelbar, dafür sprechen zahlreiche Stellen in seinen Briefen und Tagebüchern. In einem Testamentsentwurf hatte er sie zur Haupterbin gemacht. Doch die Ferne gab diesem Verhältniß jenen Schimmer der Pietät wieder, den allzu nahe Beziehungen in leidenschaftlicher Verblendung getrübt hatten.

So wenig man indeß hierüber von Byron offene Geständnisse erwarten konnte, so sehr muß man doch in seinen Dichtungen darauf hinweisende Spuren suchen; denn nichts, was ihn im Leben beschäftigte, war für seine Dichtung verloren. Alle Sittengesetze erschienen ihm nicht in der Form kategorischer Imperative, sondern mehr oder weniger als Probleme, die er mit dem Licht des Zweifels beleuchtete, und so mochte ihm auch das Verbot der Geschwisterliebe als eins jener Probleme erscheinen, deren Allgemeingültigkeit er in Frage stellte. Mit vollster Naivetät ist in „Der Braut von Abydos" dies Problem aufgestellt. Die Liebe zwischen Suleika und Selim ist durchaus leidenschaftlicher Art, und doch hielt Suleika Selim für ihren Bruder:

O du mein Selim, meine Lust,
Bin ich dein Haß? bin ich dein Kummer?
Komm, birg dein Haupt an meiner Brust
Und küssen will ich dich im Schlummer ...

Digitized by Google

Nie sah, nie sieht die Zeit den Tag,
Der dir dies Herz entreißen mag!

Und während sonst die Entdeckung zweier Liebenden, daß sie Geschwister sind, den größten Schrecken und die umgekehrte, daß sie es nicht sind, wenn sie sich dafür halten, die größte Freude hervorzurufen pflegt in der überlieferten Dichtung der Weltliteratur: ist hier Suleika's Naivetät so groß, daß sie bestürzt wird über Selim's Mittheilung, sie sei nicht seine Schwester, weil sie glaubt, ihn dann nicht mehr lieben zu dürfen. Die Seele dieser Suleika ist ein unbeschriebenes Blatt, auf welchem jene Vorschriften der Sitte und des Gesetzes noch keine Stelle gefunden haben.

Ganz im Contrast hiermit steht „Manfred". Die dunkle That, die den Helden peinigt, deren Schleier der Dichter nur halb lüftet, ist sündige Geschwisterliebe. Die dramatische Handlung schloß die Tragweite eines eigenen Geständnisses aus; dennoch hegt der Dichter offenbar Scheu, das geheimnißvolle Vergehen zu berühren, und doch lockt es ihn wie mit dämonischem Reiz. Dieser scheuen, sensitiven und so verständnißreichen Augusta entspricht vollständig das Bild, das Manfred von seiner Geliebten, seiner Schwester Astarte, entwirft:

Ihr eigen war wie mir einsames Träumen,
Die Sucht verbot'nen Wissens und ein Geist,
Das Weltall zu begreifen, doch auch mehr:
Mit diesem sanftre Gaben als die meinen,
Mitleid und Thrän' und Lächeln — was mir fehlte —
Und Zärtlichkeit — doch die hatt' ich für sie,
Und Demuth — und die hab ich nie gehabt.
All' ihre Fehler waren meine Fehler,
Doch ihre Tugenden gehörten ihr;
Ich liebte sie und ich zerstörte sie.

Den Schatten Astarte's redet Manfred an:

Du liebtest mich
Zu sehr, wie ich dich liebte — doch wir sollten
Uns nicht einander foltern, war es auch
Tödlichste Schuld zu lieben, wie wir liebten.

Digitized by Google

Und dann beschreibt Manuel jene ewig namenlose Stunde:

Graf Manfred war, wie jetzt, in seinem Thurm,
Womit beschäftigt, wußte niemand ... mit ihm
Die einzige Gefährtin seines Wachens
Und Wanderns — sie von allem, was da lebte,
Das Einzige, was er zu lieben schien,
Wie freilich er durch Blut verpflichtet war;
Gräfin Astarte, seine ... Still, wer kommt?

Hier wird verbrecherische Geschwisterliebe allerdings mit blutigen Folgen als ein das ganze Leben zerrüttender Frevel dargestellt.

Wie in „Manfred" die Thatsache, finden wir in „Kain" die Reflexion über das Verhältniß; die reine Weisheit des Paradieses spricht durch den Mund von Adah den Zweifel aus, daß es Sünde sein könne. Adah sagt zu Kain, der Lucifer folgen will:

Kain, geh' nicht mit dem Geiste.
Ertrag', was ich ertrag' und liebe mich —
Ich liebe dich!

Lucifer.
Mehr als die Aeltern?

Adah.
Ja!
Ist das auch Sünde?

Lucifer.
Nein, noch nicht. Doch künftig
In deinen Kindern wird es Sünde sein.

Adah.
Wie, meine Tochter dürfte ihren Bruder
Enoch nicht lieben?

Lucifer.
Nicht wie du den Kain.

Adah.
O Gott! So sollen sie nicht lieben, nicht
Aus ihrer Liebe lebende Wesen zeugen?
Sogen sie nicht die Milch aus diesem Busen?
War er, ihr Vater, nicht mit mir geboren
Von einem Sproß und um dieselbe Stunde?

Digitized by Google

Lieben wir nicht einander? Uns vermehrend,
Vermehren wir die Zahl der Wesen nicht,
Die sich, wie wir sie lieben, lieben werden?
Wie ich, o Kain, dich liebe, geh' nicht fort
Mit diesem Geist — er ist nicht von den unsern!

Lucifer.

Die Sünd' ist nicht mein Werk, von der ich rede,
Und ist nicht Sünd' in dir, was sie auch sein mag
In denen, welche in der Sterblichkeit
Dir folgen werden.

Adah.

Was ist Sünde, die
Nicht Sünd' an sich ist? Macht ein äußrer Umstand
Sünd' oder Tugend, dann sind wir die Sklaven
Des — —

Die Tendenz dieser Betrachtungen geht offenbar darauf hinaus, das Verbot der Geschwisterliebe als eins der willkürlichen Sittengesetze zu bezeichnen. In den letzten Worten der Adah liegt der Grundgedanke des ganzen „Don Juan", in welchem die Sitte und der von ihr abhängige Begriff der Sünde als das ewig Wechselnde und Zufällige geschildert wird.

Sind auch die Acten über die Liebe Byron's zu seiner Schwester noch nicht geschlossen, so wird man doch nach unbefangener Prüfung aller Thatsachen geneigt sein, das Schuldig über ihn auszusprechen. Bei dieser ganzen Frage handelt es sich nicht um die Genugthuung eitler Skandalsucht, sondern das ganze Leben des Lords tritt in ein neues Licht. Die große Kluft, die ihn für immer von seinem Vaterlande schied, wird begreiflicher; eine so große Verirrung mußte in seinem äußern und innern Leben einen tiefen durchschneidenden Bruch verursachen, doch auch seiner Poesie jene größere Vertiefung geben, die den ernstesten Problemen des Menschenlebens nachspürt. Dichtungen wie „Kain" und „Manfred" sind die Prachtblüten, die aus dem zerklüfteten vulkanischen Boden eines zu Sünde und Frevel fortgetriebenen Lebens hervorwuchsen.

Digitized by Google

Dem Entschluß, nach der Zerrüttung aller Lebensverhältnisse aus dem Nebellande zu entfliehen und nach dem geliebten Süden zuzuwandern, folgte bald die Ausführung. Nach dem Süden stand sein dichterisches Sehnen und kurz vor dem Zusammenbruch seines Familienglücks und seiner gesellschaftlichen Stellung beschäftigte sich seine Phantasie mit Bildern aus Griechenland und Italien. Die Gedichte „Die Belagerung von Korinth" und „Parisina", sowie die „Hebräischen Melodien" sind die Früchte jener Epoche seiner kurzen Ehe. Die erste Dichtung erinnert an Goethe's „Braut von Korinth", nur daß die breitere Ausmalung dem Geisterhaften den geheimnißvollen Reiz nimmt und daß es sich nicht um religiöse, sondern um nationale Conflicte handelt. Der Held ist ein venetianischer Renegat, der den Turban trägt und den die Geliebte, die ihm als Geist erscheint, vergeblich zu seiner Pflicht zurückruft. Die Schilderung der Belagerung, des Sturms und der Kämpfe in der Stadt ist von höchster Anschaulichkeit, von elektrisch zündender Kraft. „Parisina" schildert eine tragische Episode aus der Geschichte der kleinen Fürstenhäuser Italiens, die Liebe der Gattin des Markgrafen von Ferrama zu dessen natürlichem Sohn Hugo und die Hinrichtung des letztern auf Geheiß des Vaters. Nach der Geschichte verfällt auch „Parisina" dem Todesstreiche, während der Dichter ihren Untergang in zweifelhaftes Dunkel hüllt. Die Dichtung behandelt eine verfemte Liebe und der elegische Reiz, mit welchem der Dichter sie darstellt, borgte das sanftere Colorit wol von der eigenen verwandten Stimmung. Die „Hebräischen Melodien" haben einen elegisch austönenden und voll daherrauschenden rhythmischen Zauber; sie waren von Haus aus für musikalische Composition bestimmt, weshalb auch die großen Geschichtsbilder, die sie entrollen, nicht mit breitem Pinsel gemalt, sondern nur wie stimmungsvolle Skizzen angelegt sind. Der Erguß echter Begeisterung und die wunderbare Melodie der Sprache und der Verse Byron's hat in diesen Gedichten einen ihrer Höhenpunkte erreicht. Eins seiner Prachtstücke, durch welches er sich auch den großen Odendichtern anreiht, ist die um die gleiche Zeit gedichtete Ode auf Napoleon Bonaparte, in welcher

Digitized by Google

seine Bewunderung für die Größe des Cäsars mit seinem Haß gegen den Despotismus desselben im Kampfe liegt, während sich hier nicht wie sonst die von Byron stets gehegte Geringschätznng der siegreichen verbündeten Monarchen und ihrer Generale ausspricht. Der Vergleich Napoleon's mit Prometheus, der so oft für den Verbannten auf St.-Helena nachgedichtet worden ist, findet sich hier zuerst, wo es sich nur um die Verbannung nach Elba handelte.

Als Lord Byron, durch eigene schwere Verschuldung und den Haß und die Verwünschungen Englands, von seiner Heimat fortgetrieben, am 28. April 1816 in Ostende das Schiff bestieg, da war es das letzte mal, daß sein Blick die Kreideküsten Englands begrüßte; er sollte den heimatlichen Boden nicht wieder betreten. In seiner Begleitung befand sich sein treuer Haushofmeister Fletcher und der Page Rushton, außerdem ein junger Arzt Polidori. Die Reise ging durch Belgien, wo das Schlachtfeld von Waterloo besucht wurde, rheinaufwärts nach der Schweiz und dem Genfersee, an dessen Ufer er anfangs in Secheron verweilte, bis er diesen Aufenthalt mit der von ihm gemietheten Villa Diodati vertauschte. Die poetische Chronik dieser Reise ist der dritte Gesang des „Childe Harold", in welchem die Schwermuth der ersten Gesänge noch eine tiefere Färbung angenommen hat; statt der Blasirtheit jugendlicher Frühreife finden wir hier die ernstern Träume des Mannes, dessen Erfahrungen und Verirrungen die Jugendthorheiten von Newstead-Abbey weit hinter sich ließen:

> Das Schicksal aber hab' ich nie geschmäht,
> Ich aß die Frucht so wie ich sie gesät.

Auch der Skepticismus des Sängers ist noch maßloser geworden; er durchwühlt das Schlachtfeld von Waterloo und wirft dem besiegten Cäsar und den siegenden Königen zugleich den Fehdehandschuh hin; er verachtet den Ruhm der Schlachten, wenn er nicht das mit Myrten geschmückte Schwert wie Harmodius auf Athens Tyrannen zückt, doch in dem in den Staub geworfenen Cäsar fühlt er etwas von dem Geist der weltverachtenden

Digitized by Google

Skepsis, die dem eigenen Sinn verwandt ist, und so dichtet er mehr eine neue Ode auf Napoleon als ein Loblied auf die Sieger von Waterloo; nur den tapfern Schotten mit ihren Hochlandspfeifen widmet er eine Strophe, in welcher er in Bezug auf markiges Nationalcolorit mit ähnlichen Gedichten Walter Scott's wetteifert. Alle diese Spenserstrophen zeichnen sich durch seltenen Gedankenschwung aus und erreichen bisweilen eine überraschende Macht des Ausdrucks. Kann sich die Verachtung der gepriesenen Größe der Welteroberer schlagender aussprechen als in der Zeile:

Wer um die Welt spielt, spielt um niedern Werth?

Die Poesie des Rheinlandes ist mit anmuthiger Wärme geschildert; wie grünes Rebenlaub rauscht es durch diese Strophen; doch in den Preis des Rheinstroms mischt sich die dunkle Klage, daß er nicht Lethe ist. Die anmuthigen Bilder wecken aber ein sanfteres Empfinden und er sendet mit den Lilien des Rheins einen poetischen Gruß seiner Schwester, einem Wesen, das ihm verbunden war „durch ein stärkeres Band, als es die Kirche schürzt", und er sagt von dieser „unvermählten Liebe":

sie bestand
Die Prüfung tiefsten Hasses Hand in Hand,
Gestählt in tödlichster Gefahr, die mehr
Als alles Frauenherzen übermannt.

Wer diese Strophe nach den Enthüllungen der Beecher-Stowe liest, der wird in derselben nur eine sehr wesentliche Verstärkung ihrer Anklagen erblicken; denn mit diesen Wendungen besingt kein Dichter der Welt eine Schwester, sondern nur eine Geliebte.

Auf den Rheinstrom folgt die Scenerie der Alpen, auf das Schlachtfeld von Murten des Leman „lächelnder Krystall", den der Dichter mit einem prachtvollen poetischen Erguß begrüßt, und diese Stimmung der Hingebung an die große Natur, des Aufgehens im All, beseelt auch die großartige Schilderung eines Gewitters in den Alpen. Das Lob des Einsiedlers Rousseau und des Glückes einsamer Liebe führt zum Schluß des Ge-

Digitized by Google

sanges hin, der wieder zum Anfang zurückkehrt, zu den sanften blauen Augen seiner Tochter Ada.

Man hat diesen Gesang des „Childe Harold" wie die frühern ein Reisepanorama genannt; er ist weit eher ein Seelengemälde zu nennen; in der Stimmung des Dichters, in seiner Weltanschauung liegt die tiefere Einheit dieser anscheinend zerstreuten Bilder, die vor seinem Auge vorüberziehen.

In dasselbe Jahr fallen die berühmten Gedichte Byron's, die er an seine Frau gerichtet hat, das „Lebewohl", das Gedicht: „Bei der Nachricht, daß Lady Byron krank war", sowie die bereits erwähnten Gedichte an Augusta. Kein größerer Gegensatz als die gleichsam von wärmstem Gefühl und innerster Wehmuth erzitternden Verse des „Lebewohl" und die Verwünschungen, die er im zweiten Gedicht auf die Lady schleudert, welche er als eine Ruf und Glück mordende Klytämnestra hinstellt. Die Buchhändler, die diese Gedichte zusammen herausgegeben, erwiesen dem Dichter einen schlechten Dienst; denn kaum ist ein größerer Widerspruch denkbar als derjenige der Stimmungen, aus welchen diese beiden Gedichte hervorgegangen sind, und ein so von einem Pol zum andern schwankendes Gemüth konnte den ruhiger Denkenden leicht als im bedenklichen Banne des Irrsinns befangen erscheinen.

Der „Gefangene von Chillon" ist eine Dichtung, welche den landschaftlichen Eindrücken des Genfersees ihren Ursprung verdankt; der Besuch des malerisch gelegenen alten Schlosses von Chillon, hinter welchem sich das Panorama der savoyer Alpen so großartig erhebt, begeisterte Lord Byron zu dem Gedicht, dessen Held der edle Republikaner Bonnivard ist, welcher von den Genfern hier in langer schwerer Haft gehalten wurde. Der Zauber dieses Gedichts besteht in dem Gegensatz zwischen der Freiheit der erhabenen Alpennatur und der qualvollen Enge des Gefängnisses. Wie alles, was Byron schuf, hat auch dieses Gedicht einen großen Eindruck auf das nachstrebende Dichtergeschlecht gemacht; in Anastasius Grün's „Schutt" ist dies Vorbild unverkennbar und auch in Saintine's „Piccola"

Digitized by Google

hat die Kenntniß von Byron's Gedicht auf die Gestaltung einzelner Züge hingewirkt.

Seine persönlichen Beziehungen am Genfersee gestalteten sich angenehm und folgenreich; oft besuchte er Frau von Staël, die damals mit französischen Freunden und ihrem deutschen Kammerherrn August Wilhelm von Schlegel in Coppet Hof hielt; hier machte er auch die Bekanntschaft mit dem geistesverwandten Dichter Percy Bysshe Shelley, dem Sohn eines Baronets, der ebenfalls mit den Sitten und Meinungen seiner Landsleute in schroffen Gegensatz gerathen war und als ein freiwillig Verbannter wie Byron in der Schweiz lebte. Shelley hatte ein armes Mädchen geheirathet, das an Bildung tief unter ihm stand; seine Glaubenslosigkeit, welche sie erst allmählich kennen lernte, wandte ihr Herz von ihm ab. Die Ehe war unglücklich und wurde geschieden; die junge Frau verfiel in tiefe Melancholie und gab sich selbst den Tod. Die häusliche Tragödie, die der junge Dichter erlebte, sollte ihn aber noch in Conflicte bringen, wie sie wol nur in England möglich sind. Durch ein Urtheil des Kanzleigerichtshofs wurden die beiden Kinder dieser Ehe dem Vater genommen und einem Geistlichen übergeben, weil Shelley als Dichter der „Queen Mab" atheistische Anschauungen ausgesprochen und sich unfähig gezeigt habe, seine Vaterrechte auszuüben. Er heirathete inzwischen zum zweiten male ein gleichgesinntes Mädchen, Mary Woolstoncraft Godwin, und fand in dieser Ehe ein volles Glück. Hatte die öffentliche Meinung Englands Lord Byron nicht ohne Grund verdammt, weil er nicht blos gegen die Prüderie Altenglands, sondern gegen Sitte und Gesetz sich schwer vergangen hatte, so war die Verurtheilung Shelley's wegen philosophischer Anschauungen, die an deutschen Universitäten ohne weiteres Bedenken vorgetragen wurden, gänzlich ungerechtfertigt und der Dichter durfte mit gerechtem Groll auf sein engherziges Vaterland zurückblicken. Die Aehnlichkeit der Schicksale, geistige Verwandtschaft, der gleiche Schwung der Gedanken und Empfindungen führten die beiden Dichter einander immer näher. Shelley war nicht ohne Einfluß auf die Richtung, welche Byron's Gedankenflug nahm; denn

Digitized by Google

wenn dieser bisher im kecken Zweifel an den Gewalten von Erd' und Himmel gerüttelt hatte, aber nur in gelegentlichen Launen, so war Shelley mehr ein Atheist von Fach; er hatte feste Ueberzeugungen, denen er einen Theil seines Lebensglücks geopfert hatte; er war ein Denker, der fortwährend über den höchsten Problemen brütete und der das Recht des freien Gedankens als ein Vorrecht der Menschheit in Anspruch nahm. Die Anregungen Shelley's führten Byron immer mehr auf das Gebiet der philosophischen Dichtung; sein „Manfred" verleugnet diese Anregungen ebenso wenig wie die Einwirkungen der großartigen Alpenwelt, die er auf einer Reise mit seinem frühern Gefährten Hobhouse in ihrer ganzen Erhabenheit hatte kennen lernen. Er führte über diese Reise ein Tagebuch, das er seiner Schwester Augusta zustellte; sie sollte Auszüge daraus den Freunden mittheilen; das Ganze war, bezeichnend genug, nur für sie lesbar. Doch auch auf Deutschland weist der geistige Stammbaum des „Manfred" zurück. Byron hatte am Genfersee auch Verkehr mit dem Schriftsteller Monk Lewis und dieser hatte ihm Goethe's „Faust" vorgelesen, indem er ihn lesend übersetzte. Obgleich Byron das Meisterwerk Goethe's nur in so mangelhafter Form kennen lernte, so wirkte es doch auf ihn mit aller Macht des Genies, und die Grundstimmung des „Manfred" sowie sein Verkehr mit der Geisterwelt hat einen verwandten Zug. „Manfred" war in der Schweiz zum großen Theil ausgeführt worden, wurde aber erst in Venedig vollendet.

Der „Manfred" ist eine Dichtung, welche den schönen Stempel der Unvergänglichkeit an der Stirn trägt; keine Zergliederung kann den Schönheiten dieser Dichtung gerecht werden, welche der Hauch eines unnachahmlichen Genius durchweht. Ein Naturgefühl, das bis zu den höchsten Entzückungen durch die Großartigkeit der Alpenwelt sich steigert und in Versen von berauschendem Wohlklang sich ausspricht, wird verschattet durch die Gewissensfolter, welche den Helden peinigt und bis zur Verzweiflung am Leben forttreibt. Der heiße Trieb nach Erkenntniß, welcher Manfred zum Verkehr mit den Geistern, zur Kunst der Magie hinführt, geht nicht aus der Unbefriedigung

Digitized by Google

des Halbwissens hervor; er spiegelt nicht das Streben der ganzen Menschheit nach der Erforschung der Geheimnisse der Welt; Manfred will diese Erkenntniß nur, um für die Wunde seines Gewissens den heilenden Balsam zu finden. Die dunkle That, die sein ganzes Leben verschattet, ist frevelhafte Liebe zur Schwester und ein daran sich knüpfender Mord:

Mein Unheil fiel auf solche, die mich liebten,
Die ich am meisten liebte. Niemals schlug
Ich einen Feind als in gerechter Nothwehr,
Jedoch mein Kuß war Tod.

Faust empfindet nie Gewissensqual; nach Gretchens Untergang baden ihm gütige Elfen die Vergangenheit aus der Seele; „Manfred" ist mit den lyrischen und scenischen Intermezzos, die aber wunderbar in die Grundstimmung verwebt sind, von Anfang bis zu Ende ein großer Monolog des Gewissens; Goethe empfand diese „düstere Glut einer grenzenlosen ewigen Verzweiflung" am Ende als lästig. Hierin liegt die weite Kluft, die Manfred von Faust trennt. Manfred erhebt sich aber am Schluß zu einem wahrhaft erhabenen Trotz gegen den Eingriff der höllischen Mächte, die er, auf eigener Kraft stehend, verleugnet und verspottet; er weist die Dämonen zurück; er ist sein eigener Zerstörer und will es sein. Nie ist die Selbstherrlichkeit des Menschengeistes, welcher der Schöpfer seines Schicksals ist, mit mehr Energie verherrlicht worden; Manfred erhebt sich hier zur Größe Lucifer's, des in seinem Abfall noch triumphirenden Geistes.

So wenig „Faust" ein organisches Drama ist, so hat er doch mehr Handlung und Bewegung, eine bei weitem reichere Lebensfülle als „Manfred", der weiter nichts ist als ein Selbstgespräch des nur halb verkleideten Dichters. Aus seinem eigenen Leben schöpfte er das Motiv der dunkeln That; Shelley's grübelnder, zweifelnder Geist regte ihn an zu jener dichterischen Metaphysik, welche eine große Zahl der Verse des Gedichts beseelt. Goethe's „Faust" gab ihm vielleicht überhaupt die Anregung zur Behandlung eines derartigen Stoffs und zur Einführung der Magie,

Digitized by Google

der Geisterbeschwörungen und Geistererscheinungen in die Dichtung, und die Eindrücke einer Alpenreise, deren Tagebuch, mit „Manfred" verglichen, bis ins einzelne hinein schlagende Parallelen aufweist, das bewundernswerthe landschaftliche Colorit. Man mag dabei an Schiller's „Tell" denken, dem ja auch der frische Hauch der Alpenwelt und eine seltene Treue dichterischer Spiegelung nachgerühmt wird. Doch der Unterschied fällt sogleich in die Augen. Schiller ist in diesen Schilderungen der Epiker, Byron der Lyriker; Schiller stellt die Alpenwelt nur im Zusammenhang mit dem schweizer Volksleben, Byron in ihren Wirkungen auf ein wildbewegtes Seelenleben dar; bei Schiller ist alles anschaulich, im Stil Homerischer Objectivität gehalten; bei Byron ist es nicht blos die äußere Magie mit ihrer Kunst, es ist die Magie der Seele, welche die Naturmächte belebt und in einem Reigen von Gestalten um den einsamen Denker kreisen läßt.

Doch wie oft auch dem Dichter selbst am Ufer des Genfersees die Gestalt seiner unseligen Schwester Augusta erscheinen mochte: das Liebesabenteuer war ihm Bedürfniß; wir erfahren zwar nicht den Namen jener Engländerin, die ihn damals im innigsten Verhältniß fesselte, aber das Kind dieser Liebe, Allegra, folgte ihm später nach Venedig und gewann seinen innigsten Antheil.

Nach der Lagunenstadt siedelte der Dichter selbst im October 1816 mit seinem Freunde Hobhouse über. Der Aufenthalt in Venedig bezeichnet eine Epoche in Byron's Leben, die sich von der frühern und von der spätern unterscheidet; man könnte sie mit dem Namen des Gedichts, dessen erste Gesänge hier entstanden, als die Don-Juan-Epoche bezeichnen. „Manfred" mit seinen Faustischen Elementen ging allmählich im „Don Juan" unter; keine Grübeleien, keine Gewissensbisse mehr, keine düstere Melancholie eines Childe Harold, keine wilde Verzweiflung eines Manfred, keine Klagelieder eines höher strebenden Geistes mitten in der Hingabe an wilden Genuß, kein Doppelleben mit dem zerreißenden Schmerz innerer Unbefriedigung: Byron gab sich der naiven Liederlichkeit des italienischen Lebens mit voller Un-

Digitized by Google

befangenheit hin, machte höchstens humoristische Randglossen zu dem wüsten Treiben, das ihm behagte, und zu den Charakterköpfen der Schönheiten aus dem Volke, die ihn nacheinander oder gleichzeitig fesselten; die Volkssitte erschien ihm als das Wandelbare, die Sitte überhaupt, die in einem Lande zuließ, was sie im andern verdammte, als das Zufällige. Aus dieser Stimmung entsprangen hier „Beppo" und „Don Juan". Venedig war ganz der Ort, ihn zu solchem Treiben anzureizen und solche Gedankenverbindungen in ihm zu erwecken. So schrieb er an seinen Verleger Murray: „Der allgemeine Zustand der Moral ist hier ganz derselbe wie zur Zeit der Dogen; ein Weib ist nach ihrem Gesetzbuch tugendhaft, die sich auf ihren Gatten und einen Liebhaber beschränkt; diejenigen, welche zwei, drei oder mehr haben, sind ein wenig wild; doch nur diejenigen, die ohne Unterschied ihrer Leidenschaft folgen oder zu niederm Stand herabsteigen, werden getadelt, weil sie die schicklichen Schranken der Ehe überschreiten." Seine eigene Stimmung schildert er in einem viel spätern Brief an Thomas Moore: „Ich habe einige Maskenabenteuer gehabt, von denen ich aber nicht erzählen darf, da sie noch im Gange sind. Ich will das Gold aus den Schachten der Jugend bis auf das letzte Körnchen zu Tage fördern und dann gute Nacht! Ich habe gelebt und bin zufrieden."

Gleich nach seiner Ankunft in Venedig verliebte er sich in die Frau seines Hausbesitzers, eines Kaufmanns von Venedig, der den Tag über in Geschäften außerhalb des Hauses war. Diese „Marianne", welche Schuld daran war, daß der Lord seinen Aufenthalt in Venedig weit über die anfangs beabsichtigte Zeit hinaus verlängerte, schildert er als eine Antilope mit breiten, schwarzen, orientalischen Augen und mit dem Ausdruck in denselben, den viele Türkinnen dadurch erreichen, daß sie die Augenlider sich färben; auch ihr dunkelglänzend gelocktes Haar, ihre leichte, niedliche Gestalt, ihre sanfte, melodische Stimme fesselten ihn. Marianne wurde die Heldin einer Scene, welche, trotz ihres italienischen Colorits, mehr der niederländischen Malerschule Stoff geboten hätte. Die Schwägerin Marianne's,

Digitized by Google

ebenfalls eine Kaufmannsfrau, verabredete mit Byron ein Rendezvous, das dieser nur in seiner eigenen Wohnung annehmen wollte. Sie hoffte auf gleiches Glück bei dem jungen Lord wie es Marianne genoß und erschien zur bestimmten Stunde. Nicht lange darauf fand sich indeß auch diese ein, machte der unternehmungslustigen Verwandten und ihm eine sehr höfliche Verbeugung, faßte dann, ohne ein Wort zu sagen, die letztere bei den Haaren und versetzte ihr etwa sechzehn Schläge mit solcher Gewalt, daß, wie Byron erzählt, das Ohr bei dem Klang derselben wehethat. Ein entsetzliches Geschrei war die Folge und die unglückliche Besucherin ergriff die Flucht: Marianne fiel, nach vergeblichem Versuch, sie zu verfolgen, in Ohnmacht. Der Gatte kam noch dazu und versetzte Byron in nicht geringe Verlegenheit, doch überließ er es dem Ehepaar, sich über die Angelegenheit zu verständigen. Solche Scenen konnten in Byron jene Ader für das Burleske anregen, der er in „Beppo" und „Don Juan" freies Spiel gewährte.

Sein wildes venetianisches Leben unterbrach der Dichter durch eine Reise nach Rom. Den Eindrücken, welche die Weltstadt und schon vorher Florenz auf den Dichter machten, verdankt der vierte Gesang des „Childe Harold" seine Entstehung. Die Schwermuth des blasirten Pilgers klingt hier nur noch selten an; der Grundton der Dichtung ist der Ton weltgeschichtlicher Elegie; sie ist eine Verherrlichung Italiens, seiner großen Männer, seiner Sehnsucht nach Freiheit, und wenn früher die Stimmung des Dichters den ersten Gesängen jene Magie gab, durch welche ihre aneinandergereihten Bilder sich von den losen Blättern eines Reisealbums unterschieden, so wies jetzt der Schwung der Begeisterung für große nationale Interessen jeden Vergleich mit einer versificirten Reisebeschreibung zurück. Man hat diesen Gesang für den besten erklärt; der Stil hat mehr Adel und Plastik als der Stil der frühern und verfällt nicht wie dieser oft in leichte Geschwätzigkeit; aber der eigenthümliche Zauber, der gerade in einer Gestalt wie derjenigen des Ritters Harold ruhte und in der düstern Anschauung, die alle Weltbilder färbte, ist hier mehr verloschen; gleichwol ist dieser Gesang ein

Digitized by Google

Muſter ſchwunghafter Reflexionspoeſie. Ohne die erſten Strophen wären Platen's Sonette auf Venedig kaum gedichtet worden; ſie ſind geradezu tonangebend geworden für die Poeſie Venedigs, wie ſie uns in ſpätern Gedichten entgegentritt. Eine Klippe hat der Dichter glücklich vermieden: die lyriſche Muſeumswanderung, die für eine italieniſche Reiſe in Verſen faſt unvermeidlich erſcheint. Byron hatte geringen Sinn für plaſtiſche Kunſt und noch mehr Widerwillen gegen die Schauſtellung ſolcher Kenntniſſe und Neigungen; daß ſeine Anſchauungen hierin nicht durchweg geläutert waren, beweiſt ſeine ausſchließliche Bewunderung Canova's, die aus demſelben Sinn für die Eleganz der Formen hervorging, infolge deſſen er Pope für einen ſo großen Dichter hielt. Die Kirche von Santa-Croce mit ihren Erinnerungsmälern für die großen Italiener begeiſtert ihn zu einer Reihe ſchwunghafter Strophen, während er ſich im Palazzo Pitti und der Akademie nur wenigen hervorragenden Kunſtſchöpfungen zuwendet. Weit mehr fühlt ſich ſeine Muſe in ihrem Element am Traſimeniſchen See, wo alte Schlachtbilder vor ihr auftauchen, und in Rom widmet ſie eine größere Zahl von Strophen dem Grabe der Cäcilie Metella als dem Vatican. Ein Grabgeſang auf die Prinzeſſin Charlotte, deren Tod der Dichter in Rom erfuhr, iſt in dieſe Spenſerſtrophen verwebt, die mit einem Hymnus auf die Thalatta, auf das ewige Meer ſchwungvoll abſchließen. Wenn Byron in dieſem Geſang den Dichter des „Befreiten Jeruſalem" nur ſpärlich bedacht hat, ſo lag der Grund darin, daß er ihm in der „Klage Taſſo's" ein ſelbſtſtändiges Denkmal geſetzt hat, auf deſſen Formenſchönheit er ſich viel zugute that.

Von dieſer Reiſe, die er mit ſeinem alten Reiſegefährten Hobhouſe unternahm, nach Venedig zurückgekehrt, überließ ſich der Dichter wieder ganz ſeiner Sucht nach Abenteuern und Vergnügungen. Das wüſte Leben erſchütterte ſeine Geſundheit, ſodaß wir von häufigen Krankheitsanfällen in ſeinen Briefen leſen; die Gewohnheit, Rum mit Waſſer zu trinken, ſowie der häufige Wechſel von üppigen Mahlzeiten und einer Kaſteiung, welche gegen ſeine Neigung zur Starkleibigkeit ankämpfte, konnten ſeinem

Digitized by Google

körperlichen Wohlsein nicht förderlich sein. Da die leichten Zerstreuungen ein ernsteres Gegengewicht verlangten, so gab sich Byron Mühe, die armenische Sprache zu studiren; wir finden ihn in jener Zeit oft unter den Mönchen von San-Lazaro, mit denen zusammen er an der englischen Uebersetzung einer armenischen Grammatik und an der Herausgabe eines apokryphischen Briefwechsels zwischen dem Apostel Paulus und einem der Aeltesten der Korinthergemeinde arbeitete. Wer die patriarchalische Behaglichkeit dieses Klosters, die stille Würde seiner Bewohner kennt: der wird den ganzen Reiz des Contrastes empfinden, der den Dichter aus den Maskenfesten Venedigs zu diesen einsamen Inseln trieb. Offenbar saß ihm einer dieser Mönche als Modell zu dem Abt im dritten Act des „Manfred", für den er anfangs in Venedig nicht mehr den rechten Ton fand. Die erste Fassung desselben mit ihren profan heftigen Angriffen auf das Mönchthum blieb ungedruckt; der letzte Act in seiner jetzigen Gestalt, in welcher ein milder Priester neben Manfred tritt, erinnert an die Laguneninsel der Armenier.

Doch diese poetischen Blüten bilden mehr die Nachblüten einer vergangenen Epoche, die abschließende Vollendung früherer Dichtungen. Mit eigenthümlichem Arom, aus dem üppigen Schlamm des venetianischen Lebens emporgewachsen, sind „Beppo" und „Don Juan", in denen eine geniale Carnevalslaune statt der frühern dumpfbrütenden Schwermuth die herrschende Stimmung geworden ist.

Ohne Frage hat die Lektüre des Ariosto und Francesco Berni, der humoristischen Epiker Italiens, welche ihre Phantasiebilder mit freischweifenden Arabesken umgaben, dem Dichter Anregungen für eine keckspielende Behandlungsweise solcher dafür geeigneten Stoffe gegeben. Ein im Jahre 1817 erschienenes Gedicht des Engländers John Horkham Frere „König Arthur und seine Tafelrunde", welches dieser unter dem Pseudonym Whistlekraft herausgab und das in Ottave rime abgefaßt war, machte Byron auf diese Strophe aufmerksam, welche, die mühsamen Verschlingungen der Spenserstrophen vermeidend, doch eine künstlerische Architektonik und einen gefälligen Fluß zeigt

Digitized by Google

und durch den Abschluß der beiden zusammenreimenden letzten Zeilen für die epigrammatische Behandlung sich eignet; denn die zerstreuten Strahlen des Humors, die frei über die sechs ersten Zeilen hinspielten, ließen sich hier in dem Brennpunkt einer auch dem Ohr sich einprägenden Pointe zusammenfassen.

Den Versuch, die ottave rime aus ihrem pathetischen Bann zu erlösen und als leichtgeflügelte Trägerinnen eines bequemen Plaudertons zu benutzen, machte Byron zuerst in seiner humoristischen Federskizze „Beppo", in welcher er die italienische Sitte des Cicisbeats verspottete. Der novellistische Inhalt dieses poetischen Feuilletons ist von leichtestem Kaliber und daß der romantisch sich anlassende Conflict sich in Wohlgefallen auflöst, ist eben der Humor der Erzählung. Der heimkehrende Kaufmann und Pirat kann nach italienischer Sitte nicht viel gegen den Grafen einwenden, welcher in der Zwischenzeit der Geliebte seiner Frau geworden ist. Um das Skelet dieser dürftigen Fabel lagert sich aber eine Fülle humoristischer und poetischer Excurse, mag der Dichter die Schönheit der italienischen Frauen oder die Mängel der englischen Gesetze und die damaligen politischen Vorgänge in England zum Gegenstand seiner launigen Ergüsse nehmen.

„Beppo" war nicht blos im Stil eine mit der Feder skizzirte Vorstudie zum „Don Juan", er war es auch in Bezug auf den Inhalt. Das italienische Cicisbeat ist eine Volkssitte, durch welche ein sittliches Gebot, die Ausschließlichkeit und Heiligkeit der Ehe, verletzt wird. Dies Verhältniß der Sitte zur Sittlichkeit, welches bei den verschiedensten Völkern die verschiedenartigsten Lebenserscheinungen hervorruft, ist bei weitem mehr noch als die Satire auf die gesellschaftliche Heuchelei, hinter der sich die Freibeuterei der Leidenschaft verbirgt, das Grundthema jener größten Dichtung Lord Byron's, welche Goethe als eine grenzenlos geniale Schöpfung bezeichnet hat. Am 19. September 1818 hatte Byron, wie er seinem Verleger schrieb, den ersten Gesang vollendet; es dauerte sechs Jahre, bis er den letzten der vorhandenen Gesänge beendigt hatte, welcher erst nach seinem Tode erschien. „Don Juan" begleitete also den Dichter durch

Digitized by Google

sein ganzes Leben; die letzten Gesänge, unter dem Einfluß einer sänftigenden Liebe gedichtet, trugen einen etwas andern, weniger herausfordernden Charakter als die ersten zur Schau; doch bei größerer Beobachtung der Rücksichten, welche die Gesellschaft verlangt, bei geringerm Cynismus ist doch auch ihre lyrische Grundstimmung eine gedämpftere, weniger reiche und glänzende und es überwiegt die Satire. Immerhin ist die Dichtung aus dem Lagunenschlamm Venedigs und eines in wüstem Genuß aufgehenden Dichterlebens herausgewachsen und es ist hier der Ort, sie im Zusammenhang zu betrachten.

Byron gehörte nicht zu den Dichtern, die neue Ideen planvoll in einer von Haus aus wohlerwogenen Ausführung gestalten; alle seine Dichtungen waren mehr oder weniger Improvisationen, aber sein Genie hielt unbewußt ihre zerstreuten Strahlen zusammen. Die Schöpfung wuchs ihm unter den Händen, aber immer aus Einem Kern heraus. Er kündigte seinem Verleger den „Don Juan" an als ein Gedicht im Stil und in der Manier des „Beppo", welches sich mit gemächlicher Plauderhaftigkeit über alle erdenklichen Dinge aussprechen sollte; doch fürchtete er schon nach Vollendung des ersten Gesanges, es werde „zu frei sein für diese zu seltsamen Zeiten". Erst nachdem er fünf Gesänge geschrieben hatte, stand der Fortgang der Handlung in allgemeinen Umrissen lebendig vor ihm, und auch für den Grundgedanken der Dichtung fand er die bezeichnende Fassung. „Ich habe die Absicht", schrieb er am 16. Februar 1821, „meinen Helden die Tour durch Europa machen zu lassen, mit gehöriger Beimischung von Belagerungen, Kämpfen, Abenteuern und zuletzt soll er wie Anacharsis Clootz in der französischen Revolution sein Ende finden. Wie viele Gesänge es werden, weiß ich eigentlich selbst nicht, noch auch, ob ich es jemals zu Ende bringe, auch wenn ich so lange lebe. Ich habe vor, ihn in Italien den Cavaliere servente spielen zu lassen; in England soll er Anlaß zu einer Ehescheidung geben und in Deutschland ein sentimentaler Werther sein. Auf diese Art und Weise werde ich Gelegenheit finden, die verschiedenen Lächerlichkeiten der Gesellschaft in jedem dieser Länder zu zeigen und ihn allmählich

Digitized by Google

immer mehr gaté und blasé zu machen." Hier berührt der Dichter selbst den Kern seines „Don Juan" als eine ironische Polemik gegen die Sitte, die in einem Lande verdammt, was in dem andern von ihr geboten wird, eine Satire auf das wechselnde Nationalcostüm, in welchem die unter allen Verhüllungen sich gleichbleibende Macht des sinnlichen Triebes erscheint. Gegenüber der divina commedia eines Dante ist „Don Juan" die humana commedia, welche uns durch alle Zonen und Gürtel, höllische und paradiesische, durch das ganze Reich der gewaltigsten menschlichen Leidenschaft hindurchführen sollte.

Bald nach dem Erscheinen des ersten Gesanges war die Mehrheit des englischen Publikums in der Verdammung der Sittenlosigkeit einig, welche darin mit Behagen geschildert werde. Der spöttische Ton, mit welchem religiöse Angelegenheiten behandelt wurden, die höhnischen Ausfälle auf gleichzeitige Dichter und Staatsmänner, die in England beliebt waren, verstärkten das Anathem, das auf Byron geschleudert wurde, und mit Recht konnte dieser sagen, ein Kamel werde eher durch ein Nadelöhr gehen als sein „Don Juan" durch die Thür einer englischen Familienwohnung; doch blieb er dabei, daß in solchen Dingen Langeweile das einzig Verderbliche ist. Das heuchlerische Tagesgeschwätz verachte er; wolle man sich diesen Prüderien fügen, so fiele der halbe Ariost, Shakspeare, Lafontaine und alle Schriftsteller aus den Zeiten Karl's II. Zu Kürzungen und Auslassungen wollte er sich durchaus nicht verstehen; nur einige Verse über Castlereagh gab er preis, weil er nicht zur Stelle sei, um dem Lord Satisfaction zu geben. „Alle mögen sie recht haben und ich unrecht", schrieb er aus Bologna an seinen Verleger, „aber gönnt mir dies Vergnügen. Schneidet mir Wurzel und Zweig ab, verurtheilt mich in der «Quarterly Review», sendet umher meine «disjecti membra poëtae», wie diejenigen der Concubine des Leviten, macht aus mir, wenn ihr wollt, ein Schauspiel für Menschen und Engel, aber verlangt nicht von mir, daß ich etwas ändere, denn ich will nicht, ich bin dazu zu eigensinnig und zu träge — und das ist die Wahrheit."

Byron's „Don Juan" führt uns zunächst nach Spanien,

Digitized by Google

wo ja diese Gestalt heimisch ist. Die Leichtlebigkeit der spanischen Frauen, die der Dichter schon im „Childe Harold" geschildert hat, gab ihm das Motiv zu den burlesken Ehebruchsscenen, welche die Ouvertüre der Dichtung bilden und an eine Opera buffa erinnern. In der Mutter des Helden, Donna Inez, schilderte er eine pedantische Tugendheldin, wobei ihm das Bild seiner eigenen Gattin vorschwebte. Die Schilderung des Schiffbruchs im zweiten Gesang hat allen Reiz der Seeromantik und ist in einzelnen Zügen markig und ergreifend durchgeführt. Zu den geliebten Küsten des Aegäischen Meeres, zur Piratenpoesie des Korsaren kehrt Byron noch einmal in den folgenden Gesängen zurück; die Liebe zwischen Haidee und Don Juan ist ein echt dichterisches Bild; der freispielende Humor beschränkt sich hier auf lockere Arabesken; es ist ein ernstgemeintes Liebesidyll, ausgeführt mit breiterm Pinsel, als die Liebesscenen seiner ersten romantischen Dichtungen; aber deshalb auch reizvoller und an die Liebesbilder der italienischen Epiker, eines Tasso und Ariosto, erinnernd. Der Preisgesang auf Hellas ist ein in die bunte Mosaik des „Don Juan" eingefügter Edelstein. Auf die freie Liebe der Aegäischen Inseln folgt die Vielliebe der Türken; die Abenteuer des Don Juan im Harem sind sehr pikant; und auf die Polygamie in Konstantinopel folgt die Polyandrie in Petersburg, die Vielmännerei in der großen nordischen Semiramis; zwei sich ergänzende Sittenbilder, in denen der Grundgedanke des Gedichts sich am treffendsten spiegelt. Zwischen diese beiden Hof- und Sittenbilder ist ein Schlachtgemälde breit eingeschoben, dessen Gegenstand die Belagerung und Eroberung von Ismail ist und das am wenigsten im Zusammenhang mit dem Grundgedanken steht. Dafür gibt es dem Dichter Gelegenheit, über den Kriegsruhm der Schlachtenmeister sich mit souveräner Ironie auszusprechen, indem er einen Suwarow wie einen Wellington mit gleicher Geringschätzung behandelt. Und was den Ruhm und die Unsterblichkeit der tapfern Krieger betrifft, so macht er auch hierzu seine satirischen Fragezeichen:

Beglückt ist, wen der Setzer richtig setzt!

Digitized by Google

Das Schlachtgemälde selbst hat einige echt epische Züge; natürlich sind es nur einzelne Bilder, die sich aus den krausen Arabesken voll und ganz zu selbstständigem Eindruck herausheben.

Die letzten Gesänge spielen in England; sie sind eine Satire auf die englische Prüderie, und das Schlußbild, die üppige Lady Fitz Fuke, die aus dem Gewand des geisterhaften Mönchs hervortaucht, ist ein prächtiges Symbol derselben. In diesen Gesängen überwiegt die Causerie gänzlich über die sehr dürftige Handlung, die nicht über vorläufige Anknüpfungen hinausgeht; wie der Dichter das Geschick seines Helden mit demjenigen der drei trefflich gezeichneten Frauenbilder verschmelzen würde, ist, da die Dichtung unvollendet blieb, nicht abzusehen; jedenfalls gehören die tugendhafte Modedame Lady Adelaine mit ihren Kuppellaunen, die unternehmungslustige Fitz Fuke und vor allem die reizende Aurora Roby, ein Bild jener mädchenhaften Schönen Englands, die vom Morgenthau der Jugend und Unschuld funkeln, zu den interessantesten weiblichen Gestalten in Byron's Dichteralbum. Ohne Frage schwebte ihm, als er das letzte Lied ausführte, seine unvergeßliche Jugendgeliebte Miß Churchill vor, welche bis kurz vor seinem Tode also die begeisterte Muse seiner Dichtung geblieben ist. Dies ist um so wahrscheinlicher, als er sich in den letzten Gesängen ganz in seine Jugenderinnerungen versenkte, sein Schloß Newstead-Abbey mit einer durch keine humoristischen Abschweifungen gestörten Treue schilderte und selbst das Motiv des gespenstigen Mönchs dem Sagenkreise seines Familienschlosses entlehnte.

Der unnachahmliche Stil dieses leider unvollendeten Gedichts bildet eine elektrische Kette sprühender Witz- und Geistesfunken; das Reimschema gemahnt wie die aufgestellten Gerüste eines Feuerwerks, welche durch die Funken entzündet in buntesten Farben schimmern und prasselnde Feuerräder und Feuersonnen dem Auge darbieten. Die strenge Form der Ottave rime wird durch den Plauderton durchbrochen, der Cultus des Reims verspottet durch die kühnsten und sonderbarsten Wendungen, die in dem Reim gestellt sind. Die bacchantischen Tänze eines Humors, der vor den gewagtesten Uebergängen nicht zurückbebt, schlingen

Digitized by Google

gleichsam den Reigen dieser Strophen; bisweilen aber taucht, mitten aus dem Gedankenknäuel, ein Bild von entzückender Schönheit hervor, wie Haidee oder Aurora Roby, und verschwindet wie die Vision eines Opiumtraums. Der Geist aber, der in allen Verstecken dieser labyrinthisch verschlungenen Gedankengänge lauert, ist ein Geist schonungsloser Verneinung und Vernichtung gegenüber allem, was der Convenienz der Gesellschaft angehört und der wechselnden Sitte der Völker.

Als Lord Byron diesen poetischen Carneval von Venedig zu dichten begann mit seinen diabolischen Trillern, Läufern und Cadenzen, Accorden und Dissonanzen, die er mit den unglaublichsten Griffen auf den Saiten der Ottave rime zusammenraffte, befand er sich ganz im Banne des wüsten venetianischen Lebens. Das Verhältniß zu der gazellenäugigen Marianne hatte ihn fast ein Jahr lang gefesselt. Eines Tags bemerkte er unter den Schmucksachen, die ein Juwelier ihm zur Auswahl vorlegte, einen prachtvollen Diamantschmuck, den er schon früher einmal gekauft und seiner Geliebten geschenkt hatte. Es kühlte seine Liebe doch etwas ab, als er die Huldigungen derselben in so nutzbringender Weise verwerthet sah; er machte zwar weiter keine Bemerkungen darüber und kaufte einen neuen Schmuck, aber er faßte doch den Entschluß, aus der sehr engen Straße la Spezieria fortzuziehen. Er miethete den Palast Moncenigo an dem großen Kanal, und hier erreichte sein wildes Leben den Höhepunkt; es schien, als wolle er dem Urtheil der englischen Gesellschaft mit herausforderndem Trotz begegnen. Seine Neigungen schwankten zwischen vornehmen Damen und Mädchen und Frauen aus dem Volke; eine der letztern war lange Zeit seine erklärte Favoritin, Margarita Cogni, die er bei einem Spazierritt an den Ufern der Brenta im Sommer 1817 kennen gelernt hatte. Sie war ein schönes, großes Weib mit zwei feurigen Augen und sah in ihrem Kopftuche bezaubernd aus; ein englischer Künstler hatte sie gemalt und ihr Bild erregte Aufsehen in London. Ungebildet, des Lesens und Schreibens nicht kundig, hatte sie doch vielen Mutterwitz und eine Neigung zu Possenreißereien,

Digitized by Google

welche dem Lord ausnehmend gefiel. Bald wurde sie eine gefährliche Nebenbuhlerin für die vornehmen Damen, mit denen der Dichter zeitweilige Liaisons hatte. Einer derselben, welche ihr Vorwürfe machte und Drohungen gegen sie ausstieß, erwiderte sie mit voller Entschiedenheit und venetianischer Naivetät: „Ihr seid sein Weib ebenso wenig wie ich es bin. Euer Gatte ist ein Schwachkopf, der meinige auch. Im übrigen, welches Recht habt Ihr, mir Vorwürfe zu machen? Wenn er mich vorzieht, ist es meine Schuld? Wenn Ihr wünscht, ihn festzuhalten, so bindet ihn an Euer Schürzenband!“ Einer Gräfin Contarini riß sie bei einem Maskenball die Maske ab, blos weil sie auf Byron's Arm sich lehnte. Bei Byron bediente sie sich des vollsten Hausrechts; sie trat ein, wenn es ihr beliebte, ohne Rücksicht auf Zeit und Anwesende zu nehmen. Sie vereinigte, wie Byron sagt, die Kraft einer Amazone mit dem Temperament einer Medea und war in ihrer Wuth der Schrecken von Männern, Weibern und Kindern. Ihrem Manne, der sie schlug, ihr Geld durchbrachte und sie schmachvoll vernachlässigte, lief sie fort und wollte sich, dem Widerspruch des Dichters zum Trotz, im Palast Moncenigo häuslich einrichten. Einmal holte sie ihr Mann mit Hülfe der Polizei zurück, dann aber lief sie ihm wieder davon und nistete sich in der That im Palazzo ein, indem der Dichter zuletzt im Kampfe mit ihr ermüdete und sie gewähren ließ. Sie wollte nun die große Dame spielen, kaufte sich einen Federhut, der ihr lächerlich zu Gesicht stand und von Byron ins Feuer geworfen wurde. Das wiederholte sich mehrmals; dann wollte sie ein Schleppkleid haben und der Dichter gab auch hierin nach. Als donna di governo führte sie den Haushalt und zwar zu großem Nutzen für des Hausherrn Kasse. Auch zeigte sie entschiedene Anhänglichkeit für ihn. Einmal als Byron in Sturm und Unwetter nach dem Lido gefahren war, konnte sie nur durch die Weigerung aller Gondoliere, in solcher Zeit in den Hafen zu fahren, davon abgehalten worden, ihm nachzufolgen, und bei seiner Rückkehr fand er sie auf den Stufen des Palastes, die zum Kanal hinabführten, „mit ihren großen schwarzen Augen durch ihre Thränen hindurch-

Digitized by Google

leuchtend, ihr langes schwarzes Haar, von Regen triefend, über die Augenbrauen herabwallend. Sie war dem Sturm vollständig ausgesetzt und als der Wind Haar und Kleider um ihre hohe Gestalt flattern ließ, die Blitze sie umzuckten, die Wogen zu ihren Füßen rollten, so sah sie aus wie Medea auf ihrem Drachenwagen oder wie die Sibylle des Sturms, der sie umbrauste, das einzige lebende Wesen, das bei diesem Wetter außer uns selbst hier zu sehen war."

Lange war indeß ihres Bleibens nicht; ihr wildes Temperament wurde immer unerträglicher; die Beschwerden gegen sie häuften sich und Byron erklärte ihr eines Tags, sie müsse sein Haus verlassen. Geld hatte sie in der Zwischenzeit sich genugsam beiseitegelegt. Sie weigerte sich indeß, drohte sich mit Messerstichen zu rächen, und in der That verletzte sie auch Byron einmal mit einem Messer bei Tisch, das sie seiner Hand zu entreißen suchte. Der Haushofmeister Fletcher sprang dazwischen und verhinderte weiteres Unheil. Byron ließ sie in eine Gondel bringen; sie sprang ins Wasser und wurde mit Mühe herausgezogen und ins Leben zurückgerufen; dann trennte sich der Dichter auf immer von ihr.

Byron scheint diese Venetianerin in seinem Haushalt etwa so betrachtet zu haben wie seinen Bären oder Wolf in Newstead-Abbey, als eine Art von wildem Thier, mit dem er spielte, das er reizte und an dessen Wuth er sich ergötzte, oder er machte Studien über die italienische Volksseele. Jedenfalls war so andauernde Neigung zu einem so schönen, aber geistig so niedrig stehenden Geschöpf seiner nicht würdig und fällt in eine dumpfe Epoche seines Lebens, in welcher er auch durch den häufigen Genuß geistiger Getränke seine Lebensgeister in krankhafte Erhitzung versetzte.

Zu Gefühlen von edlerer Wärme wurde der Lord in dieser Zeit angeregt durch seine natürliche Tochter Allegra, die Frucht des erwähnten Liebesverhältnisses, das er am Genfersee mit einer Engländerin gehabt, welche ihm ihr gemeinsames Kind 1818 mit einer Wärterin nach Venedig schickte. Für diese kleine Allegra hegte er eine in den nächsten Jahren noch wachsende Zu-

Digitized by Google

neigung, um so mehr, als er von Ada, „seiner kleinen Elektra von Mykenä" nichts hörte und Allegra ihm im Temperament, in ihrer ganzen Art zu sein, in ihren Zügen ähnlich zu werden versprach. „Nun, da wird es eine recht lenksame junge Dame werden", schrieb der Vater mit treffender Ironie. Er sparte für die Erziehung des Mädchens weder Mühe noch Kosten; im Jahre 1821 brachte er sie im Kloster Bagni Cavalli gegen hohe Pension unter; er wollte ihr eine mehr italienische als englische Erziehung geben lassen, da bei dem Vorurtheile der Engländer gegen solche Kinder ihre Versorgung in England doppelt schwierig gewesen wäre; ja er wollte sie sogar katholisch werden lassen; „denn ich sehe die katholische Religion", schreibt er 1821 an Hoppner, „für die beste an." Indeß vereitelte alle seine guten Absichten, auch in Bezug auf die Vermögensausstattung, die er dem Kinde zuwenden wollte, der Tod desselben im April 1822, eine Nachricht, die unerwartet und betäubend auf ihn wirkte, daß man für seinen Verstand fürchtete. Er ließ die Leiche auf dem Kirchhofe zu Harrow bestatten, an jener Lieblingsstelle seiner Kindheit, wo er damals seinen Träumen nachzuhängen liebte ... ein echt poetischer und rührender Zug.

Mehr noch als die väterliche Liebe zu Allegra, sollte den Dichter eine plötzliche Liebesleidenschaft zu einer edeln Frau aus seiner Versunkenheit in den Sumpf seiner niedrigen venetianischen Liebeshändel emporziehen, obschon diese Leidenschaft selbst nach der Moral einer andern als der italienischen Gesellschaft dem Verwerfungsurtheile verfallen wäre. Die Ironie des Schicksals wollte es, daß Byron selbst der Held jener italienischen Sitte wurde, die er in seinem „Beppo" verspottet hatte, ein cavaliere servente in des Wortes verwegenster Bedeutung; denn wenngleich er schon früher in Venedig nicht blos mit Schönheiten aus dem Volke, sondern auch mit vornehmen Damen in Verhältnissen gestanden hatte, so waren diese doch nur vorübergehender Natur; dies eine Verhältniß aber beherrschte ihn jahrelang mit beständiger Ausschließlichkeit; ja es war ein an Knechtschaft streifendes Abhängigkeitsverhältniß

Digitized by Google

von einer jungen reizbaren, leidenschaftlich verliebten Schönen, welche dabei die Frau eines ältern Mannes war. Gräfin Teresa Guiccioli, spätere Marquise de Boissy, hat selbst in ihren Memoiren diese Liebe in dem nachzitternden Licht einer warm beleuchtenden Erinnerung geschildert; um dies ganze Verhältniß schwebt der Reiz einer idealen Verklärung, und doch bedarf es wol noch einer unbefangenen Erwägung, ob dasselbe für des Dichters Entwickelungsgang so heilbringend gewesen, wie man allgemein annimmt. Es ist eine Eigenthümlichkeit desselben, daß jede frühere Epoche, ohne zu vollkommenem Abschluß zu gelangen, in der spätern, wie sehr auch die Richtung derselben eine andere geworden sein mochte, noch nachwirkte und fortlebte, um so mehr, als viele seiner Dichtungen selbst Abschluß und Ziel vermissen ließen. Auf dem eigenthümlichen Boden seiner venetianischen Liederlichkeit gediehen „Beppo" und „Don Juan"; dennoch wurden hier auch „Manfred" und „Childe Harold", deren erste Empfängniß in eine frühere Zeit fällt, vollendet, und ebenso wuchs an „Don Juan" noch ein Gesang nach dem andern, als der Dichter bereits dem wüsten Treiben in Venedig entwachsen war. Dagegen darf man das Trachten Lord Byron's, in Alfieri's Fußstapfen zu treten, wol ausschließlich dem Einfluß der Gräfin Guiccioli zuschreiben und dieser „italienische Idealismus", welcher den allgemeinen Aether bildete für Lieben und Dichten jener Epoche, war durchaus keine glückliche Wendung. Im Dichten der Tragödie sich zuwendend, stand er unter dem starren Bann der Regel, welcher Alfieri's Schöpfungen beherrschte und ahmte zum Theil das Herbe und Schroffe seines Vorgängers nach; im Leben gewann er allmählich den Ehrgeiz, ein italienischer Patriot zu sein, wie jener stolze Dichter, der auch durch seine Liebe zu einer Gräfin diese unsterblich gemacht hatte, und während er den puritanischen Bekehrungsversuchen seiner eigenen Frau die ganze Wildheit seines Temperaments entgegengestellt hatte, entzog er sich nicht den Einflüssen sanfter Ueberredung, durch welche jene Italienerin ihn in maßvolle Bahnen zu lenken suchte, eine Geliebte, die nicht nur nicht sein Weib, sondern auch das Weib eines andern war, sodaß die

Digitized by Google

Grundlage dieser Reformbestrebungen selbst eine bedenklich schiefe Neigung und Richtung hatte.

Teresa Guiccioli machte die Bekanntschaft des Lords im Hause der Gräfin Albrizzi im April 1819, wo er ihr von der Gräfin Benzoni vorgestellt wurde; es geschah dies eigentlich gegen den beiderseitigen Willen und jeder ließ es nur aus Höflichkeit geschehen. „Ich selbst", schreibt Teresa in ihren Memoiren, „war an jenem Abend sehr ermattet, weil ich noch nicht an die späten Stunden der Venetianerinnen gewöhnt war und ich hatte mich mit Widerstreben und nur aus Gehorsam gegen meinen Gatten in jene Gesellschaft führen lassen. Auch Lord Byron wollte keine neue Bekanntschaft machen und nachdem er es anfangs abgelehnt hatte, sich mir vorstellen zu lassen, gab er zuletzt nach aus Gefälligkeit gegen die Herrin des Hauses. Seine wunderbar schönen und edeln Züge, der Ton seiner Stimme, sein Benehmen und der unauslöschliche Zauber, der ihn umgab, machten ihn zu einer Erscheinung, die allem, was ich bisher gesehen hatte, weit überlegen war. Es ist daher wohl begreiflich, daß er einen sehr tiefen Eindruck auf mich hervorbringen mußte. Seit jenem Abende trafen wir uns täglich während meines damaligen Aufenthalts in Venedig." Von Byron selbst haben wir keine Schilderung dieser ersten Begegnung; es scheint, daß erst die Leidenschaft der jungen Frau seine eigene Neigung geweckt hat. Der reiche Graf Guiccioli hatte mehrere Güter zwischen Venedig und Ravenna; er verweilte bald hier, bald dort einige Tage; die junge Frau, die ihm dorthin folgen mußte, konnte kaum die Qual der Trennung ertragen; sie hatte am Anfange der Reise mehrere Ohnmachtsanfälle und kam schwer erkrankt in Ravenna an; von einem zehrenden Fieber erholte sie sich erst, als Byron versprochen hatte, sie zu besuchen. In Bologna erwartete er nähere Nachrichten; sie war durch einen erneuten Krankheitsanfall verhindert gewesen zu schreiben; ein angefangener Brief sollte ihre baldige Ankunft in Bologna verkünden; doch Byron wartete diese Mittheilung nicht ab, sondern eilte nach Ravenna, wohin ihn außer der Geliebten der berühmte Pinienhain und Dante's Grabmal lockten, und zugleich diese von

Digitized by Google

der großen Tour der Engländer abweichende Reise rechtfertigen und das Liebesabenteuer maskiren sollten. Das letzte gelang ihm schlecht, da er überall offen erklärte, er werde die Geliebte, die er so schwer erkrankt wiederfand, nicht überleben. An einen seiner Freunde schrieb er: „Was ich thun würde, wenn sie stürbe, weiß ich nicht. Ich müßte mir eine Kugel durch den Kopf schießen und ich hoffe, daß ich dies auch thun würde." Und in einem andern Briefe: „Wenn ihr ein Unglück zustößt, so ist es mit meinem Herzen vorbei; das ist meine letzte Liebe. Die Ausschweifungen, denen ich mich ergeben hatte und deren ich durchaus überdrüßig bin, haben für mich das Gute gehabt, daß ich nun im wahren Sinne des Wortes Liebe fühlen kann." Der sonst eifersüchtige Graf Guiccioli war schwankend in seinem Benehmen gegen den Liebhaber seiner Frau; er war in Ravenna sehr höflich gegen ihn, führte ihn mit Sechsen spazieren, wie den Whittington mit seiner Katze, nach Byron's Ausdruck; dann aber war es dem Dichter wieder nicht geheuer zu Muthe und er er schrieb einmal, „wenn ich eines schönen Tags einen Dolchstich in die Brust bekomme, so soll es mich nicht wundern." Einmal, als ihrem täglichen leidenschaftlichen Verkehr durch die Abreise des Ehepaars nach Bologna Hindernisse drohten, wollte er mit ihr entfliehen, ein Abenteuer, das aber auch das Maß italienischer Duldung bei weitem überschreitet; sie mußte diesen Bruch der Sitte, der schwerer war als jeder Ehebruch selbst am häuslichen Herd, mit Entschiedenheit zurückweisen; sie hatte statt dessen den abenteuerlichen Plan, wie Romeo's Julie durch eine Täuschung als eine Scheintodte der Gewalt ihres Gatten entrissen zu werden. Doch bedurfte es keiner romantischen Auswege, keiner Gewaltsamkeit; Graf Guiccioli lud Byron selbst ein, ihn und seine Gattin nach Bologna zu begleiten und gab später die Erlaubniß, daß sie sich in des Dichters Begleitung auf das Landhaus desselben La Mira bei Venedig zurückziehe, um ihre Cur zu vollenden. Eine gastlichere Stätte konnte für die Gemüthlichkeit eines ehebrecherischen Verhältnisses nicht gefunden werden, und selbst die vornehmen Damen von Venedig fanden es nicht der italienischen Convenienz entsprechend, daß Graf

Digitized by Google

Guiccioli das Verhältniß zwischen dem Lord und seiner Gattin nicht durch seine Anwesenheit gewissermaßen sanctionirte, sondern die Liebenden sich selbst überließ.

In La Mira hatte Byron die Freude, seinen Freund Thomas Moore wiederzusehen. Dieser, auf das herzlichste aufgenommen, fand den Dichter stärker geworden, sodaß sein Wesen etwas an geistiger Feinheit eingebüßt hatte; auch gab ihm sein Backenbart und das lange Haar, das er sich hatte wachsen lassen, etwas Fremdartiges; aber durch die Rundung seiner Züge war die Aehnlichkeit des schöngeformten Mundes und Kinnes mit dem Apollo von Belvedere noch mehr hervorgetreten. In der Gräfin Guiccioli fand Moore eine Dame von einer in Italien ungewöhnlichen Art von Schönheit. Sie war blond und zart und machte gleich bei dem ersten Anblick auf ihn den Eindruck von Güte und Klugheit, die alles, was er sonst von ihr erfuhr, nur bestätigen konnte. Bei diesem Besuch war es, wo Byron seine Denkwürdigkeiten, von denen auch seine Schwester eine Abschrift besaß, an Thomas Moore übergab, mit der Weisung, sie erst nach seinem Tode zu veröffentlichen. Es ist dies bekanntlich nie geschehen, nur Brüchstücke der Memoiren hat Moore mitgetheilt. Ueber die eigentliche Ursache der Trennung sollen indeß auch sie nichts enthalten haben, ein Beweis dafür, daß auch Rousseau'scher Offenheit das Bekenntniß einer von Sitte und Gesetz so grenzenlos gerichteten Schuld unmöglich war.

Die Schilderung, welche Thomas Moore von der einflußreichsten Geliebten Byron's entwirft, wird ergänzt durch diejenige, die Thomas Medwyn von ihr gibt, nach dem Eindruck, den er einige Jahre später empfangen: „Die Gräfin Guiccioli ist dreiundzwanzig Jahre alt, obschon sie nur siebzehn oder achtzehn Jahre alt zu sein scheint. Unähnlich den meisten italienischen Frauen, ist sie von einer sehr zarten Schönheit; ihre großen, dunkeln schmachtenden Augen werden von den längsten Augenwimpern beschattet und ihr Haar, auf ihrem Scheitel nicht zusammengerafft, fällt auf die Schultern herab in einer verschwenderischen Fülle natürlicher Locken von dunkelster Elfenbeinfarbe.

Digitized by Google

Für ihre Größe hat sie vielleicht zuviel Embonpoint, aber ihre Büste ist vollkommen; ihren Zügen fehlt wenig zu griechischer Regelmäßigkeit und sie hat den schönsten Mund und die schönsten Zähne, die man sich denken kann. Es ist unmöglich, sie zu sehen, ohne sie zu bewundern, sie sprechen zu hören, ohne von ihr entzückt zu sein. Ihre Liebenswürdigkeit und Anmuth zeigte sich in jeder Tonfärbung ihrer Stimme und die Musik ihres vollendeten Italienisch gab allem, was sie sprach, einen besondern Reiz."

Während Gräfin Guiccioli in Byron's Landhaus in La Mira verweilte, kam ein Brief ihres Gatten, der, weit entfernt, ihr Vorwürfe zu machen, von dem Lord eine finanzielle Gefälligkeit verlangte, ein Darlehen von 1000 Pfund Sterling, welches dieser hartnäckig verweigerte. Der Graf kam nicht lange darauf nach Venedig, um seine Gattin nach Ravenna zurückzuführen. Wenn auch der sechzigjährige Ehemann gegen einen cavaliere servente im üblichen italienischen Stil wenig einzuwenden hatte, so betrachtete er Byron doch als einen Ausländer, einen Ketzer, einen Liberalen, und so bestand er jetzt darauf, daß das Verhältniß zwischen ihm und Teresa abgebrochen werde. Byron, der außerdem gerade einen heftigen Fieberanfall hatte, war außer sich nach dem Abschied von der Geliebten; er wollte jetzt ein Land verlassen, an welches sie allein ihn fesselte; die Rückkehr nach England, durch welche er sich aus mislichen Verhältnissen freizumachen und der Geliebten den Frieden wiederzugeben wünschte, war eine beschlossene Sache, der Tag der Abreise festgesetzt, schon die Gondeln bepackt; da gehorchte Byron einer abenteuerlichen Laune. „Wenn wir nicht fertig sind, ehe es ein Uhr geschlagen hat", rief er aus, „so bleibe ich." Noch waren die Waffen nicht an Bord geschafft; es schlug eins, ehe man damit zu Stande kam, und Byron gab die Abreise für immer auf. Nicht lange nachher sehen wir ihn wieder in Ravenna, und bald darauf sogar im Palazzo des Grafen Guiccioli, wo er eine Reihe Zimmer bewohnte. Ein neuer heftiger Krankheitsanfall Teresa's hatte ihren Vater, den Grafen Gamba, bestimmt, Byron wieder zu ihr einzuladen, unter der ausdrück-

Digitized by Google

lichen Versicherung, daß von jetzt ab keine Scenen mehr mit Graf Guiccoli erfolgen würden, da dieser seine Zustimmung gegeben habe.

Byron blieb in Ravenna das ganze Jahr 1820 und noch den größten Theil des Jahres 1821. Anfangs war ihm die Rolle, die er als Cicisbeo der jungen Gräfin spielte, bisweilen selber peinlich und er suchte sich durch kecken Humor darüber hinwegzusetzen. In der That schonte er seine Geliebte damals wenig in seinen Briefen und es finden sich Stellen darin, in denen er von ihr nicht viel besser als von einer Maitresse spricht. Als er sie durch ihre Krankheit sehr verändert, wenngleich auf dem Wege der Besserung findet, meint er: „Das kommt davon, wenn man Corinna liest." Er spottet darüber, daß es ihm nie gelingen wollte, „einen Shawl regelrecht zusammenzulegen, sodaß die rechte Seite nach oben kam." Gleich nach seiner Ankunft in Ravenna schreibt er: „Ich mußte alsbald neue Kleidung anlegen und in eine Assemblée bei Marquis Cavalli mich begeben, wo gegen zwei bis dreihundert Gäste waren aus der besten Gesellschaft, die ich in Italien gesehen habe; mehr Schönheit, mehr Jugend und mehr Diamanten unter den Frauen, als seit funfzig Jahren in Euerm See-Sodom angetroffen worden ist. Die Guiccioli schien ihren fremden Liebhaber soviel als möglich in Parade aufführen zu wollen, und fürwahr, wenn sie sich aus dem Skandal eine Ehre macht, so brauche ich gerade dabei nicht verschämt zu thun. Niemand schien daran Anstoß zu nehmen; im Gegentheil, alle Damen freuten sich an dem vortrefflichen Beispiele, das sie vor Augen hatten."

Der alte Graf Guiccioli, der in seinem Benehmen gegen seine Frau fortwährend im höchsten Grade schwankend war, glaubte indeß nach einigen Monaten nicht länger ein duldsamer Zuschauer des Verhältnisses sein zu dürfen; er verlangte von ihr, daß sie dasselbe aufgebe; eine Trennung wünschte er nicht, weil er weder die Mitgift herausgeben, noch den fernern Unterhalt seiner Frau bestreiten wollte. Desto mehr bestand diese selbst auf der Trennung und ihre ganze Familie, welche dem Grafen

Digitized by Google

Guiccioli vorwarf, ein Verhältniß so lange geduldet zu haben und nun plötzlich mit einem Skandal vor die Oeffentlichkeit zu treten; denn der Graf wollte ihr alles, selbst den Ehebruch verzeihen, den er ihr nachzuweisen bereit war, wenn sie sich von dem Lord lossagte. Dieser redete ihr zu, bei dem Gatten zu bleiben und machte, wie er selbst bekennt, höchst ausgesuchte moralische Betrachtungen, z. B. wie schlimm der Zustand eines geschiedenen Weibes dort sei, wo die Priester nicht ein Zusammenleben der Liebenden gestatten, wenn der Gatte es nicht erlaubt. „Das Volk", sagt Lord Byron bei diesem Anlaß, „und die Weiber sind, wie gewöhnlich, für diejenigen, welche unrecht haben, nämlich für die Dame und ihren Liebhaber. Ich hätte mich zurückgezogen, aber die Ehre und ein Rothlauf, der sie befallen hatte, hielten mich davon zurück, um von der Liebe zu schweigen; denn ich liebe sie von ganzem Herzen, aber doch nicht genug, um sie zu überreden, daß sie alles ihrer Leidenschaft zum Opfer bringe."

Ein Zweifel an der Dauer seiner Neigungen ist in diesen Worten des Dichters unverkennbar; er fürchtete, die Liebe zu Teresa könne ihm lästig werden, sobald sie aufhörte, eine freie Neigung zu sein, und ihm Verpflichtungen auferlegte. In der That wurde die Scheidung durchgesetzt. Der Papst entschied, daß Teresa ihren Gatten verlassen dürfe, aber von jetzt ab unter dem Dach ihres Vaters wohnen müsse. Teresa begab sich am 16. Juli 1820 auf eine Villa des Grafen Gamba in der Nähe von Ravenna, wo sie von einem kleinen Jahrgehalt leben mußte, das ihr Gatte ihr aussetzte. Byron konnte sie hier nur selten und unter großen Einschränkungen sehen, ein- bis zweimal des Monats; sie hatte ihm jetzt ein großes Opfer gebracht, ihre glänzende Stellung in der Welt, den Luxus, der sie umgab, für ihre Leidenschaft dahingegeben und nicht einmal den Ersatz, ihr jetzt ungestörter als früher huldigen zu können. Sie lebte jetzt im Stillen ihrer Bildung und suchte des genialen Dichters immer würdiger zu werden. Eigenthümlich war die Stellung, welche ihre eigene Familie demselben gegenüber annahm. Der alte Graf Gamba duldete, was er nicht billigen

Digitized by Google

konnte; er hatte sogar den Grafen Guiccioli gefordert, weil er die Tochter des Ehebruchs beschuldigt hatte; der Sohn, Pietro, ein feuriger Jüngling von zwanzig Jahren, hatte von Rom aus seinen Schwager vor dem Lord gewarnt, der als ein Wüstling bekannt sei; doch als er ihn persönlich kennen lernte, begeisterte er sich für ihn um so mehr, als der Peer von England vollkommen der politischen Bewegung zugethan war, welche damals in Italien ihr Banner erhob und zu deren eifrigsten Vorkämpfern die Gamba gehörten.

Der Geheimbund der Carbonari hatte ganz Italien unterwühlt; er war vor allem gegen die Fremdherrschaft gerichtet, welche damals auf der schönen Halbinsel lastete. In Neapel zuerst wurde 1820 die Fahne des Aufruhrs erhoben und alsbald drangen österreichische Truppenmassen über den Po, um mit eiserner Gewalt den Aufstand daniederzuhalten und im Bunde mit einer trefflich organisirten Geheimpolizei die Anhänger desselben in allen italienischen Staaten zu entdecken und zu bestrafen. Die Romagna unter der kläglichen Papstherrschaft, die von Wien Gesetze empfing, war eine Gegend, in der die Verschwörung tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Byron hatte aus seinen politischen Gesinnungen nie ein Hehl gemacht; seine vollsten Sympathien gehörten den Kämpfen des Volks für ihre Unabhängigkeit. In seinem „Eisernen Zeitalter" geißelt er die heilige Allianz mit flammender Entrüstung; er hatte dem Despoten Napoleon eine zornglühende Ode gewidmet, aber er hatte doch das Genie desselben anerkannt. Die Ueberwinder desselben erschienen ihm als geistlose Soldatenfürsten, welche nur durch rohe Uebermacht den Sieg davongetragen haben; in Blücher sah er nur einen „betrunkenen Unteroffizier" und Lord Wellington verfolgte er mit unerbittlichem Spotte. Der Congreß von Verona erschien ihm als eine jener politischen Zusammenkünfte, bei denen die Unterdrückung der Völker in ein System gebracht wird, und als die Oesterreicher über den Po gingen, sprach er von dem Heranrücken der Hunnen und Barbaren. So vereinigte ihn mit den Gamba's bald die Gleichheit der Gesinnung, welche diese geneigt machte, die Zerrüttung zu vergessen, die der Lord

Digitized by Google

in ihre Familienverhältnisse gebracht hatte. Sie machten ihn zum Vertrauten aller ihrer Plane, und mehrfach blieb er zu nächtiger Stunde auf, um den angekündigten Ausbruch des Aufstandes in Ravenna abzuwarten. Er trat auch dem Bunde der Carbonari bei und wurde gleich in die höhern Grade aufgenommen, ohne die andern durchgemacht zu haben. Sein Schloß wurde das Arsenal, wo die Carbonari ihre Waffen unterbrachten; 1000 Gewehre waren in demselben verborgen. Er betheiligte sich an der Abfassung von Correspondenzen und Proclamationen. Wie heiß der Boden war, auf dem er sich bewegte, wie bedrohlich die Entfesselung der politischen Leidenschaften: das hatte ihm schon die Ermordung des liberalen Commandanten von Ravenna bewiesen, die dicht vor seinem Palazzo stattfand, sodaß er den wackern General in sein Haus aufnahm, wo er bald nach diesem Anfall durch die Bravis der Reaction verschied.

Diese politische Atmosphäre, in welcher Byron lebte, sowie den Einfluß der Gräfin Teresa, die eine vielseitige Bildung und scharfausgeprägte Geschmacksrichtung besaß, darf man nicht außer Acht lassen, wenn man die politische Thätigkeit Byron's in jener Zeit würdigen will; es waren die Jahre, in denen er ein Drama nach dem andern vollendete, ohne daß diese Schöpfungen, mit einer einzigen Ausnahme, seines Genius vollkommen würdig geworden wären. Teresa hatte den Dichter in das Studium der italienischen Classiker eingeführt, seinem im „Don Juan" hin und her irrlichtelirenden Genie die harmonisch geschlossene Form eines Dante und Tasso als Muster vorgehalten. Byron mußte ihr versprechen, den „Don Juan" nicht fortzusetzen, da sie Anstoß nahm an der Frivolität des Gedichts; erst später erklärte sie sich mit einer maßvollern Fortsetzung einverstanden. Statt dessen übersetzte Byron, ihren Wünschen entsprechend, einige Stellen aus Dante's „Inferno" wie die unnachahmlich schöne Episode der Francesca von Rimini und dichtete die Prophezeiung Dante's in Terzinen, die vorher im Englischen noch nicht versucht worden waren, eine Dichtung, der es nicht

Digitized by Google

an Formenschönheit fehlt und die auch eine wohlthuende Wärme athmet, wo der Dichter die politische Freiheit und Unabhängigkeit Italiens feiert oder im Los des verbannten Dichters das eigene ähnliche Schicksal beklagt. Doch die pathetische Getragenheit, zu welcher der Strophenbau und der Zwang des Reims verführte, ließ nur eine Seite des reichen Byron'schen Genius zur Geltung kommen und diese mit einer gewissen Einförmigkeit. Das Ganze machte den Eindruck einer akademischen Studie und blieb unvollendet. Auch zur Wahl italienischer Geschichtsstoffe patriotischen Inhalts für die dramatische Dichtung hat offenbar der Gräfin Teresa Hinweis und Alfieri's Vorbild den Dichter bestimmt; auf die pathetische und doch kühle Haltung derselben hatte indeß die eigene dramatische Theorie des Dichters entscheidenden Einfluß ausgeübt. „Was soll Poesie in einem Drama?" sagte er einst zu Medwin, „keine einzige Stelle im Alfieri ist eigentlich poetisch, kaum eine in Racine." Damit war Shakspeare, Goethe und Schiller verurtheilt und auch die hellenischen Classiker, denen er sonst nachstrebte; denn welche Fülle von Poesie enthalten ihre tragischen Chöre! Daher das Kalte und Nüchterne, was diese Byron'schen Dramen sogar im Widerspruch zu der poetischen Eigenart des Dichters charakterisirt. Die Theorie desselben war hier mächtiger als sein Talent. Doch wie gegen die poetische Färbung wandte sich diese Theorie auch gegen die theatralische Wirkung, und treu den Ansichten seines Meisters Pope, den er für den größten der englischen Dichter hielt, erklärte er sich dagegen, daß Dichter für die Bühne schreiben und sich in schnöde Abhängigkeit von dem Geschmack des Tages und den Launen der Schauspieler bringen. Er protestirte aufs äußerste gegen die Aufführung seiner Stücke, zunächst gegen diejenige des „Marino Falieri" und der Miserfolg, den das Stück erlebte, als es trotz dessen gegeben wurde, gab ihm nur zu sehr recht. „Es ist zu regelmäßig", schrieb er am 12. Januar 1821 in Ravenna in sein Tagebuch, „die Zeit vierundzwanzig Stunden ... der Wechsel des Ortes nicht häufig — nichts Melodramatisches ... keine Ueberraschungen, keine Fallthüren ... vor allem keine Liebe, das große Ingrediens eines

Digitized by Google

modernen Dramas." Einige Wochen früher hatte er an Murray geschrieben, daß man keine große Tragödie schreiben könne, wenn man dem Vorbild der alten Dramatiker folge, denn sie seien voll grober Fehler, die man ihnen nur wegen der Schönheit ihrer Sprache verzeihe, sondern indem man natürlich schreibe und regelmäßige Tragödien verfasse wie es die Griechen gethan; doch nicht blos Nachahmungen . . . nur die Umrisse ihrer dramatischen Behandlungsweise, unsern Zeiten und Umständen angemessen, also ohne Chor. In diesem merkwürdigen Briefe erklärt er, daß viele sein Talent für wesentlich undramatisch halten und daß er sich selbst noch nicht darüber klar sei, ob sie recht hätten oder nicht. „Wenn Sie sich einen Begriff davon machen wollen, was ich versuche, so nehmen Sie die Uebersetzung irgendeines griechischen Tragikers zur Hand, nicht das Original; das zu verlangen wäre meinerseits eine unverschämte Anmaßung, aber die Uebersetzungen stehen so tief unter den Originalen, daß ich mich glaube, mit ihnen messen zu können. Dann beachten Sie die Einfachheit des Plans und beurtheilen ihn nicht nach unsern alten verrückten Dramatikern, denn wenn man den stärksten Liqueur getrunken hat, kann man kein Quellwasser würdigen. Doch werden Sie wol nicht behaupten, daß Schnaps ein edleres Element ist, als ein klarer, in der Sonne perlender Quell. Und das ist der Unterschied zwischen den Griechen und jenen schwülstigen Bänkelsängern — nur Ben Jonson ausgenommen, der ein Gelehrter und ein Classiker war. Oder nehmen Sie eine Uebersetzung von Alfieri zur Hand und prüfen Sie meine neuen Versuche durch einen Vergleich mit dem englischen Alfieri und sagen Sie mir dann Ihre Meinung, aber messen Sie mich nicht nach der Elle Ihrer eigenen alten oder neuen Schneider." So nennt Byron in einem Gespräch mit Medwin Shakspeare's Komödien gänzlich veraltet; einige von ihnen seien unleidlich zu lesen, weit mehr noch zu sichten; sie seien grobes Futter, nur für einen englischen oder deutschen Gaumen geeignet, unverdaulich für Franzosen und Italiener, das gebildetste Volk der Welt. Seiner Bewunderung für Pope's Genie und für die Alleingültigkeit der aristotelischen Regeln gibt er wiederholt Ausdruck. Der

Digitized by Google

einfache, strenge Stil des Alfieri war sein verhängnißvolles Vorbild; er wollte in seinen italienischen Tragödien nur ein Stück Geschichte dramatisiren, und er thut sich darauf etwas zugute, die Poesie zu der gewöhnlichen Umgangssprache soviel wie möglich herabgedrückt zu haben.

Den „Marino Falieri" schrieb Byron vom 4. April bis 16. Juli 1820; „Die beiden Foscari" vom 11. Juni bis 10. Juli 1821. Es ist mit Recht behauptet worden, daß diese beiden Dramen, wären sie ins Italienische übersetzt worden und zu jener Zeit auf die Bühne gekommen, großen Erfolg gehabt haben würden; denn sie haben eine starke Ader jenes italienischen Patriotismus und jenes starren Heldenthums, das die Italiener, die sich oft rühmen, Nachkömmlinge der alten Römer zu sein, auf der Bühne lieben; doch in beiden Stücken fehlt, selbst wenn man die Regelmäßigkeit der einheitlichen Darstellung anerkennen wollte, die schöne Beredsamkeit der Leidenschaft, ohne die es keine dramatischen Wirkungen gibt. Daß Byron dieselbe besaß, beweist zum Beispiel der Fluch der Eva in „Kain", der an Energie den feurigsten Ergüssen in den Werken großer Dramatiker ebenbürtig ist; doch nicht genug zu beklagen bleibt die absichtliche Verstümmelung seines Talents, sowol was den poetischen Flug, als auch den glänzenden Humor desselben betrifft, infolge einer gänzlich verkehrten ästhetischen Doctrin. „Marino Falieri", der aus Liebe zu seiner Angiolina sich gegen den Adel verschwört, als Haupt der Regierung gegen die Regierung sich verschwört, nur auf die Niedermetzelung seiner Standesgenossen sinnt, ist in dem Stück nicht ohne einen Zug von Größe; aber eine Plastik, welche ihre Gestalten in Erz gießt, ist zu todt für das Drama, welches reichere Innerlichkeit, lebhaftern Widerstreit, Geist und Leben verlangt. In den „beiden Foscari" hat das Märtyrerthum und die heldenmüthige Ausdauer in Folterqualen etwas peinlich Einförmiges; das ganze Stück ist nicht viel mehr als ein letzter Act. Der warme Ausdruck des Heimatsgefühls von seiten des jungen Foscari, einzelne geistreiche Betrachtungen des ältern über die Richtigkeit des Lebens können den Eindruck des Werks nicht aus der dumpfen Marterstimmung herausheben. Beide Dramen,

Digitized by Google

welche dem wenig förderlichen Einfluß der Guiccioli auf Byron's Schöpfungen zuzuschreiben sind, gehören zu den verschollensten Werken desselben.

Die beiden Dramen: „Sardanapal", gedichtet vom 18. Januar bis 13. Mai 1821 und „Werner", 18. December 1821 bis 10. Januar 1822, haben größere Lebenskraft bewiesen; das erstere, weil in der That mehr von Byron's eigenartiger Dichterkraft in demselben liegt, das zweite, weil es mit größerer Emancipation von den aristotelischen Regeln einen spannenden Novellenstoff behandelt. Hier findet sich das alles, was Byron aus seinen Dramen ausschließen wollte: Ueberraschungen der unerwartetsten Art, geheime Gänge und Thüren, Diebstahl und Mord; doch ist das Verdienst des Dichters gering, da er sich ganz an die Novelle der Miß Lee anschloß, ohne dem Stoff neue dichterische Gesichtspunkte abzugewinnen, ja indem er sogar gegen alle Grundregeln des Dramas auch der novellistischen Behandlungsweise folgte, das Publikum nicht von Haus aus mit ins Geheimniß zog, sondern erst hinterher durch merkwürdige Enthüllungen überraschte. Der Mittelpunkt der Handlung ist die Ermordung Strahlenheim's durch Ulrich; sie fällt noch ungefähr in die Mitte des Stücks, und obschon Ulrich schon vorher aufgetreten ist, erfahren wir nichts von seiner Absicht, den Mord auszuführen, und erst viel später, daß er die That vollbracht hat. Ein gröberer Verstoß gegen die Grundgesetze des Dramas ist kaum denkbar; doch Byron hatte nicht ihr Wesen, nur ihr formelles Schema erfaßt. Die veraltete Räuberromantik des „Werner" kam dem Sensationsbedürfniß des englischen Publikums entgegen; so hielt sich das Stück trotz seiner Werthlosigkeit auf der Bühne.

„Sardanapal" ist bedeutender; es ist keine Studie, es ist eine aus dem Leben des Dichters geschöpftes Werk. Schon an und für sich ist die Entwickelung dieses in Lüste versunkenen assyrischen Königs zu heldenmüthiger That und unerschrockener Selbstopferung von psychologischem Interesse; aber der Charakter ist auch ein Spiegelbild des Dichters, der sich aus seinem wüsten venetianischen Leben und Treiben emporgerafft hatte und als

Digitized by Google

Mitglied der Carbonaria wenigstens sich heldenmüthiger Entschlüsse fähig zeigte. Die Sklavin Myrrha, welche den Fürsten von seinen Lastern befreien möchte, ist Teresa Guiccoli; diese Gestalt hat Wärme und Leben. In der edel gehaltenen Königin Zarina mag man Lady Byron erkennen. Auch die Poesie ist hier nicht so niedergehalten wie in den italienischen Historien; es sind in dem Drama Stellen von großer lyrischer Schönheit, auch einige Ausbrüche der Leidenschaft haben dramatische Kraft. Wenn sich die neuere englische Bühne wieder dieses Dramas bemächtigt hat, so erscheint dies durchaus nicht ungerechtfertigt und wenn dasselbe durch glänzende Bühnenausstattung dem Geschmack des londoner Publikums zugänglich gemacht werden muß, so theilt es nur ein Geschick mit den großen Dramen Shakspeare's.

Neben den correcten Dramen, welche eine geschichtliche oder eine menschliche Handlung in einer trotz aller Proteste gegen die Aufführung bühnengerechten Weise behandelten, schuf Byron auch Mysterien im Stil des „Manfred" und darunter die bedeutendste Dichtung dieser ganzen Epoche, seines drammatischen Bienniums, den „Kain" (vom 16. Juli bis 19. September 1821). Es ist wol günstig für dieselbe gewesen, daß sein Freund Shelley, dem er die Anregungen zum „Manfred" mit verdankte, im August 1821 zu einem Besuch nach Ravenna kam; in der kühnen Dialektik des „Kain", welche weit hinausgeht über die politischen Fragen des Augenblicks, wird man den Einfluß dieses genialen Atheisten nicht verkennen dürfen. Shelley, der uns Byron als vortheilhaft verwandelt schildert unter dem Einfluß der Guiccioli, war mit dem Wesen des Freundes besser zufrieden als mit dessen dramatischen Theorien; er bemerkt sehr treffend darüber: „Er gibt sich den Anschein, ein kritisches System zu begünstigen, welches nur für die Schöpfungen der Mittelmäßigkeit geeignet sein kann, und obgleich alle seine schönen Gedichte und Stellen diesem System zum Trotz geschaffen worden sind, so erkenne ich doch die verderblichen Wirkungen desselben in dem «Dogen von Venedig», und es wird seine künftigen Bestrebungen, wie großartig sie immer sein mögen, herab-

Digitized by Google

ziehen und einschränken, wenn er sich nicht davon freimacht." Der freiere Schwung des „Kain" ist gewiß wiederum zum großen Theil den Anregungen Shelley's zu verdanken.

„Kain" ist eine der größten Gedankendichtungen, die wir besitzen; Milton'sche Erhabenheit und ein großartiger metaphysischer Schwung, eine Dialektik des Pessimismus, wie sie von keinem nachgeborenen Philosophen erreicht worden ist, kennzeichnen dies bedeutsame Werk. Mit Recht konnte Walter Scott, dem es Byron gewidmet hatte, wie er denn für diesen Autor stets die gleiche ungeschwächte, ja rührende Bewunderung hegte, erklären, er wisse nicht, daß sich des Dichters Muse je vorher zu so erhabenem Fluge aufgeschwungen habe; Byron stelle sich würdig an Milton's Seite und noch dazu auf dessen eigenstem Grund und Boden. Die Sprache sei theilweise kühn und möge bei vielen Lesern Anstoß erregen, wie denn andere nicht ermangeln würden, sich aus Neid und Heuchelei auf dieselbe Seite zu stellen; aber dann müßten sie folgerichtig auch das „Verlorene Paradies" verdammen.

Den Inhalt dieses Mysteriums wollen wir mit des Dichters eigenen Worten anführen. „Kain ist in dem metaphysischen Stil Manfred's und es fehlt darin nicht an einigen titanischen Declamationen, indem Lucifer eine der Personen des Dramas ist, der mit Kain eine Reise durch die Sternenwelt macht und dann zum Hades, wo er ihm die Phantome einer frühern Welt und ihrer Bewohner zeigt. Selbstverständlich ist das kleine Gespräch zwischen ihm und Lucifer über diese Gegenstände nicht ganz im kanonischen Stil gehalten. Die Folge davon ist, daß Kain zurückkehrend Abel tödtet, aus innerster Unbefriedigung theils mit der Politik des Paradieses, welche sie alle aus demselben vertrieben hat, theils weil (wie in der Genesis geschrieben steht) das Opfer Abel's dem Herrn wohlgefälliger war. Die Rhapsodie hat drei Acte und führt den Titel: «Ein Mysterium», entsprechend der frühern christlichen Sitte und zur Ehre dessen, was es wahrscheinlich für den Leser bleiben wird."

„Kain" trägt nicht nur die glänzendsten Spuren von Lord

Digitized by Google

Byron's dramatischem Talent; es ist auch eine Dichtung von unvergänglicher Schönheit und geistiger Bedeutung. Nie ist die Selbstherrlichkeit des freien Geistes so glorreich geschildert worden; niemals hat ein Lucifer der Dichtung sich zu so imposanter geistiger Größe emporgerichtet; in den Schlußreden des zweiten Actes hat Byron sowol Milton wie Klopstock geschlagen. Die tiefsinnigen Untersuchungen über Leben und Tod, Liebe und Sünde zugleich mit einer dichterisch schwunghaften Verherrlichung des Kosmos von wunderbarer Schönheit machen den „Kain" zu einer der tiefsinnigsten Dichtungen der Neuzeit.

Natürlich war das Aufsehen, welches dies Mysterium in England erregte, ein außerordentliches; das orthodoxe Publikum empfand weniger die philosophische Tiefe als die gotteslästerlichen Ausbrüche des satanischen Trotzes in Lucifer und seinem Schüler Kain. Der Lord-Kanzler weigerte sich, im Wege des außerordentlichen Verfahrens etwas zum Schutze des Werks gegen Nachdruck zu thun, weil dieses Gedicht nicht zur Verherrlichung des Christenthums geschrieben sei wie dasjenige Milton's. Das Einschreiten des Lord-Kanzlers war nachgesucht worden, weil der Rechtsschutz auf dem Wege des gewöhnlichen Processes nicht mehr zu erlangen war. Die Eigenthümlichkeit der Rechtspflege im Lande der Erbweisheit wird dadurch ebenso erläutert wie durch die Thatsache, daß Byron kein Verbot der Aufführung seines „Marino Falieri" hatte durchsetzen können, so heftig er gegen dieselbe protestirt hatte.

Das Mysterium „Himmel und Erde" (October 1821) ist weniger bedeutend als „Kain", überdies unvollendet; die Liebe der Engel zu den Töchtern der Menschen vor der Sündflut, welche die schwunghaft dargestellte Schlußkatastrophe bildet, ist der Gegenstand der Dichtung, welche Chöre von unzweifelhafter Schönheit, aber zweifelhafter Rhythmik enthält. Byron dachte an eine Fortsetzung, in welcher die Liebenden Azazael und Samiasa, nachdem sie den Anforderungen Michael's nicht gehorcht und sich vom Himmel losgesagt hatten, eine Reise durch die Sternenwelt machen, aber von den Wächterengeln der verschiedenen Planeten stets zurückgewiesen werden sollten, bis sie zuletzt auf dem

Digitized by Google

einzigen, aus der Sündflut hervorragenden Berggipfel der Erde sich niederließen und sich dann für immer trennten. Die Sternenreise der Liebenden würde an die Weltreise Kain's wol als eine schwächere Nachahmung erinnert haben.

Was Byron mit dem „verwandelten Misgestalteten" wollte, läßt sich aus den vollendeten Acten der Dichtung nicht klar ersehen. Die Einkleidung einer Idee, zu welcher ihm ohne Frage die besonders in seiner Jugend lebhafte Empfindung der eigenen Lahmheit die erste Anregung gab, erscheint allzu phantastisch, die Verknüpfung des sagenhaften Stoffs mit einem geschichtlichen Ereigniß wie die Eroberung Roms durch Bourbon allzu willkürlich; auch die Bedeutung der grundlegenden Erfindung, daß Satan einem Misgestalteten die Wahl läßt zwischen allen schönen Gestalten der Erde und ihm auf dessen Wunsch die Gestalt des Achilleus zuertheilt, ist nach den vollendeten Scenen nicht absehbar. Vielleicht erschien dem Dichter selbst die Fassung des Problems zu unklar und er gab deshalb die Vollendung des Werks auf.

Hatte Shelley wieder die metaphysische Ader in Byron angeregt und ihn aus dem Zauberkreise der italienischen Classicität befreit, in welchem ihn die Gräfin Guiccioli gebannt hielt, so wurden doch seine nächsten Lebensschicksale durch diese Liaison, die ihn auch in die italienische Politik verwickelt hatte, bestimmt. Die Carbonari gingen in seinem Schloß aus und ein, welches außer ihnen und ihren Waffen noch eine an Newstead-Abbey erinnernde Menagerie enthielt: zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde und zehn Pferde, die alle, die Pferde ausgenommen, im Hause auf und abspazierten, als wenn sie die Herren desselben wären. Lord Byron war der Regierung natürlich in hohem Grade misliebig, obgleich sein Rang als englischer Peer ihn vor den Verfolgungen schützte, mit denen die italienischen Mitglieder der Carbonaria heimgesucht wurden, nachdem die Bewegung in Neapel und in ganz Italien niedergedrückt war. Doch seine Freunde, die Gambas und mit ihnen seine Geliebte Teresa, wurden verbannt; man hoffte damit, vielleicht auch des

Digitized by Google

Lords ohne Aufsehen entledigt zu werden, da er aus freien Stücken den Verbannten folgen werde. Graf Guiccioli hoffte, bei dieser Wendung der Dinge seine Gattin durch Hülfe des Papstes wieder zu gewinnen; er konnte den Gedanken nicht ertragen, sie mit unter den Proscribirten zu sehen und verlangte, daß sie entweder zu ihm zurückkehre oder in ein Kloster gehe. Teresa schrieb in Verzweiflung an Byron; dieser Brief athmet die ganze glühende Leidenschaft ihres Herzens; nur von ihm will sie nicht getrennt und verlassen sein; sie wartete anfangs mit ihrer Familie auf eine günstigere Entscheidung von Rom und wandte sich dann nach Pisa, wohin denn auch Byron im Herbst 1821 übersiedelte. Er miethete den alten Palast der Lanfranchi, dessen kolossale Räume er selbst mit seinem großen Haushalt nicht auszufüllen und zu beleben vermochte. Er führte hier ein sehr einförmiges Leben; Spazierenreiten, Pistolenschießen, Unterhaltungen mit den Gambas, mit Teresa, mit Shelley und dessen Freunden, unter denen Kapitän Medwin sich besonders der Gunst des Lords erfreute, füllten seine Zeit aus. Mit dem letztern pflegte er sich bis tief in die Nacht hinein zu unterhalten und die genau aufgezeichneten Mittheilungen Medwin's über diese Gespräche gehören zu den werthvollsten Beiträgen zur Kenntniß Byron's. Unter den verschiedenen Abenteuern, die derselbe in der Stadt des Ugolino erlebte, war das schmerzlichste der plötzliche Tod Shelley's, der mit dem Kapitän Williams am 7. Juli 1822 in einem Segelboote tief in die See hineingefahren und verunglückt war; erst nach Wochen fand man ihre Leichen. Shelley hatte gewünscht, neben der Pyramide des Cestus in Rom beerdigt zu werden. Da der Körper des Dichters sich nicht mehr transportiren ließ, so ersuchte Byron die Regierung um die Erlaubniß, denselben verbrennen zu dürfen und die Asche nach Rom zu schicken. Auf einem Scheiterhaufen an der Küste zwischen den Buchten von Spezia und Livorno wurde darauf die Leichenfeier begangen, nach Art der alten Römer, indem es auch nicht an Opfern von Wein und Weihrauch fehlte. Dies absonderliche Fest erregte in England abermals großen Anstoß. Auch das Benehmen des Lords nach dem Tode seiner Schwieger-

Digitized by Google

mutter, der Lady Noel Milbank, die er mit unerbittlichem Haß verfolgte, fand vielfach ungünstige Beurtheilung. Da er von seiner Frau nicht gerichtlich geschieden war, so fielen ihm die beträchtlichen Einkünfte der sehr bedeutenden Erbschaft zu. Man einigte sich über die Hälfte derselben; Lord Byron war nicht großmüthig genug, zu verzichten. Bei diesem Anlaß kam es auch wieder zu einem Briefwechsel zwischen ihm und seiner Gattin, wenngleich die geschäftliche Correspondenz meistens durch die Sachwalter besorgt wurde. Einige Annäherungsversuche des Lords scheiterten indeß an der unüberwindlichen Kälte der Lady Byron, welche in Byron's venetianischem Leben und im langen Verhältniß zur Gräfin Guiccioli mit Recht keinen Grund zu einer versöhnlichen Stimmung sah.

Der Aufenthalt in Pisa wurde durch einen Zusammenstoß mit dortigen Soldaten, die in den Fremden nur Verschwörer sahen und sie absichtlich insultirten, getrübt. Es kam zu einem feindlichen Scharmützel zwischen der Byron'schen Cavalcade und einem toscanischen Husaren, der von mehrern Wachtsoldaten unterstützt wurde; Thätlichkeiten und Verwundungen, sowie langwierige und lästige Untersuchungen waren die Folge. Als aber Graf Pietro Gamba selbst in Händel mit einem Schweizer Byron's gerieth, der ihm eine Wunde im Gesicht beibrachte, wurde in einer Epoche so leicht entzündlicher Gesinnung der Lärm den toscanischen Behörden doch zu groß, und da die Gambas als Geächtete seitens einer befreundeten Regierung doch in Pisa nur geduldet wurden, so war es weiter keine auffallende Gewaltthat, als sie ihnen den längern Aufenthalt nicht gestattete. Da Teresa verpflichtet war, bei ihrem Vater zu bleiben, so mußte auch sie wieder folgen, und dieser Magnet zog mit oft bewährter Unfehlbarkeit den Dichter nach.

In Pisa hatte der Dichter nichts Bedeutendes geschaffen; dagegen fällt in die Zeit seines dortigen Aufenthalts eine nicht uninteressante Episode seines literarischen Lebens. Der Dichter versuchte es einmal mit dem Journalismus; Shelley hatte ihm einen in Armuth gerathenen Schriftsteller, Leigh Hunt, empfohlen, und theils das menschenfreundliche Streben, dem Manne

Digitized by Google

aufzuhelfen, theils der Ehrgeiz, an einem eigenen Journal eine literarische Waffe zu besitzen, bestimmten Byron, Leigh Hunt nach Pisa kommen zu lassen, wo er ihm eine Wohnung im Palast Lanfranchi einräumte; beide in Gemeinschaft gaben nun den „Liberalen" heraus, welchem Lord Byron einzelne Dichtungen, wie „Himmel und Erde" und „Die Vision des Gerichts" zuwendete, die an sich wenig danach angethan waren, Aufsehen zu erregen oder auch nur Sympathien zu gewinnen; das Journal hatte nicht den gewünschten Fortgang und mußte nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden. Die Verstimmung, die alsbald zwischen dem aristokratischen Lord und dem demokratischen Journalisten eingetreten war und sich von Tag zu Tag steigerte, ließ eine Fortsetzung des literarischen Unternehmens als unmöglich erscheinen. Leigh Hunt, dessen Tüchtigkeit Byron selbst vorher anerkannt hatte, glaubte sich mit dem Lord auf den Fuß der Gleichheit stellen zu können, den dieser bei allem politischen Liberalismus durch seine vornehmen Lebensgewohnheiten verhindert war zuzugestehen. Byron selbst hatte mit seinen journalistischen Arbeiten keinen Erfolg. So blieb von der ganzen Verbindung nichts übrig als eine feindselige Veröffentlichung Leigh Hunt's, der den Lord des Geizes und anderer nicht rühmlicher Eigenschaften anklagte und in der ganzen Byron-Literatur die äußerste Linke einnahm.

Von Pisa begab sich Byron nach Genua; in dem benachbarten Dorfe Albano miethete er die Casa Saluzzo, wo er ungefähr dasselbe Leben wie in Pisa führte. Für seine Spazierritte fand er eine Begleiterin in Lady Blessington, mit welcher er auch sonst häufig verkehrte und welche uns in ihren Aufzeichnungen ein mit glücklicher Auffassungskraft entworfenes Bild des Lords gibt. Alle seine Charaktereigenheiten treten in demselben scharf hervor, besonders auch eine oft leichtfertige Gesprächigkeit und ein Hin- und Herschwanken der Meinungen und Gefühle: beides die Folge einer übergroßen phantasievollen Beweglichkeit. Wer stolze Zurückhaltung bei dem aristokratischen Lord voraussetzte, wurde vollkommen getäuscht, so stark bei ihm das Empfinden vornehmer Geburt und der mit ihr verbundenen

Digitized by Google

Vorrechte und Vorzüge war. Auch für die merkwürdigen Contraste im Charakter des Lords, die zum Theil auf pathologische Ursachen hinwiesen, hatte Lady Blessington feines Empfinden. Oft bis zu Thränen gerührt durch plötzliche Aufwallung des Gefühls, war er gleich darauf bereit, diese Rührung wieder sarkastisch hinwegzuspotten; ängstlich bei kleinen Veranlassungen war er bei großen Gefahren von seltenstem Muth. So schildert ihn Lady Blessington als einen ängstlichen Reiter, und derselbe kühne Schwimmer, der den Hellespont durchschwommen hatte, war bei einer Bootfahrt oft von nervöser Furcht beherrscht. In Kleinigkeiten war er oft von einer Sparsamkeit, welche den Vorwurf des Geizes mindestens erklären konnte, während er, wo es größere Dinge galt, die glänzendste Freigebigkeit entfaltete. Seine zerrütteten Nerven spielten ihm oft einen Streich; überdies waren Hirn und Herz bei ihm, wie auch die Section ergab, nicht gesund und normal gebildet; überall wo kein höheres Interesse ins Spiel kam, vermochten diese zum Theil körperlichen Factoren den Ausschlag zu geben; wo er sich aber, wie bei allen großen Fragen und Unternehmungen, mit dem ganzen Schwung seiner Seele, mit der Begeisterung betheiligte, die sein ganzes Wesen ergriff, da zeigte er die größte Unerschrockenheit und Seelengröße; da trat vor dem edeln bedeutsamen Kern seines Wesens alles zurück, was denselben sonst zu verdunkeln vermochte.

Dieser heldenmüthige Aufschwung zeigte sich in dem letzten Unternehmen seines Lebens, in der Betheiligung an dem griechischen Freiheitskampfe, im schönsten Licht; man muß sich in die Stimmung jener Zeit versetzen und in diejenige, welche den Dichter selbst gerade damals beherrschte, um jene Betheiligung begreiflich zu finden. Der Kampf der Griechen gegen die türkische Obermacht hatte in ganz Europa allgemeine Begeisterung erweckt; überall, besonders in England, hatten sich philhellenische Comités gebildet; in jener Epoche dumpfer Reaction weckte der Muth eines Volks, das sich gegen seine Unterdrücker erhob, den ganzen Freiheitssinn, der in dem Herzen der Völker schlummerte. Byron hatte die wärmsten Sympathien für Griechen-

Digitized by Google

land, das er in den unvergänglichen Versen seines „Childe Harold" und seiner poetischen Erzählungen verherrlicht hatte; Griechenland war der Schauplatz seiner gefeiertsten Gedichte. Sein Bestreben, der Sache der italienischen Freiheit zu dienen; war ganz erfolglos geblieben; er empfand die schmachvolle Niederlage derselben als eine Art von persönlicher Kränkung. Er hatte als Mitglied der Carbonaria keine Rolle spielen können; um so mehr drängte es ihn, thatkräftig in die Sache der Hellenen einzugreifen. Hierzu kamen jedenfalls noch Erwägungen persönlicher Art. Seine letzten dichterischen Schöpfungen hatten bei weitem nicht mehr den Erfolg seiner frühern; in Genua hatte er nichts gedichtet als die letzten Gesänge des „Don Juan", die von der ungebrochenen Macht seines Genies freilich glänzendes Zeugniß ablegen, aber seine eigenen Zweifel nicht widerlegen konnten. „Wenn ich zehn Jahre länger lebe", schrieb er an Moore, „werden Sie sehen, daß es mit mir noch nicht vorbei ist; ich spreche nicht von Literatur, denn das ist nichts, und — es mag seltsam genug klingen, ich glaube nicht, daß es mein Beruf war. Doch Sie werden sehen, daß ich etwas thun werde, wenn es die Zeit und das Schicksal erlaubt, was wie die Kosmogonie der Welt die Philosophen aller Zeiten in Staunen setzen wird." In diesem Bewußtsein vielvermögender Kraft war er geneigt, seine poetischen Leistungen als dilettantisch, als zufällige Lebensäußerungen derselben zu betrachten. Seine Erfolge als Dichter genügten seinem Ehrgeiz nicht mehr; er wollte solche jetzt auf dem Gebiete der politischen That erringen. Er übersah dabei, daß auch dieser Thatendurst im Boden seines dichterischen Genies wurzelte und nur ein Nebenschößling seiner poetischen Leistungen war. Nicht minder wirkte ein uneingestandenes Motiv; die Liebe zu Teresa war ihm alltäglich geworden; sie hatte ihren dichterischen Zauber eingebüßt. Das Umherziehen mit ihr und ihrer Familie von Stadt zu Stadt mochte ihm lästig, ja bisweilen unwürdig vorkommen. Schon in Pisa berichtete Medwin, Byron sei ihr sicherlich sehr zugethan, ohne wirkliche Liebe für sie zu empfinden. Ihre Leidenschaft aber war so glühend, die Opfer, die sie ihm gebracht hatte, so groß,

Digitized by Google

daß er wohl fühlte, daß es eines starken, von ihrem edeln Sinn gewürdigten Beweggrundes bedürfe, wenn er sich von ihr losreißen wollte. Anfangs wollte sie ihn nach Griechenland begleiten, doch das lehnte Byron entschieden ab; er wünschte eben gänzlich mit den italienischen Verhältnissen zu brechen, die ihm unbequem geworden waren; er fand sie ab mit der tröstlichen Verheißung einer Rückkehr nach wenigen Monaten, an die er selbst nicht glaubte.

Durch einen Vertreter des londoner Comité, der von diesem abgeschickt war und ihn in Genua besuchte, zog er im April 1823 zuerst Erkundigungen über die Absichten des Comité ein, mit dem er dann selbst in Verbindung trat, ja dessen Mitglied er wurde. Die Philhellenen wie die Hellenen selbst schätzten die thätige Theilnahme eines ebenso reichen wie beliebten englischen Lords viel zu hoch, als daß sie nicht alles aufgeboten hätten, ihn, nachdem sie ihn einmal für ihre Sache gewonnen, auch dabei festzuhalten. Der Entschluß, nach Griechenland selbst zu reisen, wurde so allmählich ein unwiderruflicher, obgleich Zweck und Ziel der Reise zunächst im Dunkel schwebten; bestimmter trat nur die den Griechen so willkommene Absicht Byron's hervor, ihrer Sache einen Theil seines Vermögens zu widmen. Er ließ sich alle disponibeln Fonds aus England zusenden, erhielt von dem Bankier Bary in Genua auf seine Bücher und seine Habe 50,000 Kronen vorgestreckt, kaufte die englische Brigg Hercules und rüstete sich mit seinem Gefolge, welches aus dem Grafen Pietro Gamba, Kapitän Trelawney und acht Dienern bestand, zur Abfahrt. Dunkle Ahnungen, daß er nicht wiederkehren werde, bemächtigten sich seiner, und Lady Bessington berichtet, daß ihm bei einem Gespräch hierüber Thränen in den Augen standen. Trotz abergläubischer Befürchtungen ging das Schiff doch an einem Freitag (Juli 1823) in See. In Livorno, wo ein nothgedrungener Aufenthalt stattfand, erhielt der Lord einen Brief Goethe's, dem er den „Werner" gewidmet und zugeschickt hatte, nachdem zwei frühere Widmungen, eine des „Marino Falieri" in barock humoristischem und wenig passendem Stil und eine andere des „Sardanapal" nicht

Digitized by Google

zum Abdruck gekommen waren. Byron erwiderte das Schreiben mit dem Ausdruck seiner vollsten Bewunderung. Es war die Bruderhand eines geistesverwandten Dichters, der wie er die tiefsten Probleme der Menschheit in Werken von dauernder dichterischer Schönheit behandelt und in gleicher Weise besonders die Liebe als sinnlich geistige Naturmacht, unachtsam auf die Sitte und das Gesetz der Menschen, geschildert hatte; es war die Bruderhand eines ebenso „grenzenlos genialen" Mannes, die er hier kurz vor seinem Tode drücken durfte.

Die Abenteuer, die Lord Byron in Griechenland erlebte, gaben ihm Gelegenheit, seinen Heldenmuth, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde, voll zu bewähren. In Cephalonia, wo die Begeisterung der englischen Offiziere ihn für manches ungünstige Votum der öffentlichen Meinung entschädigte, zögerte er lange; die Uneinigkeit der griechischen Heerführer ließ ihn zu keinem Entschlusse kommen, wohin er sich zu wenden habe; auch war es ihm nicht leicht, seine Geldeffecten in Italien zu realisiren. Im ganzen zeigte Byron den praktischen Sinn des Engländers und seine scharfe Beurtheilung der Griechen jener Zeit beweist, daß er von allen poetischen Illusionen frei war. Hier war es auch, wo ein englischer Arzt, Dr. Kennedy, jene langweiligen Bekehrungsversuche an dem Lord unternahm, über die er dann ausführlich berichtet; natürlich blieben sie erfolglos und gaben Byron nur Gelegenheit, seine genaue Kenntniß der Bibel, die er in der That von Jugend auf besaß, darzulegen und sich hierin seinem Gegner ebenbürtig zu zeigen. Byron folgte zuletzt den Einladungen des Maurokordatos, des griechischen Chefs in Westen von Hellas, nach Missolunghi zu kommen und diesen Schlüssel Griechenlands gegen die Türken vertheidigen zu helfen. Seine frühere Vorliebe für die Sulioten, die einen Hauptbestandtheil der Garnison ausmachten, fiel bei diesem Entschluß mit ins Gewicht. Das Schiff, das den Dichter hinübertrug, gerieth an Klippen und drohte unterzugehen; Byron benahm sich dabei mit dem Heldenmuth eines wetterfesten Seekapitäns. Das andere Schiff, auf welchem Pietro Gamba sich befand, fiel den Türken in die Hände, wurde aber wieder frei-

Digitized by Google

gegeben, wofür Byron später dem Yusuf-Pascha einen Dankbrief schrieb, indem er ihm gleichzeitig einen gefangenen Türken, deren Freilassung er bewirkt hatte, zusendete. Am 5. Januar hielt er seinen Einzug in Missolunghi, unter Kanonenschüssen, bei wilder Musik, begrüßt von den Spitzen der militärischen und Civilbehörden und von dem Jubel des Volks. Nicht lange darauf nahm er 500 Sulioten in Sold, von denen ihn ein großer Theil bei seinen Ausritten zu Fuß als eine Art Leibwache, oft im Dauerlauf, begleitete. Er suchte sich damit ein Ansehen zu geben und befriedigte seine auf das Glänzende gerichtete Einbildungskraft. Ein Rest solcher abenteuerlichen Romantik war es auch gewesen, daß er sich vor seiner Abfahrt von Genua einen prächtigen Helm mit dem Wappen der Byron hatte anfertigen lassen. Seine Stimmung war eine gehobene; in einem schönen Gedicht, das er an seinem letzten Geburtstage, am 22. Januar, verfaßt hatte, wünscht er sich, müde der Liebeshändel, ein Soldatengrab. Ein Zug zur Eroberung Lepantos, zu dem er selbst mit kriegerischem Eifer trieb, hätte vielleicht diesen Wunsch erfüllt; er sollte nicht blos seine 500 Sulioten, sondern auch die 2000 Mann commandiren, welche dazu bestimmt waren; er hatte zu diesem Zweck von der provisorischen Regierung den erforderlichen militärischen Rang erhalten; doch die Sulioten zeigten sich bald als unverschämt in ihren Anforderungen, eine Elitetruppe zu bilden; es gab Händel jeder Art; der äußere soldatische Anstrich bröckelte immer mehr ab. Einer von ihnen tödtete einen schwedischen Offizier, der sein Eindringen aufhalten wollte, und als Byron schwererkrankt daniederlag, drangen sie mit geschwungenem Säbel an sein Krankenbett; der ruhige Heldenmuth, mit dem er sie zurückwies, erregte die Bewunderung aller Zeugen. Nach einem frühern Anfall mehr nervöser Art verfiel Byron, infolge eigener Unvorsichtigkeiten, der Aufregungen mancher Art, des Pest- und Sumpfklimas von Missolunghi, in ein nervöses Fieber, das ihn an das Krankenbett fesselte. Obgleich er seine jedenfalls berechtigte Abneigung gegen Aderlässe besiegt hatte, vermochte ärztliche Kunst doch nicht, sein Leben zu erhalten; Byron starb, seines Weibes, seiner Tochter und Schwester

Digitized by Google

eingedenk, deren Krankheit auch ihn beunruhigt hatte, am 18. April 1824; er starb, ein Opfer seiner Begeisterung für den Freiheitskampf des griechischen Volks. Siebenunddreißig Trauerschüsse, nach der Zahl seiner Jahre, verkündeten seinen Tod; eine dreitägige Trauer wurde von Maurokordatos über die Stadt verhängt; aufrichtig und tief war die Klage der Bevölkerung, die Sympathien des Griechenvolks; Europa erfuhr bald darauf, daß einer der größten Dichter des 19. Jahrhunderts dahingegangen war.

Und diese Bedeutung darf ihm engherzige Kritik nicht streitig machen. Seine poetischen Erzählungen sind epochemachend für alle Nationen, auch für diejenigen des Ostens geworden; seine großen Gedankendichtungen stellen ihn in eine Linie mit den erhabensten Sängern aller Zeiten; seine feurige politische Lyrik, deren Inhalt er durch sein Leben bewährt hat, galt jenen Idealen der Nationen, welche das Jahrhundert selbst noch zum Siege führen konnte; sein „Don Juan", der leider unvollendet blieb, ist ein satirisches Epos von unvergleichlicher Genialität. In diesem Gedicht, wie in allen seinen Hauptwerken, war Byron ein moderner Dichter, und die geistige Revolution, welche die Seele dieses Jahrhunderts ist, hatte in ihm einen der begabtesten Vorkämpfer. Nur kurze Zeit ließ er sich zu akademischen Formstudien in Drama und Lyrik verleiten; was er sonst schrieb, schrieb er mit seinem Herzblut; es war alles Leben, Geist und Seele. Kein Meister gestaltender Kunst und reicher Erfindung, nicht schöpferisch in Charakteren und Situationen, drückte er fast allem, was er schrieb, den unfehlbaren Stempel eines vollendeten Stils, schöner geistdurchdrungener Form auf, und die Melodie seiner Verse, das unvergängliche Gepräge des „einmal Gesagten", seine geistige Bedeutung machen ihn zu einem großen Dichter.

Doch mehr als an andern bewährte sich bei ihm, daß die kostbare Perle in einer kranken Muschel versteckt war. Lord Byron hatte als Mensch alle Vorzüge seiner Dichtungen: edeln Aufschwung, große Gesinnung, seltene Empfänglichkeit für Liebe und Freundschaft, eifriges Streben nach dem Höchsten im Denken und Handeln, aber ein krankhafter Zug seiner Natur hatte von

Digitized by Google

Haus aus sein Leben in eine schiefe Linie gerückt; früh geweckte wilde Sinnlichkeit gewann stets von neuem die Herrschaft über ihn und auch die Leidenschaft des Herzens führte ihn nicht blos zu Verirrungen, sondern zu kühnem, verbrecherischem Trotz gegen die hergebrachte Sitte. Freilich, was seine Dichtungen in so tiefdunkler oder glühender Beleuchtung erscheinen läßt, würde nicht zu so ergreifendem Ausdruck gekommen sein, wäre es nicht aus seinem innersten Leben herausgeboren worden. Niemals war ihm das Große, wenn er auch im Kleinen bisweilen klein war, ein „Sport", trotz alles äußern Anscheins; es gab ein Heiligthum seines Geistes, in welches der englische Spleen mit allen ausschweifenden Sonderbarkeiten, die sein Leben beherrschten, nicht Zutritt fand. Mag man seine Fehler Launen oder Verbrechen nennen; sein Leben verdammen, das reich an Irrthümern war: in seinen Werken lebt er fort, erhaben selbst über die berechtigte Beschuldigung, die sein Leben trifft, eine dauernde Zierde der englischen, der europäischen Literatur!

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google